Napoleon I: Bd. Napoleons Kampf um die Weltherrschaft

August Fournier

Napoleon I.

Eine Biographie

von

August Fournier.

Zweiter Band:

Napoleons Kampf um die Weltherrschaft.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

WIEN. F. TEMPSKY. LEIPZIG. G. FREYTAG.

1905.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die letzten Jahre des Konsulats. Der Kaiser.

Der allgemeine Friede des Jahres 1802 brachte Frankreich Glück und Ansehen. Zahllose Fremde — zumeist Engländer — pilgerten nach Paris, um die zu unsterblicher Bedeutung gelangten Stätten der Revolution zu besuchen und den großen Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte. Der Mittelpunkt der Welt schien an die Seine verlegt, wo sich nun ein geordnetes Leben in Arbeit und geselliger Freude entfaltete. Das war nicht mehr der tolle Rausch, wie in der ersten Zeit des Direktoriums, wo jeder froh des überstandenen Schreckens, doch unsicher noch dem kommenden Tag entgegensah, sondern maßvoll friedliches Genießen, nicht mehr das dreiste Spiel um unsauberen Gewinn, sondern geordnete Werktätigkeit und ehrenwerter Erwerb. Das gemäßigte bürgerliche Element, das Napoleon im Vendémiaire so erbarmungslos zusammenkartätscht hatte, daß ihm die düsteren Bilder, wie er versicherte, noch fortwährend seine Träume störten, fühlte sich jetzt unter seinem Regimente sicherer als je zuvor, und die ungerechten Deportationen jakobinischer Parteigänger hatten — wie sie sollten — die Überzeugung verbreitet, daß der Mann, der seit dem Brumaire das Steuer führte, mit dem Konventgeneral von 1795 nichts mehr gemein habe. Die Einen wünschten seine persönliche Macht, um gegen die Ausschreitungen der Revolution, die Andern, um gegen die Wiederkehr der Bourbons gesichert zu sein, Alle, um ungestört zu arbeiten und zu genießen. Was wollte es diesen mächtigen materiellen Kräften und Interessen gegenüber sagen, wenn eine Anzahl treu gesinnter Republikaner den Verlust ihrer uneingeschränkten politischen Selbstbestimmung beklagten, oder wenn die adelsstolzen Kreise des Faubourg Saint-Germain lieber einem legitimen König als einem Emporkömmling mit schlechten Manieren untertan sein wollten? Der großen Menge des

Volkes war die Politik zur Last geworden, und sie ertrug willig den Zwang der neuen Regierung, die Ordnung schuf und verbürgte. Ihr unbedingtes Vertrauen in den Sieger nach außen und innen charakterisiert die Periode des Konsulats. Da waren zunächst die Bauern, die, unter dem Königtum von Abgaben und Lasten fast erdrückt, jetzt frei und mäßig besteuert, einem Regimente willig anhingen, das ihnen den ruhigen Besitz ihres Bodens, das ungestörte Bekenntnis ihres Glaubens gewährleistete, sie vor der Wiederkehr von Zehnten und Frohnden bewahrte und es ihnen ermöglichte, ihre Ernte auf guten Wegen zu Markte und den Erlös ungefährdet nach Hause zu bringen. Da waren dann die Kaufleute und die Industriellen; sie vertrauten auf Napoleon, seitdem sie sein aufrichtiges Bemühen wahrnahmen, ihre Tätigkeit auf allen Bahnen zu fördern; und wenn auch der Kurs der Staatsrente sich nicht über ein gewisses Niveau erhob, so war es nur, weil es eben bloß dieses eine, oft bedrohte Menschenleben war, an das sich die neue Ordnung knüpfte. Da waren die sogenannten „neuen Reichen“, die sich durch Agiotage und Spekulation zu Herren weitläufiger Staatsgüter gemacht hatten; sie wurden allmählich sicher, je weiter sie Napoleon von der Rolle eines Monk sich entfernen sahen. Da waren aber auch die Besitzlosen, die Arbeiter, denen er wieder Verdienst verschafft hatte und deren Lebensführung er, indem er die Erhöhung indirekter Abgaben ablehnte, erleichterte. Da waren die Kreise der studierenden Jugend, die er sich schon im März 1800 durch Begünstigungen im Kriegsdienst verpflichtet hatte. „Wir sind keine Spartaner“, sagte er jetzt, „und müssen an Kunst, Wissenschaft und Industrie denken.“ Bald wird er auch die einzigen Söhne der Witwen und gealterter Väter, die Brüder bereits im Dienste stehender Soldaten und verwaister Geschwister von der Militärpflicht befreien und sich durch solche Nachsicht viele Mutterherzen gewinnen. Er wird sie später wieder verlieren, ja, aber jetzt waren sie sein, und manche dankbare Träne half seine Autorität fester kitten. Und sollte nicht das junge Frankreich insgesamt an ihm hängen, dessen Talenten er jede Laufbahn offen hielt, ohne daß, wie vorher so oft, parteiische Mißgunst

sie zu verlegen imstande war? So war die absolute Gewalt des Einen jetzt ebenso populär wie „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ Aller ehevor. Der neue Monarch von Frankreich konnte daraufhin viel, sehr viel wagen. Nur daß er schließlich zu viel gewagt, hat ihn vor seinem Ende vernichtet.

Wer Paris zu Beginn des Konsulats verlassen hatte und nach ein paar Jahren wiederkehrte, wie zum Beispiel der Staatsrat Miot von Melito, staunte über die inzwischen eingetretenen Veränderungen. Er fand allenthalben die letzten Reste der revolutionären Zeit getilgt. An die Stelle der bürgerlich-militärischen Kleidung der Männer, die am Schluß des Jahrhunderts Mode gewesen, war vielfach wieder die Tracht des alten Regimes getreten, statt des Säbels trug man wieder den Paradedegen, statt der Stiefel Strümpfe und Schnallenschuhe. Nur die heimgekehrten Aristokraten behielten — um ihre Verarmung auffällig zu machen — die egalitäre Gewandung mit Frack und Pantalons bei. Auch die Frauentracht war mit Samt und Seide vornehmer und prächtiger geworden. Man sah auch schon häufiger galonnierte Lakaien, in die Farben der Häuser gekleidet, in denen sie dienten. Man sprach sich nicht mehr mit „Bürger“, sondern mit „Herr“ an, ja, der offizielle Almanach von 1803 schrieb den Titel „Madame“ statt „Citoyenne“ geradezu vor. War auch noch der revolutionäre Kalender im Gebrauch, so war doch schon statt des Dekadi der alte Sonntag wieder in seine Rechte getreten, und man säumte nicht, an diesem Tage der Messe beizuwohnen. Die Straßen hatten ihre republikanischen Namen gegen die früheren vertauscht, das Palais d'Egalité hieß wieder Palais Royal, die Place de la Révolution wieder Place Louis XV. In der Modelitteratur wurden die hervorragendsten Vertreter des aufgeklärten Frankreich, Voltaire und Rousseau, verleugnet, weil man in ihnen die geistigen Urheber des Umsturzes erblickte, und Chateaubriand fand in der aus alten und neuen sozialen Schichten gemengten Gesellschaft ungemeinen Beifall.

Am größten aber erschien der Unterschied gegen zuvor in der nächsten Umgebung Napoleons. Die Tuilerien waren wieder das Hoflager eines Souveräns geworden. In den

ersten Monaten hatten ihre Tore noch für jedermann weit offen gestanden; dann aber hatten sie sich eines Tages plötzlich geschlossen und niemand durfte sie unangemeldet passieren. Drinnen aber fand man jetzt eine strenge Etikette, einen disziplinierten Hofstaat. Die Frauen, denen die Demokratie keinerlei politische Geltung eingeräumt hatte, erhielten nun eine solche: Josephine hatte seit dem März 1802 ihre Audienztage wie ihr Gemahl. Sie lagen ja jetzt, wo der Erste Konsul ein Jahrgehalt von sechs Millionen Franken und andere hohe Summen „zu geheimen Zwecken" bezog, weit hinter ihr, die Zeiten, da sie, wie man ihr nachsagte, Geschenke aus allen Händen annahm, um ihren Toilettenaufwand zu bestreiten.*) Alles bis auf die Namen „Konsul" und „Republik" war monarchisch, persönlich, auf eine einzige herrschende Individualität konzentriert. Freilich war an diesem Hofe, wo man — auf Kommando — die Sitten des alten Königtums wieder einführte und mit Vorliebe weltgewandte Aristokraten als Palastbeamte anstellte, gar vieles, das an das brüske Emporkommen des Herrn erinnerte. Da gab es Leute, die der spöttische Talleyrand mit der Bemerkung charakterisierte, sie verstünden nicht, auf Parkett einherzugehen: linkische Offiziersfrauen von unbedeutender Herkunft und ohne alles Ansehen, Generale, mehr dressiert als erzogen, scheu und untertänig dem aus Nervosität und Berechnung gemischten Eigenwillen eines Mannes gehorchend, der es zu seinem Grundsatz machte, den Eifer durch die Furcht zu spornen. Napoleon selbst war nicht ohne persönliche Liebens-

*) Noch am 11. April 1801 hatte Ludwig Cobenzl nach Wien geschrieben: „Madame Bonaparte, die Frau des Ersten Konsuls, nimmt hier Geld aus allen Händen (prend ici de toutes mains), denn nur so, und indem sie ihre Schulden nicht bezahlt, kann sie den übermäßigen Aufwand für ihren Putz bestreiten, der denjenigen weit übersteigt, den man der unglücklichen Königin zur Last legte. Das ist eine ganz bekannte Sache. Joseph Bonaparte selbst hat sie mir erzählt und hinzugefügt, das sei der einzige Vorwurf, den der Erste Konsul gegen seine Gemahlin erhebe und der oft ihr Einvernehmen störe. Talleyrand versichert, der Erste Konsul lasse nur noch solche Geschenke für seine Frau zu, die anderwärts nicht zu beschaffen seien; eine kürzlich ihr angebotene Diamantagraffe habe er zurückgewiesen" (W. St. A.).

würdigkeit, die aber rasch mit ihrem Gegenteil wechselte; seine Herrschsucht duldete selten Widerspruch; nur im Staatsrat, wo er von der Erfahrung der Anderen Gewinn zog, war er ihm zugänglich. Manchmal schien es, als ob sein Wesen überhaupt keine Schranken kannte, selbst die nicht, denen alle Welt sich fügte. „Ich bin nicht ein Mensch wie ein andrer," sagte er, „und die Gesetze der Moral und Sitte gelten nicht für mich." Soll er doch die Mißachtung dessen, was andern heilig war, so weit getrieben haben, daß ihn die eigene Gattin im Zorn der Eifersucht der Blutschande mit seinen Schwestern zeihen durfte.*) Seine Erfolge hatten aus dem Träumer von ehedem keinen frohen Mann gemacht. Durch sein Wesen ging häufig ein Zug der Schwermut, der in späteren Jahren einem herben Mißmut weichen sollte. „Ich bin nicht geschaffen zum Vergnügen," pflegte er zu sagen, und was wir von seinen Zerstreuungen hören, würde seine Worte beweisen. „Man sah ihn" — erzählt Frau von Rémusat, die seit 1802 bei Josephinen die Stelle einer Palastdame bekleidete — „am Rauschen des Windes sich begeistern, hörte ihn mit Enthusiasmus vom Brüllen des Meeres reden, ja, er war sogar manchmal versucht, nächtlichen Geistererscheinungen nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen, und neigte zum Aberglauben. Wenn er des Abends sein Arbeitszimmer verließ und in den Salon seiner Gattin eintrat, ließ er nicht selten die Kerzen mit weißen Schleiern umhüllen, gebot Schweigen und gefiel sich dann im Erzählen oder Anhören von Gespenstergeschichten, oder ließ sich langsam und leise tönende Musik von italienischen Sängern vortragen, die nur wenige, kaum berührte

*) Rémusat, Mémoires, I., 204, 206. Auch über Beziehungen Napoleons zu ihrer Tochter Hortense soll sich Josephine später einmal, nach ihrer Scheidung, ausgesprochen haben. S. Mounier, Souvenirs intimes (éd. Hérisson) p. 305. Man muß ihren Äußerungen gegenüber vorsichtig sein. Sie pflegte ihre Worte nicht zu wägen. Einmal beschuldigte sie Lucian, seine erste Frau vergiftet zu haben. (Pingaud, Un agent secret, p. 267.) Eine ihrer Vertrauten sagt: „Man fühlt sich gefoppt, wenn man sieht, daß sie gar nicht empfindet, wie stark das ist, was sie sagt" (Pingaud, a. a. O.). Den Verkehr mit den Schwestern erwähnt übrigens auch neben Mounier, Thiébault (Mémoires V. 305). Vergl. Pellet in der „Révolution française", 1904, nach Beugnotschen Papieren.

Saiteninstrumente begleiteten. Da sah man ihn in träumerisches Brüten versinken, während jedermann still auf seinem Platze blieb. Aus diesem Zustande, der ihm eine Art Erleichterung zu gewähren schien, erwachte er dann in der Regel heiterer und gesprächig.“ Wir wissen aber doch auch, daß, insbesondere in den ersten Jahren des Konsulats, solche Momente der Heiterkeit nicht ganz selten waren. In Malmaison, wo man die Sommerszeit von 1801 und 1802 verbrachte und wo unter Talmas, des berühmten Mimen, Anleitung von den Intimen Lustspiele aufgeführt wurden, pflegte Napoleon häufig das Ballspiel und tanzte sogar zuweilen, mit viel Eifer und sehr wenig Anmut, den „Monaco“.*)

Seit den Attentaten hatte sich Bonaparte von der Außenwelt immer mehr abgeschlossen. Nur bei der sonntäglichen Musterung der Truppen im Hofe der Tuilerien war es möglich, sich ihm zu nähern und Bittschriften zu überreichen. Diese Paraden waren nicht nur eine prächtige Schaustellung, zu der sich namentlich die Fremden herzudrängten, sondern sehr eingehende, mehrere Stunden andauernde Revuen über 5- bis 6000 Mann, wobei der Konsul wiederholt vom Pferde stieg, durch die Reihen schritt, einzelne Soldaten ansprach, ihre Bitten oder Beschwerden anhörte, Anzug und Ausrüstung prüfte, hier lobte, dort tadelte, und auf diese Weise mit der Armee in unmittelbarer Fühlung blieb. Sonst fuhr er stets nur unter starker Bedeckung berittener Leibgendarmen durch die Stadt, und sein Besuch im Theater, das er liebte und wo er namentlich gerne den tiefsinnigen Versen Corneilles und Racines mit Andacht lauschte, erheischte einen besonderen Überwachungsapparat, in den sogar die ersten Kulissen, denen er gegenüber saß, einbezogen wurden; sie waren mit Gardisten besetzt. Draußen in Malmaison oder Saint-Cloud — das letztere Schloß bewohnte er seit dem Herbste 1802 mit

*) Daß er von Talma in dieser Zeit Unterricht in würdevollen Attitüden und Geberden erhalten habe, ist — mit mancherlei anderen Dingen — eine britische Erfindung aus dem Jahre 1814. Vergl. auch Desclozeaux, Indiscrétions, p. 179, wo Talma versichert, er habe dem Kaiser niemals Unterricht in der Deklamation gegeben, vielmehr selbst mit Erfolg einzelne seiner Posen verwendet und von ihm gute Ratschläge empfangen.

Vorliebe — durchschritten starke Patrouillen die Alleen, und niemals kehrte der Konsul nach Paris zurück, ohne daß die Polizei vorher die Straßen, die er passieren mußte, durchforscht hatte. Ein tiefes Mißtrauen erfüllte ihn gegen jedermann. Zuweilen wurde er selbst für Talleyrand wochenlang unzugänglich, dem dann ein Adjutant seine Befehle zu überbringen hatte. Da er selbst jede seiner Handlungen wohl berechnete, spürte er auch bei andern stets nach Zweck und Kalkül ihres Benehmens. Nichts leuchtete ihm so sehr ein als Macchiavells Sentenz, man müsse mit seinen Freunden immer in dem Gedanken leben, daß sie unsere Feinde werden könnten. Edle Motive setzte er bei niemandem voraus. Als einmal seinem Sekretär Bourrienne die verlorene Taschenuhr wieder gebracht wurde, war er von diesem Akte von Ehrlichkeit so überrascht, daß er den Finder vom Militärdienst befreite und für dessen Familie sorgte. Und nicht anders als mit der Redlichkeit hielt er es mit der Wahrheit, die zu sagen, nach seiner Meinung, nicht immer zuträglich sei. So verließ er sich auch durchaus nicht auf die offizielle Polizei allein, sondern hatte neben dieser, insbesondere als Fouché 1802 seines Ministerpostens verlustig ging, noch verschiedene geheime Polizeibureaus, die von ergebenen Generalen: Duroc, Savary, Davout, Moncey, Junot u. a. geleitet wurden und sich gegenseitig überwachten.

Am Hofe Bonapartes war es Josephine, die Aristokratin von Geburt, die den französischen Adel mit der Konsularregierung verband. Durch sie und ihre früheren Beziehungen wurde jetzt mancher alte Name mit der Gegenwart versöhnt und mit seinen Interessen an die neue Staatsgewalt geknüpft. Dagegen markierten die Brüder Joseph und Lucian gewisse republikanische Neigungen, die aber nicht tief genug wurzelten, um nicht schließlich von dem energischen Willen des Cäsars überwunden zu werden. So war es wenigstens bei Joseph, der aus seiner Erstgeburt eine Art Anrecht auf die Herrscherstellung ableitete, die sich Napoleon errungen hatte, und zum Beispiel sehr verstimmt darüber war, daß die Verfassung von 1802 nur das Adoptionsrecht des Ersten Konsuls, nicht aber die Erblichkeit des Konsulats aussprach. Wir wissen übrigens

auch, daß er sich bereits allerlei Verbindung mit den Freisinnigen und Friedsamen für den Fall zur Verfügung hielt, wenn Napoleon auf irgendwelche Weise ums Leben oder um die Herrschaft kam; sein Schwager Bernadotte mochte dann für den nötigen militärischen Rückhalt sorgen. Ja, er soll sogar um ein Komplott gewußt haben, nach welchem einige mit dem Konkordat unzufriedene Generale — Bernadotte war darunter — den Plan faßten, Napoleon am Festtage der Restauration des katholischen Kultus (Ostern 1802) aus der Kirche Notre-Dame zu entführen.*) Der Anschlag blieb nicht verborgen, und ein starkes Aufgebot sicherer Truppen, von denen einige Bataillone sogar im Innern der Kirche postiert wurden, machte ihn zunichte. Die Sache hatte aber noch ein Nachspiel. Bernadottes Generalstabschef Simon von der Westarmee ließ in Rennes Proklamationen drucken, wonach einzelne unzufriedene Halbbrigaden nach Paris rücken sollten, „um die Republik gegen den Tyrannen Bonaparte zu verteidigen". Auch diese Sache wurde den Behörden bekannt. Man verhaftete mehrere Offiziere; die Truppen sandte man in die Kolonien. Von Bernadotte sagte Napoleon zu General Rapp, er habe verdient, erschossen zu werden. Aber Bernadotte wurde nicht erschossen. Man sollte in der Öffentlichkeit nicht erfahren, daß es in der Armee Frankreichs Unzufriedene und Renitente gab. Gleichwohl sprach sich die Sache heimlich herum, und übertriebene Berichte trugen sie ins Ausland, wo man dann allen Ernstes an eine kommende Militärrevolution glaubte — eine Vorstellung, die später im Kriege von 1805 nicht ohne Wirkung war.**) Lucian, der sich als Gesandter

*) Masson, Napoléon et sa famille, II., 112 f. spricht sich sehr bestimmt für die Mitwissenschaft Josephs aus. Ist aber dessen bloße Weigerung, in der Kirche unmittelbar neben seinem Bruder zu stehen, schon ein zulänglicher Beweis?

**) Über die militärischen Verschwörungen sind in den Memoiren Pasquiers (I., 157 ff.) und Thiébaults (III., 335 ff.) — von Marbot (I., 154 ff.), der wenig Glauben verdient, nicht zu reden — neue Aufklärungen gegeben worden, die Einzelnes in der Studie Gaffarels, L'opposition militaire sous le Consulat, richtig stellen. Chaptal erzählt (Souvenirs, p. 219, 250), Napoleon habe ihm von der Absicht einiger (12) Generale gesprochen, Frankreich in zwölf Provinzen unter sich aufzuteilen. „Mir überließen sie großmütig Paris samt Bannmeile. Der

am Madrider Hofe ein großes Vermögen erworben hatte, überwarf sich mit Napoleon, weil er, anstatt der 1803 verwitweten Königin von Etrurien die Hand zu reichen, eine bürgerliche Ehe einging und sie, trotz allem Einspruch des Bruders, nicht lösen wollte, was ihm schließlich die Verbannung aus Frankreich eintrug. Es gefiel ihm hinterher, sich mit seiner demokratischen Gesinnung zu drapieren. Der dritte Bruder, Ludwig, hatte, auf Josephinens Betreiben, deren schöne Tochter, Hortense Beauharnais, geheiratet. Die Verbindung, von beiden Seiten widerwillig eingegangen, war keine glückliche und zeigte deutlich die Feindseligkeit, die zwischen den beiden Familienparteien, den Bonaparte und den Beauharnais, herrschte. Die Ursache dieses Zwistes lag mit in Josephinens Unfruchtbarkeit, welche, bei dem Adoptionsrecht Napoleons, dessen Stiefkindern eine Bedeutung einräumte, die den Bonaparte unbequem war. Tatsache ist, daß die Geschwister des Konsuls, Lucian voran, schon jetzt von Scheidung sprachen, und daß Josephine in ihrer Besorgnis sogar die Fürsprecherin der Bourbons wurde. Napoleons jüngster Bruder, Jérôme, lebte zu dieser Zeit in Nordamerika ein ziemlich leichtes Leben und heiratete dort die schöne Elisa Patterson in Baltimore, die er später in Europa, auf höheren Befehl, wieder verließ. Er war zu einer großen Stellung in der Marine bestimmt, sollte es aber noch weiter bringen.

Von den Schwestern des allgewaltigen Konsuls war jetzt die älteste, Elisa, die Gemahlin Felix Bacciocchis, dem im Jahre 1803 das Kommando des Forts St. Jean in Marseille übertragen wurde, eine Frau von schöngeistigen Neigungen. Sie versammelte mit Lucian in Paris einen Kreis angesehener Litteraten um sich, von denen sie Fontanes und Chateaubriand bei Napoleon empfahl und emporbrachte. Die schöne aber leichtfertige Pauline ging mit ihrem Gatten, dem General Leclerc, nach St. Domingo, wo dieser mit Tausenden seiner Landsleute dem gelben Fieber erlag. Als sie dann anfangs 1803 von dort nach Frankreich heimkehrte, fand sich alsbald

Vertrag wurde in Rueil unterzeichnet und Massena sollte mir ihn überbringen. Der weigerte sich aber, indem er sagte, er würde sofort beim Verlassen der Tuilerien von der Garde erschossen werden."

in dem Fürsten Borghese ein neuer Freier. Die ehrgeizige Karoline, seit 1800 die Gattin des Reitergenerals Murat, den sie geistig weit überragte, war eine der eifrigsten Intriguantinnen gegen die Beauharnais. Murat, der Sohn eines Gastwirtes in La Bastide bei Cahors, vor der Revolution Student der Theologie, hatte reichlich für seine Tasche zu sorgen gewußt, namentlich als er in der oberitalienischen Republik die französischen Truppen kommandierte und sich in jeder Stadt mit Geldgeschenken regalieren ließ. Auch er hatte, wie die Schwäger, seinen Palast in Paris und ein Schloß in der Umgebung; der beste Koch der Hauptstadt stand in seinen Diensten; man aß bei Murats nur auf Gold. Natürlich lebte jetzt auch Mutter Lätitia in ihrem eigenen Palais in der Hauptstadt, sonnte sich im Glanze ihres Sohnes, ohne aber als erfahrene Frau seinem Glücke so unbedingt zu vertrauen, daß sie nicht die Gunst der Verhältnisse zur Erwerbung reicher Fonds für mögliche schlimmere Tage ausgenutzt hätte. Sie war sich völlig gleich geblieben. Auch ihren korsischen Dialekt hatte sie beibehalten, was Napoleon ihr ernstlich übelnahm, denn er wollte durch nichts an seine fremde Herkunft erinnern. Nützlicher erwies sich ihm Onkel Fesch, der ehemalige Abbé und Magazinverwalter der italienischen Armee. Ein geistliches Mitglied in der Familie war dem Konsul, nachdem er seinen Frieden mit der Kirche gemacht hatte, von nicht geringem Werte. Fesch mußte die weggeworfene Soutane wieder aufnehmen und wurde bald nach Abschluß des Konkordats Erzbischof von Lyon und Kardinal. Wer wußte denn auch jetzt noch, daß er seinerzeit mit italienischen Kirchengemälden einen schwunghaften Handel betrieben hatte?

Das war der Hof des Mannes, der — wie er sagte — die Politik von ganz Europa lenkte. Und darin lag keine Übertreibung. Er lenkte sie in der Tat, bereit, wo immer sich ein Widerstand zeigen würde, ihn sofort mit den Waffen niederzuschlagen. Er hatte den allgemeinen Frieden geschlossen, weil die öffentliche Meinung in Frankreich und der Wunsch des französischen Volkes dazu drängten und er ihn deshalb für seine persönliche Geltung benötigte; ihn dauernd zu erhalten, lag weder in dem revolutionären System, das er

zu dem seinigen gemacht hatte, noch in seiner eigensten Neigung. Es ist uns von vertrauenswürdiger Seite ein Gespräch überliefert, das er mit einem Staatsrat führte, kurz bevor er die konsularische Gewalt auf Lebenszeit übertragen erhielt. Der Staatsrat vertrat die Meinung, für Frankreichs Wohl sei die Erhaltung der Ruhe in Europa vor allem andern erforderlich, worauf ihm der Konsul mit der Frage entgegnete, ob er denn nicht an die Feindschaft der Mächte glaube, die jetzt den Frieden unterzeichnet hätten. Und als Jener zugeben mußte, daß England, Österreich u. a. auch weiterhin Frankreichs Gegner bleiben würden, sagte Napoleon: „Nun gut, ziehen Sie daraus die Konsequenzen. Wenn diese Staaten stets den Krieg in petto haben, um ihn eines Tages zu erneuern, dann ist es besser, es kommt früher als später dazu. Denn mit jedem Tage verblaßt ihre Erinnerung an ihre letzten Niederlagen, während das Prestige unserer Siege mit jedem Tage sich verringert. Aller Vorteil ist also auf ihrer Seite.*) Ich habe auch im Kriege bewiesen, daß ich nichts vernachlässige, was die öffentlichen Einrichtungen und die staatliche Ordnung im Innern betrifft, und ich werde nicht stehen bleiben, denn es gibt noch viel zu tun. Aber sind denn nicht auch militärische Erfolge nötig, um dieses Innere zu verblüffen und zusammenzuhalten („pour éblouir et contenir cet intérieur“)? Halten Sie doch nur fest, daß ein Premierkonsul in nichts diesen Königen von Gottes Gnaden gleicht, die ihre Reiche wie ein ererbtes Gut betrachten. Ihnen kommt das Herkommen zugute, während es bei uns ein Hindernis ist. Von seinen Nachbarn gehaßt, gezwungen, in seinem Innern verschiedene Klassen Übelwollender im Zaume zu halten und zugleich so vielen äußeren Feinden zu imponieren, bedarf der französische Staat glänzender Taten, und deshalb des Krieges.

---

*) Wie richtig dieser Gedanke war, ersehen wir aus einer Depesche des englischen Gesandten Whitworth vom 1. Dezember 1802. „Jedes neue Friedensjahr,“ heißt es da, „wird, während es die Konsularregierung schwächt, Kraft und Mut denjenigen verleihen, deren Zweck und Interesse es ist, dieselbe zu stürzen. Tatsächlich unterhalten wir mittels des Friedens einen Kriegszustand gegen diese Regierung, entschiedener und ihr gefährlicher als offene Feindseligkeit.“ (Browning, England and Napoleon in 1803, p. 18).

Er muß von allen Staaten der erste sein oder zugrunde gehen. Ich werde den Frieden ertragen, so lange ihn die Nachbarn zu bewahren wissen werden, aber ich werde einen Vorteil darin sehen, wenn sie mich zwingen, zu den Waffen zu greifen, ehe sie durch Nachgiebigkeit und Untätigkeit stumpf geworden sind. Zwischen alten Monarchien und einer neuen Republik wird stets ein kriegerischer Geist herrschen. In unserer Lage seh' ich jeden Friedensschluß nur als kurzen Waffenstillstand an und halte mich während meiner Amtszeit für bestimmt, fast ohne Unterbrechung zu kämpfen. Dabei werd' ich nicht die Rolle des Angreifers spielen, denn ich habe zu viel Interesse daran, den anderen die Initiative zu überlassen. Und ich kenne sie genau genug; sie werden gewiß zuerst zu den Waffen greifen oder mir doch gerechten Grund geben, dies zu tun." *)

Wer diese Sätze aus dem Sommer 1802 aufmerksam liest — sie mögen nun wirklich mit solchen Worten gesprochen worden sein oder nicht — der wird daraus entnehmen, daß Napoleon das im Jahre 1800 durch Hauterive verkündete Programm der Vorherrschaft Frankreichs mit bewaffneter Hand durchführen wollte. Aber war dies wirklich sein einziger Zweck? Handelte es sich ihm wirklich nur, wie er sagte, darum, dem französischen Staate die Hegemonie zu verschaffen? Oder lag seine Absicht tiefer, als daß er sie bereits zur Stunde einem Mitgliede des französischen Staatsrates offenbaren durfte? Vielleicht hat er schon jetzt den heimlichen Gedanken gefaßt, den er zwei Jahre später in einem vertrauten Kreise — es waren einige Generale dabei — aussprach: „Es wird nicht eher Ruhe in Europa eintreten, als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser, der Könige zu seinen Beamten zählt, der seinen Generalen Königreiche zuweist, den einen zum König von Italien, den andern zum König von Bayern, diesen zum Landammann der Schweiz, jenen zum Erbstatthalter von Holland macht,

*) Thibaudeau, Mémoires, p. 391 ff. Vergl. die von Talleyrand erzählte Anekdote über seinen Unmut, als ihm der Abschluß des Friedens von Amiens gemeldet wurde, bei Pasquier, Mémoires I. 161. Eine zweite Version bei Hérisson, Le cabinet noir, p. 192.

und ihnen sämtlich zugleich kaiserliche Hofämter als Oberstmundschenken, Obersthofmarschällen, Oberstjägermeistern, Oberstküchenmeistern u. s. w. verleiht. Man wird vielleicht sagen, daß dieser Plan nur eine Nachahmung der alten deutschen Reichsverfassung und keineswegs neu sei. Aber es gibt nichts absolut Neues. Die politischen Einrichtungen drehen sich im Kreise, und oft muß man zu Vergangenem zurückkehren." *) Man sieht, so sehr er es gerade während des Konsulats liebte, sich als Franzosen zu geben, er war es nicht. Wäre er Franzose gewesen, er hätte sich begnügt, Frankreich die erste leitende Stelle unter den Mächten verschafft zu haben. Aber das war es eben, daß er keinen französischen Patriotismus und keinen französischen Ehrgeiz besaß, daß er, seitdem er sein kleines Vaterland verloren hatte, keine nationalen Schranken für sein Streben mehr kannte, das allerdings riesengroß war, weil es die Welt umfaßte, und doch wieder unendlich klein, weil es nur der engen Ehrsucht eines Einzelnen diente.**)

Gewiß, er wird den offenen Kampf vermeiden, solange es ihm nur immer gelingt, ohne Schwertstreich die „verblüffenden" Erfolge zu erringen, deren er, wie er meinte, zur Befestigung seiner Herrscherstellung und der inneren Ordnung Frankreichs bedurfte und solange sich die anderen Staaten das Diktat seines gebietenden Willens gefallen ließen. Empörten sie sich aber dagegen — und er selbst hat gelegentlich diesen Ausdruck von einer europäischen Großmacht gebraucht — dann mochten die Waffen entscheiden; sie waren

*) Miot, Mémoires, II., 214.

**) Daß Napoleon wirklich schon 1802 Europa nicht so sehr für Frankreich, als für sich allein zu erobern gedachte, deutet Lucian in seinen Memoiren (Edition Jung, II., 165) zu dem genannten Jahre an: „Ich gehöre nicht zu denen, die da glauben, mein Bruder habe auch nur ein einziges Mal wider Willen Krieg geführt. Ich wußte in dieser Beziehung zu genau, was er im Grunde dachte, und insbesondere in der Zeit, von der ich spreche. Es war ein Gedanke, viel mehr ehrgeizig als patriotisch, der ihm den Krieg zum persönlichen Bedürfnis machte." Ähnlich sprach sich damals Joseph Miot gegenüber aus: „Glauben Sie mir, er ist noch lange nicht am Ziele, das er sich gesteckt. Die Tiefe, der Umfang, die Kühnheit seiner Entwürfe verblüffen mich jeden Tag aufs Neue" (Miot, Mémoires, II., 49).

ihm willkommen. Das Odium des Friedensbruches fiel auf die Anderen. In der Tat haben Napoleons Eroberungen im Frieden den Krieg aufs wirksamste vorbereitet und ihn schließlich auch immer wieder herbeigeführt. *)

Schon im Herbste des Jahres 1801, nachdem die mit England abgeschlossenen Präliminarien und der Vertrag mit Rußland den allgemeinen Frieden zustande gebracht hatten, war Bonaparte rastlos tätig gewesen, aus dem Ruhebedürfnisse der Völker Nutzen zu ziehen und Erwerbungen zu machen, die sein System bedingte. Denn das war das Ergebnis des letzten

*) Am 20. August 1804 schreibt er an Talleyrand: „Es wäre nicht nur Torheit, wenn Österreich die Fahne der Empörung (l'étendard de la rébellion) aufpflanzen wollte, es ist ihm dies auch ganz unmöglich, selbst im Verein mit Rußland" (Corresp., IX., 7946. Zur Textkritik n. 16). „Ich kann die Fürsten Europas", sagte er etwa um dieselbe Zeit zu seinem Minister des Innern, „nur dadurch daran gewöhnen, mich als ihresgleichen anzusehen, daß ich sie im Joch halte (en les tenant sous le joug)". (Chaptal, Souvenirs, p. 217.) Zuweilen hörte ihn sein Geheimsekretär Méneval, der Bourrienne 1802 abgelöst hatte, vor sich hinsummen: „Wer die Welt beherrschen (asservir) will, muß mit dem Vaterland beginnen." (Mémoires I. 426). Als er 1815 von Elba zurückkehrte, gestand er in seinen Kundgebungen zu Grenoble und Lyon die erobernde Tendenz seiner vorherigen Politik offen ein, die er fortan durch eine friedliche ersetzen wolle. (Thiers, XIX. 91.) Auf S. Helena äußerte er sich, er wäre ganz gerne eine Art gekrönter Washington geworden, „aber ich konnte vernünftiger Weise nur auf dem Wege einer universalen Diktatur dazu gelangen, und ich habe sie beansprucht (je l'ai prétendue)." In Napoleon, wie jüngst versucht wurde, einen an sich friedliebenden, ruhefrohen Mann zu sehen, der nur durch die anderen Mächte zu immer neuen Kriegen, Siegen und Eroberungen gezwungen wurde, (vergl. Lévy, Napoléon et la paix, u. A.) ist ein krauser Einfall, der aller zureichenden Gründe entbehrt. Man verwechselt dabei nur zu oft Krieg mit Eroberung und das Verlangen nach dieser mit dem Drang nach Macht und Herrschaft, von dem Napoleon allerdings erfüllt war, weil er die erhöhte Machtstellung, die er mit jedem nachgiebigen Schritt zu gefährden fürchtete, für seine Geltung in Welt und Geschichte für unentbehrlich hielt. Darum würde man auch, wenn man sein „System" nur unter dem Gesichtspunkte des Interessenkampfes zwischen Frankreich und England auffassen wollte, das Aktionsgebiet dieses Genius zu eng umschreiben. Dazu war seine Politik auch gar nicht national genug.

Ringens, daß die zeitweilige Erschöpfung der europäischen Staaten die Störung des Gleichgewichtes zugunsten des Siegers zuließ. Vor allem war es ihm darum zu tun, die innerhalb des französischen Machtzirkels gelegenen Länder durch ihre innere Organisation seiner Gewalt noch unmittelbarer zu Gebote zu stellen. Denn die meisten derselben hatten noch streng republikanische, der Direktorialkonstitution Frankreichs nachgeformte Verfassungen und bildeten mit ihren stets schwankenden Parteiregierungen keine ganz zuverlässigen Werkzeuge. Darum galt es, diese Verfassungen, der neuen französischen Konstitution von 1799 entsprechend, umzugestalten, d. h. die von Frankreich abhängigen Regierungen gegenüber der Volksrepräsentanz möglichst zu stärken.

So geschah es zunächst in Holland. Im Einvernehmen mit dem Gesandten der batavischen Republik ward in Paris ein neues Staatsgrundgesetz ausgearbeitet, das die fünf Direktoren beseitigte und eine Exekutive (Staatsbevind) von zwölf Regenten festsetzte, die alle drei Monate einen anderen Vorsitzenden wählten. Die beiden Kammern wurden durch einen gesetzgebenden Körper von Abgeordneten mit eingeschränkter Kompetenz ersetzt. Dieses neue Statut ward dem Lande durch drei von Frankreich gewonnene und von französischen Truppen aufs kräftigste unterstützte Direktoren aufgenötigt, die von dem Widerspruch der Kammern an das Volk appellierten (16. Oktober 1801). Bei dem Plebiszit stimmten von 400.000 Wahlberechtigten nur 17.000 dafür, 52.000 dagegen, der Rest schwieg. Dieses Schweigen wurde von Napoleon als Zustimmung und die neue Konstitution als ein Willensakt des batavischen Volkes ausgegeben — nur um der Form zu genügen, denn es stand im Artikel 11 des Friedens von Lünéville: „daß die kontrahierenden Mächte sich gegenseitig die Unabhängigkeit der batavischen, ligurischen, helvetischen und cisalpinischen Republik garantieren und den betreffenden Völkern die Freiheit zusichern, sich jene Regierungsform zu geben, die ihnen gutdünkt“. Napoleon hätte schon jetzt nur einen einzigen Chef der Regierung gewünscht, wollte aber seinen Willen, eben jenes Artikels wegen, nicht allzu offenkundig durchsetzen und wartete ab, bis 1805

der Moment zu einer neuen Verfassungsänderung in solchem Sinne gekommen war. Bis dahin hielt er das Land mit 11.000 Mann besetzt, die es zwar, dem Vertrag vom 29. August 1801 gemäß, nach dem allgemeinen Friedensschluß zu räumen gehabt hätten, aber gleichwohl, unter der Angabe, sie seien für Louisiana bestimmt, geblieben waren. „Er wolle dort keinerlei politische Bewegung“, ließ er im Oktober 1802 seinem Gesandten im Haag schreiben.

Was in Holland noch nicht durchführbar war, gelang in Cisalpinien. Auch hier gab es noch eine republikanische Direktorialverfassung, auch hier sollte sie verändert werden, indem die Staatsgewalt aus den beratenden Körperschaften völlig auf eine einheitliche Exekutive überging, die dann viel leichter von Paris aus zu lenken war als die flüssige Masse der Parteien in den Kammern. Schon im September 1801 hatte Napoleon mit dem Gesandten der Republik, Marescalchi, sich besprochen, dann von Maret, nach seinen Angaben, eine Konstitution ausarbeiten und von einigen lombardischen Vertrauensmännern prüfen lassen. Sie ward darauf nach Mailand geschickt, damit sie dort insgeheim von der provisorischen Consulta, die er nach der Schlacht von Marengo eingesetzt hatte, durchberaten werde. Danach sollte ein einzelner Präsident mit monarchischer Gewalt an die Spitze der Regierung treten, erwählt von einem Staatsrat, der die auswärtigen Angelegenheiten beriet und die Gesetze vorbereitete. Diese gelangten an einen „Gesetzgebenden Körper“ ohne Initiative, der aus den drei verfassungsmäßigen Volksklassen: der Grundbesitzer, der Gelehrten und der Kaufleute (possidenti, dotti, commercianti) durch Wahl hervorging und ohne Debatte votierte. Die Mailänder Consulta stimmte dieser Verfassung zu und bat sogar — man hatte es ihr nahegelegt — Napoleon möge selbst auch die geeigneten Personen für die Staatsämter bestimmen. „Um sich zu orientieren“, lud der Erste Konsul etwa 500 lombardische Notablen nach Lyon ein, wo dann, im Januar 1802, im Einvernehmen mit ihnen die hohen Stellen besetzt wurden — mit Ausnahme einer einzigen, der des Präsidenten. Diese hatte Napoleon für sich selbst im Auge. Talleyrand mußte die Sache besorgen. Der kluge Minister

bewog, nachdem aus einer Probewahl durch ein engeres Komitee Melzi hervorgegangen war, Diesen zur Verzichtleistung, worauf man sich, auf seinen Wink hin, für Bonaparte entschied. Dann benützte Talleyrand den Anlaß einer Revue über die heimgekehrten ägyptischen Truppen, die den größten Teil der Fremden an sich lockte, um den in der Stadt verbliebenen Rest der Abgeordneten, ungefähr ein Drittel, dazu zu bestimmen, daß sie Napoleon die Präsidentschaft in aller Form anboten; Melzi sollte Vizepräsident werden. Am 26. Januar 1802 erklärte sich der Erste Konsul von Frankreich zur Annahme bereit. Die Rede, die er bei dieser Gelegenheit in nicht ganz fehlerfreiem Italienisch hielt, klang gerade nicht erbaulich in die Ohren der Lombarden, denn er sagte ihnen auf den Kopf zu, er übernehme die Präsidentschaft nur, weil er keinen unter ihnen gefunden habe, der genug Ansehen, Eignung und Verdienste besitze. Er machte aber das hochmütige Wort sogleich durch ein anderes wieder gut, indem er den bisherigen Staatsnamen in „Italienische Republik“ veränderte — ein sehr geschickter Zug, denn schon hatte das Wort Alfieris von der „Italia virtuosa, magnanima, libera ed una“ zahllose Herzen begeistert. Es konnte scheinen, als läge in dem erwählten Namen ein ganzes Programm nationaler Einheit und Unabhängigkeit. Und wer hatte mehr die Macht, es durchzuführen, als der Sieger von Marengo?

Aber damit war es doch nichts weiter als bloßer Schein. Das bewies das Schicksal Piemonts aufs deutlichste. Dieses Land lag vor den Toren Frankreichs und bildete gleichsam die Brücke zur lombardischen Republik. Seit dem Siege über die Österreicher hatten es die Franzosen besetzt gehalten und auch nach dem Frieden von Lunéville nicht geräumt. Vielmehr hatte Napoleon den General Jourdan — den Jakobiner vom 18. Brumaire, der nun dem neuen Monarchen gefügig diente — beauftragt, den Piemontesen zu verkünden, daß ihr Land eine französische Militärdivision bilde und in sechs Präfekturen eingeteilt werde. Gerade so hatte ehevor der Konvent die Annexion der deutschen Rheinländer eingeleitet. Mit der formellen Einverleibung zögerte der Premierkonsul nur noch, bis der definitive Friede mit England geschlossen war.

Während der Verhandlungen über diesen gab er seinem Bevollmächtigten die bestimmte Instruktion, keinerlei Einmischung der britischen Macht in die kontinentalen Fragen zu dulden, und in der Tat, der Vertrag von Amiens enthielt kein Wort zugunsten des Königs von Sardinien. Kaum hatte sich so Napoleon nach dieser Seite gesichert, so schritt er auch schon zur förmlichen Besitznahme. Am 4. September 1802 erklärte ein Pariser Senatskonsult Piemont als französische Provinz mit sechs Departements, von denen eines den stolzen Namen Marengo führte.

Am Wiener Hofe herrschte die tiefste Bestürzung über das rasche Ausgreifen der französischen Staatsgewalt in Italien. „Wie soll“ — schreibt der österreichische Minister des Äußern, Graf Ludwig Cobenzl, der Nachfolger Thuguts, an den Gesandten in Paris — „wie soll, was in Italien noch nicht zu Frankreich gehört, seiner Herrschaft entrinnen? Wo wird endlich dieser reißende Strom, der im Frieden noch behender und verwüstender dahineilt als im Kriege, Halt machen?“ Der „reißende Strom“ sollte noch lange nicht anhalten. Da war im Süden von Piemont die Ligurische Republik, das Landgebiet der alten Dogenstadt. Auch ihre Verfassung war unzeitgemäß geworden, und am 26. Juni 1802 überbrachte ein außerordentlicher französischer Gesandter einen in Paris verfertigten Konstitutionsentwurf, den die Regierung Genuas dankbar entgegennahm, während sie den Genuesen erklärte: „Dem, der Europa den Frieden gab, kam es zu, auch unserer Republik eine neue Gestalt zu geben.“ Und dazu das leitende Haupt, denn Napoleon ernannte den ersten Dogen, Durazzo, einen ihm ergebenen Mann. Ebenso hatte die kleine Republik Lucca schon vorher, im Dezember 1801, von den Tuilerien ihre Verfassung erhalten, mit einem Gonfaloniere an der Spitze, der rasch wechseln mußte, um nicht zu nachhaltiger Geltung zu gelangen, indes der eigentliche Regent der politische Agent Frankreichs war. Und nicht minder abhängig von Frankreich war das Königreich Toskana-Etrurien, wo Napoleon durch seine Generale Clarke und Murat den jungen unfähigen König und nach dessen Tode die Königin bevormunden ließ und selbst das

Detail der Armeeverwaltung festsetzte. Er betrachtete es völlig wie seinen eigenen Besitz. Schon im Mai 1801 hatte er Cobenzl versichert, er werde Toskana nie zurückgeben, denn das hieße, Livorno den Engländern ausliefern. Ganz Unteritalien geriet dadurch in seinen Machtbereich, und der Österreicher hatte recht, ihm zu erwidern: „Das heißt, Sie wollen Rom und Neapel in völliger Abhängigkeit erhalten.“*) Endlich wurde im August 1802 das von Toskana abgetretene Elba zur französischen Provinz erklärt, nachdem die Engländer die Insel verlassen hatten. Um auch hier den Schein zu wahren, als handelte er durchaus im Sinne der Bevölkerung, ließ der Konsul eine Deputation von Portoferrajo nach Paris kommen, sie durch den Minister des Innern bewirten, jedem einzelnen ein paar tausend Franken verehren, worauf die Sendboten in einer präparierten Rede das Glück ihrer Mitbürger über die Vereinigung mit Frankreich ausdrückten.

So stand im Hochsommer 1802 fast ganz Oberitalien bis auf das österreichische Venezien, teils direkt, teils mittelbar, unter dem Zepter Frankreichs. Um eine möglichst ungestörte und zureichende Verbindung mit diesen Territorien herzustellen, genügte Piemont allein nicht. Napoleon hatte im letzten Feldzuge die Kommunikation über die Schweizer Alpen schätzen gelernt und gedachte, da er doch stets mit der Erneuerung der Feindseligkeiten rechnete, sich sie dauernd zu sichern.**) Er verlangte deshalb von der Helvetischen Republik geradezu die Abtretung des Walliser Gebietes, durch das die Straße über den Simplon führte, gegen Überlassung des Fricktales, das Kaiser Franz im Lünéviller Frieden neuerdings abgetreten hatte. Aber die Walliser, die der französische General Turreau aufs härteste bedrückte, um sie nachgiebig zu machen, wollten von einer Einverleibung in Frankreich nichts wissen, und Napoleon war klug genug, nicht

*) W. St. A.

**) Zwei Monate nach dem Abschluß des Friedens von Lünéville hatte er Berthier den Auftrag erteilt, gute Karten von Italien herstellen zu lassen, namentlich des Gebietes zwischen Po, Etsch und Adda, „das voraussichtlich der Schauplatz der neuen Kriege sein werde.“ Diese Karte sollte im Laufe des Jahres X (bis September 1802) sicher fertig sein (Corresp., VII., 5501).

darauf zu bestehen. Er pflegte nie einen Umweg zu scheuen, wenn etwas auf gerader Straße nicht zu erreichen war. So begnügte er sich auch jetzt damit, daß Wallis von der Schweiz losgetrennt wurde und eine besondere Republik unter einem eigenen Präsidenten bildete, wie es ehedem schon der Plan des Direktoriums gewesen war (30. August 1802). Von wirklicher Unabhängigkeit war hier nicht die Rede, denn gleich der zweite Artikel der Konstitution stellte den ganzen Freistaat unter den „Schutz" der französischen und italienischen Republik, während ihn der Artikel 7 der Mühe überhob, seine Pässe selbst zu überwachen, und Artikel 9 den Wallisern geradezu verbot, irgendeine nach außen führende Straße ohne Frankreichs Zustimmung zu eröffnen. Artikel 8 gab es in die Hand der Franzosen, „alle notwendigen Einrichtungen im Lande so zu treffen, daß ihre Truppenmärsche keine Schwierigkeiten erleiden".*) Wallis wird von einem Staatsrat von drei Mitgliedern regiert. Eins derselben führt den Titel Grand-Baillif und hat ungefähr die Befugnisse des Ersten Konsuls in Frankreich. Die Gesetzgebung (ohne Initiative) liegt bei einem Landrat, jedoch bedürfen die Gesetze zur Gültigkeit der Besiegelung und Promulgation durch den Grand-Baillif, der natürlich ganz in der Hand Frankreichs war.

Aber auch die übrige Schweiz ward nicht minder abhängig von dem westlichen Nachbar. Schon das Direktorium hatte Helvetien als Mittelglied zwischen seiner italienischen und seiner rheinischen Position nicht entbehren können, und Napoleon durfte, wenn er die Offensivstellung der Revolution behaupten wollte — und er konnte nicht anders — nicht darauf verzichten, das Bergland zu dominieren. Darum war es auch zur Zeit des Konsulats ziemlich die allgemeine Ansicht in Europa, er werde sich, wie in der Lombardei, so auch hier an die Spitze der Regierung stellen, und man erzählt, es habe dies wirklich eine Zeitlang in seinem Sinne gelegen. Dem stand aber einmal

*) Dieser Artikel war aus einem Vertrag mit Frankreich vom 28. August 1802 herübergenommen, der dem jungen Freistaat gebot, nur Vertreter Frankreichs, Italiens und der Schweiz bei sich zu dulden (De Clercq, I., 603).

der Vertrag von Lünéville entgegen, der die formelle Unabhängigkeit der Schweiz garantierte, und zweitens die Mahnung Rußlands, der Konsul möge die Selbständigkeit seiner Nachbarn respektieren und damit die Befürchtungen Europas zerstreuen. In der Tat gab Napoleon seine Absicht, die schweizerische Präsidentschaft zu erwerben, auf, sicherte sich aber seinen Machteinfluß dadurch, daß er den Zwiespalt zwischen den aristokratisch-patriarchalischen Föderalisten und den freigesinnten Zentralisten („Unitariern"), den er seit Jahren lebendig erhalten hatte, durch die Entfernung seiner Truppen bis zum offenen Kampfe anwachsen ließ, um dann als Interessent und bewaffneter Vermittler aufzutreten. Sein Agent Verninac meinte zu einem Schweizer, das gehöre so zu dem großen Narrenspiel, das der Erste Konsul mit den Mächten treibe. *) Schon hatten die Altföderalisten bei England und Österreich Sukkurs erbeten, schon war ein englischer Agent (Moore) in Bern angelangt, um hier im altschweizerischen Sinne zu wirken, als Napoleon plötzlich dazwischenfuhr. Er nötigte die helvetische Regierung, von ihm, „da sie allein des Aufruhrs nicht Herr werden könne," militärische Unterstützung zu heischen, nahm dann, in einem Manifest vom Ende September 1802 an die Kantone, seinen Entschluß, sich in ihre Angelegenheiten nicht zu mengen, offen zurück, ließ neuerdings 30 Bataillone unter General Ney einmarschieren und entbot eine Abordnung von etwa 60 Vertretern des Schweizerlandes zu sich nach Paris. Hier unterbreitete er ihnen, unter heftigen Ausfällen wider England, eine Mediationsakte, gegen die er nur wenig Einwendungen zuließ. „Die Schweiz muß", sagte er in einer Anrede am 10. Dezember, „französisch sein, soweit Frankreich ins Spiel kommt, ebenso wie alle an Frankreich grenzenden Länder. Die Geschichte beweist, daß die Schweiz stets durch den Einfluß Frankreichs regiert wurde." Und später: „Ganz Europa erwartet, daß Frankreich die Geschäfte der Schweiz in Ordnung bringe; es anerkennt, daß Italien und Holland Frankreich ebenso zur Verfügung

*) Zitiert von Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. I., S. 376.

stehen wie die Schweiz."*) Die neue Verfassung trug beiden Parteien Rechnung: den Föderalisten, indem sie jedem Kanton seine eigene Verfassung gab, den Fortschrittsmännern, indem sie das Prinzip der Gleichheit aller Staatsbürger aufrecht erhielt. Eine von den Kantonen beschickte Tagsatzung mit einem Landammann als Vorsteher hatte die Geschäfte des Bundesstaates nach außen zu führen. (19. Februar 1803) Mit diesem klugen Schachzug erreichte der Konsul, der eine staunenswerte Vertrautheit mit den Schweizer Verhältnissen bekundete, daß die Schweiz während der ganzen Zeit seiner Regierung Frankreichs im Innern ruhig, jedem fremden Bemühen unzugänglich und tatsächlich nur dem französischen Einfluß unbedingt ergeben blieb.

So sehen wir Napoleon über die eine der natürlichen Grenzen Frankreichs, die Alpen, weit hinausschreiten. Wird er die zweite, den Rhein, respektieren?

In Deutschland war, wie nach dem Frieden von Campo Formio, so auch nach dem von Lünéville, die Frage der Entschädigung jener Fürsten, die auf dem linken Rheinufer ihr Gebiet entweder ganz oder teilweise an Frankreich verloren hatten, unentschieden geblieben. Damals hatte sie der Rastatter Kongreß zu lösen gehabt, dessen Abmachungen aber der erneuerte Krieg außer Kraft setzte. Jetzt kam man wieder darauf zurück. In Rastatt war bestimmt worden, daß die beschädigten weltlichen Fürsten durch geistliches Territorium auf dem rechten Ufer schadlos gehalten werden sollten. Der Lünéviller Friede bestätigte dies. Die Absicht, die Napoleon dabei befolgte, war durchaus die der Revolution, welche die politische Geltung der toten Hand in Frankreich vernichtet hatte und den Grundsatz allgemeiner Säkularisation von Kirchengut über die Grenze trug. Dort, in Deutschland, gab es geistliche, also undynastische Fürsten, die kein Familieninteresse bewog, gleich den weltlichen Reichsständen nach möglichster Unabhängigkeit und Souveränität ihres Hauses zu streben. Sie waren deshalb stets feste Stützen des feudalen Kaisertums gewesen, und ihr katholischer Charakter hatte sie auf der Seite Österreichs und seines Herrschergeschlechtes fest-

*) Corresp., VIII., 6483, 6560.

gehalten. Wurden nun diese Fürstentümer unter den weltlichen, das ist dynastischen, Reichsständen aufgeteilt, so erlitt die alte Reichsverfassung eine Erschütterung, das Kaisertum verlor seine unbedingten Anhänger, die trennende Tendenz überwog, und an die Stelle eines Reiches trat als Resultat dieser Umwälzung im besten Falle ein Staatenbund. Dann allein konnte die Reichskonstitution zur Not aufrechterhalten werden, wenn eben nur soviel kirchliches Staatsgut verweltlicht wurde als zur Entschädigung der zu Schaden Gekommenen nötig war und nicht mehr; sie mußte aber fallen, wenn s ä m t l i c h e geistliche Fürstentümer säkularisiert und mit deren Gut die Widerstandskräfte der weltlichen gegen die Zentralgewalt vermehrt wurden. Die revolutionären Regierungen Frankreichs hatten prinzipiell den letzteren Standpunkt eingenommen. Im Jahre 1795, als man in Paris einen Augenblick lang an einen allgemeinen Friedensschluß dachte, ist er — wie wir wissen — im Wohlfahrtsausschuß des Konvents von Sieyès vertreten worden, dessen Projekt der völligen Aufteilung deutscher geistlicher Fürstentümer unter die weltlichen später ohne Zweifel Napoleon und seinen Ministern vorgelegen hat.*) Damals hatte der berühmte Abbé den Grundsatz geltend gemacht, die deutschen Hauptmächte, Österreich und Preußen, seien so weit als möglich vom Rheine zu entfernen und hier nur kleinere Staaten zu dulden, die gegen die Übergriffe Jener bei Frankreich, dem sie treu anhängen würden, Schutz fänden. Hierzu aber seien die geistlichen Fürstentümer, meinte Sieyès, nicht geeignet, da sie, als Wahlfürstentümer ohne Hausinteresse, keine dauernde Anhänglichkeit verbürgten. Deshalb müßten sie verweltlicht werden, wie man schon im Westfälischen Frieden einen Teil säkularisiert habe.

War dies der französische Gesichtspunkt, so war der der beiden deutschen Hauptmächte ihm nicht geradezu entgegengesetzt. Was Preußen betraf, so hatte gerade die Säkularisation des Westfälischen Friedens die Macht Branden-

*) Es wird einmal des Näheren dargetan werden müssen, wieviel von der auswärtigen Politik des Konsulats und des Empire gerade auf Sieyès zurückzuführen ist.

burgs wesentlich verstärkt; die Vergangenheit dieses Staates beruhte also auf demselben Prinzip, welches nunmehr die Revolution verkündete. Und überdies hatte Preußen jetzt ein verwandtschaftliches Interesse, den depossedierten Erbstatthalter von Holland auf deutschem Boden zu entschädigen. Was hinwieder Österreich anging, so hatte es schon im Frieden von Campo Formio ein geistliches Fürstentum — das Erzbistum Salzburg — für sich gefordert und Frankreich geradezu die Befugnis eingeräumt, ihm dazu zu verhelfen.*) Im Vertrage von Lünéville ward dann festgesetzt, daß auch der Großherzog von Toskana in Deutschland seine Entschädigung finden solle, wozu neuerdings Salzburg und Berchtesgaden bestimmt wurden. Es überwog eben in Wien das österreichische Staatsinteresse über das deutsche Reichsinteresse, wie schon früher einmal, unter Joseph II., der Gedanke einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Fürstenmacht Deutschlands aufgetaucht war. So traf bei keiner der deutschen Großmächte das Problem auf prinzipiellen Widerstand, und das war ein entscheidendes Moment. Ein zweites lag darin, daß die Angelegenheit gar keine rein deutsche mehr war. Dadurch, daß man nichtdeutsche Fürsten — Toskana und Holland — auf deutsches Gebiet verwies und sich hierüber in internationalen Verträgen einigte, machte man das deutsche Entschädigungsgeschäft zu einer allgemein europäischen Frage. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die französische Macht, die sich den ersten Platz im Völkerkonzert erobert hatte, darauf den wesentlichsten Einfluß nahm und die Sache nicht auf dem Regensburger Reichstage sondern in den Tuilerien entschieden wurde. Die einzelnen deutschen Dynasten drängten sich zu direkten Verhandlungen mit dem Ersten Konsul. Das war ein Buhlen und Werben um das Wohlwollen Talleyrands und seiner Beamten, ein Bieten und Kaufen um Gunst und Gewähr, ein schimpflicher Handel, in welchem für ein paar Fetzen Landes des Reiches Würde und das Ansehen der Nation dahingegeben wurden. Da ward

*) Geheimartikel 5: „Die französische Republik wird ihre guten Dienste verwenden, damit der Kaiser in Deutschland das Erzbistum Salzburg etc. erlange.“ S. Band I, S. 136.

zuerst am 20. Mai 1802 ein Separatvertrag zwischen Frankreich und Württemberg abgeschlossen, der diesem Staate eine bedeutende Vergrößerung durch geistliches Gebiet in Aussicht stellte, womit — da das württembergische dem russischen Herrscherhause verwandt war — Alexander I. für die Sache gewonnen werden sollte. Am 23. Mai folgte ein ebensolcher Vertrag mit Preußen, der Friedrich Wilhelm III. gleichfalls eine weitreichende „Entschädigung“ mit geistlichen Gütern zusprach.*) An demselben Tage wurde ein Traktat mit Bayern unterzeichnet, und bald nachher folgten Abmachungen mit den Rußland gleichfalls verschwägerten Fürstenhäusern von Baden und Hessen-Darmstadt. Auf Grund dieser Übereinkommen entstand dann in Paris der umfassende Entwurf einer allgemeinen Säkularisation, der nur das nach Regensburg verlegte Erzbistum Mainz, mit Dalberg als Kurerzkanzler, noch bestehen ließ, und am 3. Juni 1802 erwarb Napoleon Rußlands Zustimmung und Zusage, diesem Entwurf auf dem Regensburger Reichstage mit Frankreich gemeinsam zur Annahme verhelfen zu wollen.

Österreich hatte man absichtlich im Dunkeln gelassen. Sein Gesandter erfuhr die Tatsache der Verständigung mit Rußland und den Entschädigungsplan erst aus dem „Moniteur“. Kaiser Franz widersetzte sich. Er tat es nicht, weil er an der Spitze des Reiches stand und dessen Verfassung und Ansehen gegen fremde Einmischung zu wahren hatte, sondern weil der preußische Gewinnstanteil zu groß, der österreichische zu klein bemessen worden war. Aber es half doch nichts, daß seine Truppen das Bistumsgebiet von Passau besetzten, das Bayern erhalten sollte. Die deutschen Fürsten hatten nun einmal gemeinsame Sache mit Frankreich gemacht, und Napoleons kategorische Aufforderung zwang den Wiener Hof zum Rückzug. Er mußte sich bequemen, zu Salzburg und

*) Von den in diesem Vertrage namhaft gemachten geistlichen Territorien finden sich Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Essen, Werden, Quedlinburg schon in dem Sieyèsschen Entwurf von 1795 als preußischer Anteil. Preußen, das jenseits des Rheins kaum 50 Quadratmeilen mit 130.000 Einwohnern verlor, gewann diesseits mehr als 230 Quadratmeilen mit einer halben Million Seelen.

Berchtesgaden für Toskana noch Brixen und Trient und ein Stück des Bistums Eichstädt in Empfang zu nehmen, dafür aber in einem Vertrage mit Frankreich vom 26. Dezember 1802 alle die in Oberitalien getroffenen Veränderungen gut zu heißen. Unterdessen gelangte in Regensburg der französisch-russische Entschädigungsentwurf zur Annahme und am 25. Februar 1803 in einem Hauptrezeß zum Abschluß. Die weltliche Gewalt der geistlichen Fürsten Deutschlands hörte auf zu existieren; die alte Reichsverfassung war in ihren Grundfesten erschüttert.

So hatte Napoleon auch die Völker jenseits des Rheines sein politisches Gewicht fühlen lassen und die kleinen deutschen Nachbarstaaten, insbesondere des Südens, in eine gewisse Abhängigkeit von seinem System gebracht. In dem diplomatischen Feldzuge, den er gegen Österreich geführt, war er durchaus Sieger geblieben: der Donaustaat war vollständig isoliert, und der Dezembervertrag von 1802 bezeichnete seine entschiedene Niederlage. Wenn Jener jetzt in seiner Verfolgung der besiegten Macht innehielt, so war es nur, weil er durch eine neue Verwicklung nach anderer Seite abgelenkt wurde.

Der Friede von Amiens mit England hatte allerdings einen Zustand geschaffen, der es gestattete, die Waffen für eine Frist beiseite zu legen, aber er hatte keine dauernde Ruhe verbürgt. Wir kennen die Stimmen, die sich gegen ihn im britischen Parlament erhoben und nachdrücklich betonten, daß man Napoleon Italien und damit die Herrschaft über den Kontinent eingeräumt habe.*) Während das englische Volk, erschöpft von dem langen, kostspieligen Kriege, den Präliminarfrieden vom Oktober 1801 mit Jubel begrüßt hatte, begegneten die geschäftlichen Kreise dem definitiven Abschluß desselben im März 1802 bereits mit weit weniger Enthusiasmus. Aus guten Gründen. Denn die Hoffnung der Engländer, die Kampfesruhe für ihren Handel ausnützen zu können, erwies sich schon nach wenig Monaten als Täuschung.

*) S. Band I. S. 267.

Napoleon war nicht nur nicht auf den gewünschten Handelsvertrag eingegangen, sondern hatte vielmehr, auf die Hebung der französischen Industrie bedacht, die britischen Waren von den Häfen Frankreichs und der von diesem abhängigen Staaten, Hollands und Italiens, durch hohe Zölle ferngehalten. So war eingetroffen, was scharfblickende Politiker lange vorher geweissagt hatten, und so kam es, daß Fabrikanten und Kaufleute jenseits des Kanals sich den Krieg wünschten, der ihren Interessen doch noch immer förderlicher gewesen war als dieser Friede, der sie ruinierte. Und wie sollte das erst werden, wenn es dem Konsul gelang, das Föderativsystem Frankreichs noch weiter zu erstrecken und damit das Marktgebiet Englands auf dem Kontinent immer mehr einzuschränken? Wie, wenn er die französischen Kolonien, die man zurückerstattet hatte, wieder ertragsfähig und ihren Produkten auch die von Frankreich abhängigen Länder zugänglich machte? Es schien eine Lebensfrage für den Inselstaat, das Ausgreifen des Rivalen nicht zu dulden und sein Übergewicht nach Kräften zu mindern.*)

Napoleon seinerseits war von der Wahrscheinlichkeit eines Bruches mit England überzeugt, wenigstens hat er schon im Mai 1802 zu dem österreichischen Gesandten in diesem Sinne gesprochen, aber er hielt das Friedensbedürfnis des englischen Volkes, da es sich beim Vertragsabschluß weder der Holländer noch der Italiener angenommen hatte, für ein so intensives, daß er doch auf einige Zeit der Ruhe — etwa bis ans Ende des Jahres XII (September 1804) — von dieser

*) Schon nach dem Abschluß der Präliminarien hatte ein erfahrener Staatsmann, Eduard Cook, ein Sendschreiben an Castlereagh veröffentlicht, in dem es hieß: „Wir gestatten dem durch Belgien vergrößerten Frankreich, ein handelspolitisches System mit Holland, Spanien, der Schweiz und Italien zu begründen, wir geben ihm seinen Verkehr mit den Antillen zurück, und damit verschwinden siebzig Millionen Pfund. Wir hatten mit all diesen Ländern Handelsverträge; wir haben nur noch einen, mit Neapel. Den Kommerz, der uns entgeht, wird Frankreich monopolisieren; es wird unsere Industrie ruinieren. Der Krieg dagegen würde uns unser Handelsmonopol, unsere Oberhoheit in den Kolonien und unserer Produktion weite Absatzgebiete erhalten.“ Zitiert bei Sorel, VI., 168.

Seite rechnete.*) Auch sehen wir ihn einen umfassenden ökonomischen Plan ins Werk richten, der nur unter solcher Voraussetzung gelingen konnte. Er bestand in einer ziemlich ausgedehnten Kolonialpolitik, die sich einerseits auf St. Domingo (Haiti), dessen spanische Hälfte im Jahre 1795 erworben worden war, anderseits auf die Kleinen Antillen und das kürzlich von Spanien abgetretene amerikanische Territorium von Louisiana stützen sollte. Daneben wollte er mit einer Expedition in die ostindischen Gewässer die Inseln Ile de France (Mauritius) und Réunion, die Kontors von Pondichéry und Chandernagor dem französischen Handel wieder dienstbar machen, Madagaskar kolonisieren, die englische Herrschaft in den Pendschabländern scharf im Auge behalten und mit den einheimischen Fürsten Beziehungen eröffnen. Sollte es einmal zu einer Unternehmung gegen Indien kommen, so wollte man dafür eine Art Operationsbasis gewonnen haben. Hielt doch Bonaparte auch den Gedanken auf Ägypten unverrückt fest. Doch hier wie dort ergaben sich Schwierigkeiten.**)

Zur Zeit des letzten Krieges hatte auf St. Domingo ein begabter Neger, Toussaint Louverture, als General der Schwarzen sich hervorgetan und den Engländern so entschiedenen Widerstand geleistet, daß sie abziehen mußten, hatte dann selbst die Herrschaft an sich gebracht und ein straffes, aber tüchtiges Regiment begründet. Nach der Verfassung, die er der Insel gab, sollte Frankreichs Oberherrlichkeit nur rein formell erhalten bleiben, während er selbst — man sieht, Napoleon machte bereits Schule — als Präsident zeitlebens

*) Corresp., VII., 5968. Dem österreichischen Gesandten sagte er im Mai 1802, er befürchte schon in wenig Jahren („dans peu d'années") die Erneuerung des Krieges. Bericht Philipp Cobenzls vom 1. Juni 1802 (W. St. A.).

**) Hier sei auch nebenbei erwähnt, daß schon 1800 eine Expedition bis in die australischen Gewässer entsendet worden war, um die Südküste des Kontinents und Van Diemensland zu erforschen und möglicherweise für Frankreich zu erwerben. Der Seekrieg brachte das Unternehmen um den Erfolg. Nur auf einer Karte Australiens vom Jahre 1807 liest man an Stelle des heutigen „Golf Spencer": „Golf Bonaparte", die „Känguruinsel" heißt „Ile Decrès" usw., Namen die bald wieder verschwanden. Rose, I., 379 ff.

unabhängig regieren wollte. St. Domingo erblühte unter ihm. Die von der Sklaverei befreiten farbigen Einwohner hielt seine Autorität zur Arbeit an; die Freigebung des Handels brachte dem Lande reichlichen Gewinn. Dies alles stimmte aber mit Napoleons Kolonialplänen wenig überein. Er verwarf deshalb die Verfassung und sandte seinen Schwager Leclerc mit einer Armee von 25.000 Mann hinüber, um die kommerzielle Abhängigkeit der Insel von Frankreich wieder herzustellen. Diese Armee, der er den entfernten Wirkungskreis unter einem verderblichen Klima anwies, war wohl nicht so ganz ohne jede Absicht aus solchen Truppenkörpern erwählt worden, die im letzten Kriege unter Moreaus Oberbefehl gestanden hatten und zu dessen und des republikanischen Systems treuesten Anhängern gehörten, oder die im Frühjahre 1802 verdächtig geworden waren; auch die aus Ägypten heimgekehrten Halbbrigaden befanden sich dabei, „weil sie mit unkultivierten Volksstämmen umzugehen wußten".*) Da Leclerc, gleich dem nach Martinique entsandten Richepanse, auch die Aufgabe hatte, die Sklaverei der Schwarzen wieder einzuführen, widersetzte sich Toussaint mit seinen Negern und konnte nur mit großer Mühe von den Franzosen, die hier Wunder an Mut und Ausdauer verrichteten, gegen das Versprechen einer Amnestie zur Ergebung genötigt werden. Aber die Expedition — Napoleon hat sie später, auf St. Helena, bitter beklagt — mißlang

*) Vergl. Bd. I, S. 186. Einzelne Generale, wie Thiébault (Mémoires, III., 305), meinten sogar, der ganze Zweck der Expedition nach Westindien sei gewesen, sich der unsicheren Truppen zu entledigen, eine Ansicht, die in einer Äußerung Napoleons auf S. Helena Unterstützung zu finden scheint. Dort sagte er einmal zu seiner Umgebung: „Die Bourbons könnten sich in Frankreich nur durch den Terrorismus erhalten. Sie müßten 100.000 Soldaten der alten Armee nach St. Domingo schicken und sie dort durch das Klima und die Schwarzen zugrunde gehen lassen, um sich ihrer auf diese Weise zu entledigen und zugleich eine wertvolle Kolonie wieder zu gewinnen." (Gourgaud, Journal inédit, I., 351, 403). Man wird die Stelle gewiß nicht für seine damalige Absicht entscheiden lassen, dennoch aber die Vermutung nicht gänzlich verwerfen dürfen, er habe die unzuverlässigen Truppen für die Zeit des Friedens von Frankreich fern zu halten getrachtet. Freilich fanden sie, wie vorauszusehen war, massenweise den Tod; 50.000 Mann in zwei Jahren.

dennoch. An jedem Tage wurden Hunderte der Tapferen vom gelben Fieber hinweggerafft, so daß Leclerc im Juli 1802, nach sieben Monaten Aufenthaltes, nur noch 8000 Mann besaß. Er fürchtete nun einen Anschlag Toussaints, der seinen Generalsrang behalten hatte, bemächtigte sich, einem Auftrage Napoleons entsprechend, durch List seiner Person und schickte ihn nach Frankreich, wo er Ende März 1803 im Fort Joux als ein Opfer des rauhen Himmels und einer schonungslosen Behandlung sein Ende fand. Aber auch Leclerc starb jenseits des Ozeans am Fieber dahin, und sein Nachfolger konnte, trotz bedeutenden Verstärkungen und großen Geldopfern, die Gewalt Frankreichts nicht befestigen; noch im Jahre 1803 haben die Franzosen die Insel gänzlich verlassen müssen. Ebenso kam auch die zweite Stütze der napoleonischen Kolonialpolitik ins Schwanken: die Expedition nach Louisiana hatte noch gar nicht befördert werden können, da kam schon im Jänner des genannten Jahres die Botschaft nach Paris, die Vereinigten Staaten von Nordamerika legten gegen die Ausbreitung der Franzosen am Mississippi ein drohendes Veto ein. Und auch auf Guadeloupe und Martinique konnte Bonapartes Absicht, die Kolonien dem französischen Handel allein zur Verfügung zu halten, nicht durchgeführt werden. Man mußte dort, um durch die Amerikaner Lebensmittel zu bekommen, diesen den Kommerz mit Kolonialwaren mit einräumen, wodurch der Hauptzweck verfehlt wurde. Was die Expedition nach Ostindien betraf, so war sie zu Anfang 1803 noch gar nicht ausgelaufen, da es überall an Transportschiffen fehlte, und konnte ihren Bestimmungsort erst erreichen, als sich das Verhältnis zu England bereits wieder feindseliger gestaltet hatte. War es nicht, um an der ganzen Kolonialpolitik den Geschmack zu verlieren? Konnte man denn, bei den schlechten Marineverhältnissen und der kurzen Frist, die der Erste Konsul selbst dem Frieden setzte, noch daran denken, sie erfolgreich durchzuführen? Und der Friede trübte sich noch rascher, als Napoleon vorausgesetzt hatte, und raubte seinen Plänen die allerwesentlichste Grundlage, die sichere Kauffahrt auf dem Ozean.

Während der Expedition nach St. Domingo, im Laufe

des Jahres 1802, hatte die öffentliche Meinung in England immer entschiedener gegen Frankreich Stellung genommen, so zwar, daß sich schließlich auch das friedliebende Ministerium Addington ihrem Drucke nicht mehr entziehen konnte. Noch waren die Bestimmungen des Vertrages von Amiens nicht alle erfüllt, noch lag ein wichtiges Pfand in den Händen der Briten: die Insel Malta, die wertvolle Etappe auf dem Wege nach Indien. Angesichts der Übergriffe Frankreichs auf dem Kontinent säumte man, das Eiland — wie versprochen war — dem Johanniterorden zurückzustellen, und sah vielmehr eine erwünschte Kompensation für Napoleons Ausbreitung in dessen Besitz. Was den Fall noch schwieriger machte, war, daß englische Journale in beißenden Ausfällen die Person des französischen Machthabers angriffen und die Londoner Regierung dessen Forderung, diese journalistische Hetze nicht zu dulden, mit dem Hinweis auf die gesetzliche Freiheit der Presse in England ablehnte. Es war eine feindselige Spannung, die mit jedem Tage wuchs. Napoleon ist rasch entschlossen. Er wird zunächst drohen. Ließ sich die fremde Macht von dem Terrorismus, der seiner auswärtigen Politik die Signatur gab, einschüchtern, so erreichte er damit, daß sein Prestige in Frankreich und Europa nur um so höher stieg; wollten aber die Engländer den Krieg, dann freilich mußte das Kolonialprogramm fallen gelassen werden, aber dann winkte doch auch — da Großbritannien nicht ohne Bundesgenossen bleiben würde — die Aussicht auf einen vorteilhaften Landkrieg, an den, wie wir sahen, der Premierkonsul fortwährend dachte.*) Über all das mußte Klarheit gewonnen werden.

Ein Anlaß fand sich, als England im Herbste 1802 wegen der durch Ney verletzten Neutralität der Schweiz Beschwerde führte und Frankreichs Geschäftsträger Otto seinerseits in London Aufklärungen heischte, warum die Räumung Maltas verschoben und ein Agent nach Bern entsendet worden sei.

*) Schon im Mai 1802 hatte er dem österreichischen Gesandten angekündigt, daß ein Bruch mit England notwendig („nécessairement") einen Krieg auf dem Kontinent mit sich bringen würde. Bericht Cobenzls vom 1. Juni 1802 (W. St. A.).

Er erhielt zur Antwort, daß England, so sehr es den Krieg verabscheue, ihn doch immerhin einem erniedrigenden Frieden vorziehen würde, nachdem Frankreich nicht nur Piemont sich angeeignet habe, sondern auch über das Schicksal von Deutschland, Holland und der Schweiz verfüge; denn der Vertrag von Amiens sei auf ein System der Kompensationen gegründet. Damit hatte Otto erfahren, daß England zunächst nicht an die Herausgabe von Malta denke.

Da gab Napoleon seinem Minister des Auswärtigen eine Instruktion für den Gesandten in die Hand, die seine ganze künftige Politik im Keime zeigt. Mit der Schweiz sei es beschlossene Sache. Er werde nicht dulden, daß sich in den Alpen britische Söldlinge festsetzen. Drohe man jenseits des Kanals mit Krieg, so entstehe die Frage, von welcher Art derselbe sein würde. Ein bloßer Seekrieg hätte für England, der geringen Beute wegen, wenig Wert. Es würde allerdings die französischen Häfen blockieren, aber zugleich auch selbst blockiert werden, da sogleich nach Ausbruch der Feindseligkeiten alle Küsten von Hannover bis Tarent von französischen Truppen bewacht würden. Und wie, wenn der Erste Konsul die Flachschiffe aus Flandern und Holland herbeizöge und Transportmittel für hunderttausend Mann herstellte, um England in steter Angst vor einer immerhin möglichen, ja wahrscheinlichen Invasion zu erhalten? Wollte anderseits das Londoner Kabinett den Kontinentalkrieg wieder entzünden, dann würde es nur Napoleon zwingen, Europa zu erobern. „Der Premierkonsul ist erst dreiunddreißig Jahre alt," heißt es am Schlusse, „er hat vorerst nur Staaten zweiten Ranges vernichtet. Wer weiß, in wie kurzer Zeit er, einmal dazu gedrängt, das Antlitz Europas zu verändern und das abendländische Kaiserreich wieder zu erwecken imstande wäre?" *) Der Gesandte brachte von all dem nur die Essenz,

*) Der Text („Substance") des Briefes bei Thiers, IV., 187, dem ich hier folge, scheint ein erstes Diktat Napoleons zur Orientierung seines Ministers vorzustellen, der dann allerdings in seiner Weisung an Otto vom 23. Oktober 1802 manches daran änderte. So ist darin z. B. von einer „Blockade Englands" ebensowenig die Rede, wie von „Tarent", dagegen wird die Landung an der britischen Küste im Kriegsfalle nicht nur als wahrscheinlich, sondern als ganz sicher in

wie sie ihm der Minister vorgeschrieben hatte, als Forderung Frankreichs zum Ausdruck: „Den Vertrag von Amiens und nur diesen“, worauf der Engländer erwiderte: „Den Zustand Europas von dazumal und nur diesen“, und damit war die große Diskussion eröffnet.*) Der Friede blieb fürs erste noch erhalten. Talleyrand, die Brüder Napoleons und der neue Gesandte in London, Andréossy, waren durchaus für die Vermeidung des offenen Kampfes. Nur der Konsul ließ sich durch die fortwährende Weigerung Englands, Malta zu räumen, und den herausfordernden Ton der englischen Blätter zu nicht minder herausfordernden Schritten bewegen. Er ließ einen Bericht seines Obersten Sebastiani, den er in geheimer Mission nach Ägypten geschickt hatte, Ende Januar im „Moniteur“ abdrucken, worin gesagt war, daß die Engländer auch Alexandrien noch nicht geräumt hätten, daß aber bei den Feindseligkeiten zwischen Türken und Mamelucken, die jetzt dort herrschten, und den Sympathien der Letzteren

Aussicht gestellt („descente qu'immanquablement on tenterait“). Der Erste Konsul, heißt es darin weiter, wünsche den Frieden, weil er die Vorteile, die Frankreich durch seinen Handel erlangen könne, für ebenso groß halte wie diejenigen, die es in einer Ausdehnung seines Landgebietes zu finden vermöchte, werde aber, wenn man ihm den Kampf aufnötige, die Schweiz und Holland, die italienische und die ligurische Republik annektieren und Hannover und Portugal dem englischen Einfluß entziehen. Er wolle nur den Frieden von Amiens und nichts als diesen. (Den vollständigen Text der Note findet man heute bei Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrh., I., 768.) Daß Talleyrand sich nicht selten Änderungen an schriftlichen oder mündlichen Informationen Napoleons gestattete, die Dieser dann zumeist guthieß, habe ich in meiner Schrift „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I.“ nachzuweisen gesucht. Was Sorel (VI., 259) mitteilt, „après une conversation avec le premier consul“, stimmt bis auf einzelne Abweichungen mit der ausgefertigten Note Talleyrands bei Oechsli überein und dürfte das Konzept des Ministers vorstellen.

*) Sorel a. a. O. irrt, wenn er annimmt, Otto habe dem englischen Minister, Hawkesbury, „cette terrible note“ mitgeteilt. In dessen Bericht vom 29. Oktober heißt es (bei Oechsli, I., 777): „Ich habe ihm ein Résumé Ihrer Depesche gegeben, indem ich sagte: den ganzen Vertrag von Amiens etc.“ So referiert auch Talleyrand an Napoleon am 3. November über das Schicksal „der Depesche, die ich ihm auf Ihren Befehl zugeschickt habe“ (Bertrand, Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon, p. 24).

für Frankreich, 6000 Franzosen hinreichen würden, das Land aufs neue zu gewinnen. Auch die Bevölkerung der Ionischen Inseln erwarte nur einen günstigen Augenblick, um sich für Frankreich zu erklären. Wenn dieser Bericht veröffentlicht worden war, um England zu reizen, so hat er vollkommen seinen Zweck erreicht.*) Der Gedanke, die Straße nach Indien neuerdings gefährdet zu sehen, während möglicherweise die „Republik der Ionischen Inseln“ und das Kap in Abhängigkeit von Frankreich gerieten, war den Briten unerträglich, und an eine Herausgabe Maltas ihrerseits nun erst recht nicht zu denken. Freilich luden sie damit das Odium des Vertragsbruches auf sich, und gerade das entsprach Napoleons Absichten. Dieser ging aber noch weiter. In dem Jahresberichte, den er am 20. Februar 1803 dem Gesetzgebenden Körper vorlegte, war vom Kampf der beiden englischen Parteien, der friedlichen gegen die franzosenfeindliche, die Rede, und wie Frankreich auf den Sieg der letzteren mit einer halben Million Streiter vorbereitet sein müsse.

---

*) Daß dies die Absicht war, bezeugt Sebastiani selbst, indem er später erzählte, der Konsul habe, nachdem er ihm den Rapport vorgelesen, ausgerufen: „Nun, das wird hoffentlich genug sein, um John Bull zum Kriege zu treiben. Ich für meinen Teil fürchte ihn nicht.“ So Lucian in seinen Memoiren, II., 165. Was aber Sebastiani vorgelesen hatte, war nicht mehr sein eigener Bericht gewesen, sondern eine den Inhalt wesentlich verändernde Redaktion desselben, die Napoleon selbst vorgenommen hatte. Das geht aus der Äußerung eines der Begleiter Sebastianis hervor: die Mission sei durchaus nicht freundlich von der ägyptischen Bevölkerung empfangen, sondern vielmehr in Kairo von der zusammengerotteten Menge zur Flucht genötigt worden. (Markow an Woronzow, 4. Februar 1803, in Sbornik, 77, 31.) Es ist nicht anzunehmen, daß Sebastiani dem Ersten Konsul das Gegenteil gemeldet haben wird. Auch hat der General dem britischen Gesandten, Lord Whitworth, gegenüber von dem in Alexandrien kommandierenden General Stuart mit hoher Achtung gesprochen, während ihn der gedruckte Bericht des Mordversuches an den Franzosen bezichtigte (Rose, I., 413). Die Diplomaten in Paris konnten sich Bonapartes Verhalten nicht erklären, da doch der Seekrieg nicht in Frankreichs Interesse lag, und sprachen von Torheit. Er erfuhr es. Man nenne ihn verrückt, sagte er zu dem Vertreter Rußlands, aber da er des Friedens nicht sicher sei, müsse er sich auf den Krieg vorbereiten und könne seine Franzosen nur durch solche Mittel in Atem halten. (Sbornik, 77. Bd. S. 212.)

England würde dann allerdings keinen Alliierten finden und sei allein Frankreich nicht gewachsen.*)

Meinte Napoleon durch diesen drohenden Hinweis auf die Vereinsamung des Inselreichs der Friedenspartei in London ein neues Argument zu liefern, dann hatte er den britischen Volksgeist zu niedrig bewertet. Es half nicht, daß er zwei Tage vorher im Gespräch mit dem englischen Gesandten dasselbe Thema berührt und seine Friedensliebe dadurch zu erhärten gesucht hatte, daß er auf die persönlichen Gefahren hinwies, denen er bei einer Invasion in England ausgesetzt sein und denen er nur gezwungen entgegengehen würde: in London las man aus jenem Jahresbericht nur eine neue Geringschätzung heraus, durch die sich der britische Nationalstolz aufs tiefste gekränkt fühlte, und die Kriegspartei, die nicht müde wurde, auf die vertragswidrige Okkupation Hollands hinzuweisen, die dem Lünéviller Frieden widersprach, unterstützt durch die Geschäftswelt, erlangte jetzt das Übergewicht. Georg III. berief unter dem Vorwande französischer Rüstungen in den holländischen Häfen die Milizen ein, und selbst der Franzosenfreund Fox ließ ein Wort von „verletzter Nationalehre“ fallen. In Paris aber rief Napoleon dem Vertreter Großbritanniens in offener Audienz zu, die Nichtachtung der Verträge mache die Engländer vor ganz Europa für den Krieg verantwortlich, denn die Ehre Frankreichs könne derlei nicht widerstandslos hinnehmen. Nur will er noch lange nicht den offenen Kampf, da die ostindische Eskadre eben erst — am 6. März — ausgelaufen war. Um Zeit zu gewinnen, spinnt er die Verhandlungen mit Whitworth weiter und schickt einen eigenen Boten nach Petersburg, um den Zar zur Intervention aufzufordern. Unterdessen aber entschließt er sich — am 30. April 1803 wird in Paris der Vertrag unterzeichnet — den Nordamerikanern Louisiana für achtzig Millionen Franken zu überlassen, und da nun auch die ostindische Expedition ihrem Ziele nahe ist, ändert Napoleon seine Haltung, Er scheut jetzt den Krieg nicht mehr, „denn früher oder später“, sagte er kurz darauf zu einigen Staatsräten, „müßte es ja doch dazu kommen“. „Heute

*) Corresp., VIII., 6591.

können uns die Engländer höchstens ein paar Fregatten und ein paar Kolonien wegnehmen" — er hatte, wie man sieht, für seine Kolonialpolitik wenig Enthusiasmus mehr übrig — „ich aber werde den Kriegsschrecken nach London tragen. Zwei Monate lang hab' ich ihren Übermut erduldet. Sie hielten es für Schwäche. Aber ich kann im Notfall über zwei Millionen Mann verfügen, und wenn der erste Krieg Frankreich Belgien und Piemont eingebracht hat, so wird der zweite unser Föderativsystem noch fester begründen".*) Talleyrand erhält noch an demselben Tage (1. Mai) den Auftrag, sich mit dem Briten nicht mehr in lange Gespräche einzulassen, sondern „kalt, stolz, ja selbst ein wenig hochmütig" ein schriftliches Ultimatum zu begehren, denn ein solches müsse man haben, um endlich zu wissen, woran man sei. Dem Gesandten wäre zu bedeuten, daß ein solches Ultimatum den Krieg zur Folge haben könne. Übrigens solle der Minister ihn von einem jähen Abbruch der Verhandlungen zurückhalten und ihm vorschlagen, Malta einer der Garantiemächte, am ehesten Rußland zu überantworten. Aber England forderte entweder Malta für immer, oder für zehn Jahre dann, wenn ihm nachher die sizilische Insel Lampedusa zugesichert würde; auch sollte Frankreich Holland und die Schweiz räumen und den König von Sardinien für Piemont entschädigen; dafür wolle man die italienischen Republiken und den König von Etrurien anerkennen. Dieses Ultimatum wurde in Paris verworfen. Man wolle Holland erst räumen, wenn die Engländer mit Malta das Gleiche tun. Darauf ermäßigte Whitworth seine Vorschläge: England werde Malta nur so lange behalten bis man Lampedusa militärisch in Stand gesetzt habe, wenn nur die Franzosen Holland binnen einem Monat verlassen wollten, ja, in London versicherte man Andréossy, Malta werde in dem Augenblicke geräumt sein, da die Truppen Frankreichs über die holländische Grenze zurückgehen. Aber auch dieses Angebot fand keine Zustimmung in Paris und der Gesandte reiste ab. Wenn ihm Napoleon, um Frankreich seinen guten Willen zu dokumentieren, den Vorschlag nachschickte: Malta zehn Jahre lang den Engländern, Tarent und Otranto

*) Thibaudeau, Mémoires, p. 405. f.

dafür ebensolange den Franzosen, so war er wohl sicher, daß er bei den guten Beziehungen der Engländer zu Neapel und da die Räumung Hollands nicht zugestanden war, abgelehnt wurde.*) Das Parlament wies ihn auch mit einer wuchtigen Mehrheit an Stimmen zurück. Am 16. Mai verkündete der König den Gemeinen, die Verhandlungen seien abgebrochen. Der Krieg war entschieden.**)

Sofort machte England auf alle französischen Kauffahrer, die des Friedens froh ausgelaufen waren, Jagd, und Napoleon antwortete darauf mit der Verhaftung aller Engländer, die sich in Frankreich aufhielten. Bald nachher blockierten britische Geschwader die französischen Häfen, und nun begann der Konsul sein Kampfprogramm, wie er es in jener Instruktion für Otto aufgestellt hatte, Punkt für Punkt auszuführen. Es bestand, wie wir wissen, vornehmlich aus drei Aktionen: einmal seinerseits England zu blockieren, indem man dessen Schiffen die Kontinentalküste „von Hannover bis Tarent" durch die französische Wacht unzugänglich machte; zweitens durch die Ansammlung eines Expeditionsheeres am Kanal mit einer Invasion zu drohen; drittens, falls es der britischen Macht gelingen sollte, einen Koalitionskrieg auf dem Festlande zu entzünden, das Festland sich dienstbar zu machen, soweit die Waffen reichten. Dieses Programm ward noch besonders dadurch illustriert, daß der Konsul jetzt den Festtag der Jungfrau von Orleans wieder aufleben ließ, um den Chauvinismus gegen den alten Feind zu nähren.

Noch im Mai rückte ein Armeekorps unter Mortier in das zu Englands Staatsgebiet gehörige Hannover ein, wo die kurfürstlichen Truppen sich ohne viel Widerstand zu einer Kapitulation bequemten, und im Juni verboten Napoleons Dekrete

*) „Malta und Holland!" hatte G. Canning schon im Januar in einem Briefe an Malmesbury als die zwei Punkte bezeichnet, „um die sich Sein und Können drehten." (Malmesbury, Diaries, IV. 166). Welches Gewicht England namentlich auf die Räumung Hollands legte, ist neuestens durch Coquelle, Napoléon et l'Angleterre, p. 69, ff. dargetan worden.

**) Man hat die Schuld hier England, dort Napoleon zugeschrieben. (S. unten die „Litterarischen Anmerkungen"). Ich möchte wünschen, meine Darstellung hätte klargelegt, daß sie auf beiden Seiten war.

alle Einfuhr aus England und seinen Kolonien in die Häfen Frankreichs und seiner Alliierten. Kurz darauf wurden den feindlichen Schiffen auch die Mündungen der Weser und Elbe versperrt und dem britischen Handel damit die wichtigste Verbindung mit Norddeutschland genommen. Bald äußerten sich die Folgen. „Sie haben“ — schreibt Napoleon am 11. Juli an General Mortier — „England einen herben Schlag versetzt; schon haben viele Häuser falliert.“ Er ermahnt ihn, persönlich darüber zu wachen, daß keine britische Warensendung Durchgang finde. Im Juni war ein anderes Armeekorps unter St. Cyr ins Königreich Neapel eingerückt und hatte — traktatwidrig — die Häfen von Tarent, Brindisi und Otranto aufs neue besetzt, die nach dem Friedensschluß geräumt worden waren.

Damit waren die beiden Endpunkte des Kordons fixiert, und nun ward, was dazwischen lag, eng und fest an Frankreichs Politik gebunden. Zunächst die Batavische Republik. Sie wurde vertragsweise genötigt, eine französische Truppe von 18.000 Mann zu ernähren und eine eigene von 16.000 Mann beizustellen, außerdem noch fünf Linienschiffe, fünf Fregatten, hundert Kanonenschaluppen für den Seekrieg, zahlreiche Transport- und Flachschiffe für die Landung in England. Dafür garantierte ihr Napoleon die Integrität und stellte ihr den Wiedergewinn aller Kolonien, die im Kriege verloren gehen sollten, und unter günstigen Umständen auch den von Ceylon, in Aussicht (25. Juni 1803). Dann wurde die Schweiz zu Frankreichs Vorteil verpflichtet. Eine „Defensivallianz“ und eine Militärkonvention mit dem mächtigen Nachbar legten ihr die Steuer einer Armee von 16.000 Mann auf, die, wenn Frankreich angegriffen würde, bis auf 24.000 Mann erhöht werden sollte, d. h. ein großer Teil der Wehrkraft des Landes wurde einem durchaus fremden Interesse dienstbar, während man sich überdies verpflichten mußte, den Feinden Frankreichs mit bewaffneter Hand jeden Durchmarsch zu wehren (27. September 1803). Endlich wurden auch Spanien und Portugal herangezogen. Mit jenem war es zu einer nicht unbedeutenden Differenz gekommen. Der spanische Hof hatte sich das Vorrecht der Wiedererwerbung Louisianas in seinen

Verträgen mit Frankreich vorbehalten und Napoleon dieses Vorrecht bei seinem Handel mit den Amerikanern in keiner Weise geachtet; das erzeugte in Madrid so tiefe Aufregung, daß selbst der Friedensfürst Godoy an Widerstand gegen den Nachbar dachte, namentlich als der Konsul jetzt, statt der seit 1796 vereinbarten fünfundzwanzig Schiffe und 28.000 Mann, die man im Kriegsfalle für Frankreich bereit zu halten hatte, hohe Geldsubsidien, 6 Millionen Franken per Monat, drei Häfen als Zuflucht für seine Schiffe und zollfreie Durchfuhr für französische Waren nach Portugal verlangte und diese Forderung durch ein bei Bordeaux gesammeltes Heer unterstützte. Aber Bonaparte ließ sich keinen Widerspruch bieten. Er verklagte in einem Schreiben vom 18. September 1803 den Friedensfürsten bei seinem König und vermied sogar nicht, auf das anstößige Verhältnis desselben zu dessen Gemahlin hinzudeuten. Das Mittel half. Der Minister, der von dem Inhalt dieses Briefes Kenntnis erhielt, bevor er Karl IV. übergeben wurde, demütigte sich, und am 19. Oktober 1803 kam der Vertrag nach Napoleons Wunsche zustande. Damit war Spanien, obwohl noch neutral, in die Reihe von Englands Feinden eingetreten und mußte es erfahren, daß eine britische Eskadre ihm im Oktober 1804 eine Silberflotte wegnahm. Hierauf erklärte der Madrider Hof an England offen den Krieg und schloß am 4. Jänner 1805 mit Frankreich eine Allianz ab. Natürlich konnte Portugal von alledem nicht unberührt bleiben. Es wurde genötigt, sich von Frankreich seine Neutralität für sechzehn Millionen Franken und die freie Einfuhr französischer Exportartikel zu erkaufen (19. Dezember 1803). Im Februar 1804 ward auch Genua die Verpflichtung auferlegt, dem gewaltigen Nachbar für dessen Kriegszwecke 4000 Matrosen zu steuern.*)

Während der Konsul auf diese Weise die „Blockade“ Englands ins Werk richtete, sammelte er an den Gestaden des Kanals bei Boulogne eine imposante Armee, die er vortrefflich ausrüstete und für den Übergang nach England exerzierte; flache Transportboote wurden in großer Anzahl gebaut, die Feldsoldaten im Matrosendienste geübt. Es war ein kolos-

*) Siehe die betreffenden Verträge bei De Clercq II, 69, 76, 82, 84, 86.

saler Apparat, der hier zum Schrecken John Bulls entfaltet wurde. Aber er sollte fürs erste noch nicht in Aktion treten. Es ergaben sich vielfache Schwierigkeiten, und der äußere Feind war auch nicht der einzige, gegen den Napoleon zu kämpfen hatte. Im Innern von Frankreich erstand ihm ein anderer, der mit Armeen und Flotten nicht zu bekriegen war. Wider ihn wendet er sich jetzt. Er wird ihn bezwingen und mit seinem Genie des Emporkommens den niedergeworfenen Gegner als Piedestal zu neuer Größe benützen.

Nachdem die Partei der Jakobiner durch die Ächtungsdekrete von 1801 auf den Tod getroffen worden war, gab es nur noch zwei politische Gruppen, die das herrschende System persönlicher Regierung und den, der es vertrat, mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgten: erstens die gemäßigten Republikaner, die Bourgeois vom 13. Vendémiaire, die den General Moreau zu den Ihrigen zählten und ihn, im Gegensatze zu dem herrschsüchtigen Bonaparte, sehr hoch hielten, und zweitens die ins Ausland entwichenen Ultra-Royalisten, die in der Vendéer Kapitulation von 1800 nur einen Waffenstillstand erblickten, den sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen entschlossen waren. Die Letzteren hatten in England ihr Hauptquartier, in Karl von Artois, dem Bruder des hingerichteten Ludwig XVI., ihren obersten Chef, in Pichegru, der nach dem 18. Fructidor deportiert worden und von Cayenne entflohen war, Dumouriez u. a. ihre aktivsten Agenten. Diese beiden Parteien waren während des Friedens ruhig verblieben. Jetzt, als der Krieg wieder in Sicht trat, schöpften sie neue Hoffnung. Napoleon hatte längst versucht, sie dadurch unschädlich zu machen, daß er einerseits Moreau für sich zu gewinnen, anderseits Ludwig XVIII. zu einem Verzicht auf den Thron von Frankreich zu bestimmen trachtete. Moreau war unnahbar; er hatte die ihm angebotene Hand der Hortense Beauharnais ausgeschlagen und sich seitdem, und in dem Maße, als Napoleon höher stieg, in seiner Gesinnung immer feindseliger gezeigt. Was den Bourbon anging, so hatte sich Napoleon zu Anfang 1803 im tiefsten Geheimnis dem König von

Preußen, in dessen Staaten Ludwig wohnte, eröffnet und ihn um seine Vermittlung in der Sache angegangen. Aber die Bemühung Friedrich Wilhelms III. in Warschau blieb erfolglos. Ludwig wies das Ansinnen, für eine Entschädigung seine königlichen Rechte preiszugeben, in einem an alle Höfe gerichteten Briefe aus dem März 1803 stolz und feierlich ab und hob damit nur noch den Eifer seiner unbedingten Getreuen.*) Nun bildete sich eine wenn auch nur äußerliche Verbindung zwischen den beiden Gruppen: Pichegru kam im Januar 1804 nach Paris und näherte sich Moreau. Diesem, der nicht zu umgehen war, sollte zu einer vorübergehenden Machtstellung verholfen werden, damit er dann die Rolle Monks spiele und den Bourbons den Weg zur Heimkehr bahne. Durch ihn gedachte Pichegru die anderen mit Bonaparte unzufriedenen Generale, Macdonald, Reynier, Dessolles, vielleicht auch Bernadotte u. a. zu gewinnen. Das Komplott gründete sich auf die Voraussetzung, daß es möglich sein werde, Napoleon zu beseitigen. Die Royalisten wollten ihn jetzt sicherer treffen als an jenem Weihnachtsabend in der Rue St. Nicaise, wo die Höllenmaschine ihr Ziel verfehlte. Zu diesem Ende war schon lange vor Pichegru, im August 1803, Georges Cadoudal insgeheim nach Frankreich gekommen, um hier mit vertrauten Parteigängern, die der langjährige Bürgerkrieg zu wahren Banditen der Politik herangebildet hatte, das Attentat vorzubereiten. Sie wollten in hinreichender Anzahl den Premierkonsul, wenn er, von seinen Garden umgeben, aus der Stadt nach Malmaison fuhr, offen anfallen, ihn festnehmen — der „Moniteur" versicherte: töten — und mit ihm sein Regiment stürzen. Einzelne englische Minister waren in den Plan eingeweiht und billigten ihn, wenigstens so weit es galt den verhaßten Feind zu Fall zu bringen.**) Napoleon war gewarnt.

*) Siehe hierüber Bailleu, Napoleons Verhandlungen mit den Bourbonen, 1803 (Histor. Zeitschrift, 74, 130) und desselben, Briefwechsel Friedrich Wilhelm III. mit Alexander I., S. 26 f. Auch Hüffer, Die Kabinetsregierung in Preußen, S. 185. Für Hardenbergs Angabe (Memoiren, I., 85), Napoleon habe Ludwig Louisiana überlassen wollen, fehlt jeder weitere Anhaltspunkt.

**) In einer Studie Potrels über „Rußland und den Bruch des Friedens von Amiens" (Annales de l'École libre des sciences politiques,

Seine Londoner Agenten hatten ihm den Anschlag verraten, ehe noch einer der Verschworenen französischen Boden betreten hatte. Aber es waren doch wieder bange Wochen voll Aufregung und Gefahr für ihn, bis die damals nicht sehr glücklich geleitete Staatspolizei sie einzeln verhaftet und — nicht ohne Anwendung zwingender Mittel, wie es heißt — den ganzen Umfang der Verschwörung erfahren hatte. Auch Moreau ward festgenommen. Nach einem langwährenden Prozeß wurde Cadoudal mit zwölf seiner Helfer hingerichtet; Pichegru fand man in seinem Gefängnis erwürgt; Moreau, dessen Einverständnis zwar mit diesem, aber nicht mit Cadoudal erwiesen werden konnte, ward zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt und später von Napoleon zur Verbannung nach Amerika begnadigt. *) Das Entscheidende war, daß die bourbonische

1897, p. 98), finden sich zwei Billets des russischen Gesandten in London, Grafen Simon Woronzows an Hawkesbury und seinen Sekretär aus dem September 1803, die für den Zusammenhang des Kabinetts mit Pichegru und Dumouriez sicheres Zeugnis geben. Auch heißt es in Malmesbury's Diaries (Bd. IV, p. 287) vom Beginne des Februar 1804: „Um diese Zeit vertraute man mir die durch Pichegru, Moreau etc. vereinbarten Maßregeln an; sie wurden als unfehlbar bezeichnet . . . Pichegru verließ England um die Mitte Januar . . . Nach einem erfolgreichen Schritt („as soon as any thing like a successful step had taken place") sollte Lord Hertford in Frankreich in der doppelten Eigenschaft als Friedensstifter und Hersteller der alten Dynastie auftreten."

*) Die Frage, ob Pichegru sich selbst erwürgte — es war ein gleicher Fall von Selbstmord bereits vorgekommen — oder gewaltsam ums Leben gebracht wurde, ist noch nicht endgültig beantwortet. Pasquier in seinen wertvollen Memoiren (I., 171) hat für den Selbstmord seine späteren Erkundigungen in der Polizeipräfektur und daneben das Argument geltend gemacht, Pichegru sei der Einzige gewesen, der Moreau zu belasten vermochte; deshalb habe Napoleon seinen Tod nicht wünschen können. Dagegen ließe sich bemerken, daß er auch der Einzige war, dessen Zeugnis Moreau entlasten konnte. Bei aller Vorsicht dem Korrespondenten d'Antraignes' gegenüber, wird man die Stelle in dessen Bericht (bei Pingaud, Un agent secret, p. 286) nicht übersehen dürfen, wonach Pichegru in vier Verhören niemanden kompromittiert hatte und erst tot aufgefunden wurde, nachdem man ihm kurz vorher die schriftliche Aufzeichnung seiner Verteidigung vor Gericht weggenommen. Auch der getreue Gourgaud glaubte an die Ermordung, die er so wenig guthieß, wie die des Prinzen von Enghien (Journal, I., 63). Nach derselben Quelle aber (I. 558) hat Napoleon

Sache kompromittiert erschien und daß Moreau, der einzige gefährliche Rivale des Ersten Konsuls, durch seine, wenn auch noch so lose Verbindung mit den Verschwörern seine Geltung in der Armee verlor, während Napoleons Popularität durch die Gefahr, die ihm gedroht, bei der parteilosen Bevölkerung nur noch erhöht wurde.

Aber er selbst vernichtete einen Teil dieses günstigen Eindrucks durch eine Tat, die jeder Rechtfertigung spottet. Cadoudal hatte, wie im Verhör zutage kam, seinen Vertrauten angedeutet, ein königlicher Prinz von Frankreich wisse um den Anschlag und wolle nach dessen Ausführung herbeikommen. Er hatte damit den Herzog von Berry, den jüngeren Sohn des Grafen von Artois, gemeint, dessen Erscheinen in Paris in der Tat in Aussicht gestellt worden war. Daraus ging allerdings hervor, daß einzelne Mitglieder des Hauses Bourbon mitschuldig an dem Attentate waren. Aber nicht alle, nicht z. B. die Condé, die stets derlei Verschwörungen mißbilligt und jede Beteiligung abgelehnt hatten. Zu diesem Zweige des bourbonischen Stammes zählte als letzter Sproß der junge Prinz von Enghien. Den hatte die Liebe zu seiner Base Charlotte von Rohan-Roquefort in das badische Ettenheim geführt, das noch zu dem Sprengel des Kardinals Rohan gehörte und diesem Kirchenfürsten und seiner Nichte seit der Revolution als Wohnort diente; hier soll er sich mit der Geliebten seines Herzens heimlich vermählt haben. Der Prinz lebte von einer englischen Pension, für die er jetzt, wo der Krieg entbrannte, entweder jenseits des Kanals zu fechten oder auf dem Kontinent in der Weise nützlich zu sein wünschte, daß er aus den unzufriedenen Elementen, die sich immerhin im Elsaß und in den dortigen Garnisonen zeigten, ein Freikorps bildete. Das Anerbieten ward von der britischen Regierung abgelehnt, und Enghien mußte sich in

---

seiner Umgebung auf St. Helena versichert, es sei seine Absicht gewesen, Pichegru zu begnadigen, wie andere Teilnehmer am Komplott (Rivière, Polignac), Pichegru sei ihm zuvorgekommen. „Nur die Dummen töten sich selbst.“ Und diese Äußerung wird durch Réal (bei Musnier-Desclozeaux, p. 75) bestätigt. Man empfängt den Eindruck, als habe es mit dem Selbstmord seine Richtigkeit.

seinem Exil mit Untätigkeit bescheiden. Da traf es sich, daß England, wie in der Schweiz, so auch in Süddeutschland, durch geheime Agenten gegen Frankreich wühlen ließ, worüber in Paris übertriebene Berichte einliefen. Eine solche Nachricht nun brachte den jungen Condé in Beziehung zu diesen Emissären, unter denen man u. a. den gefürchteten Emigranten Dumouriez entdeckt haben wollte. Daraus schloß Napoleon, daß auch Enghien dem Komplott gegen seine Person nicht ferne stehen könne, und faßte den Gedanken, sich — da er jenes andern Prinzen nicht habhaft werden konnte — seiner zu bemächtigen. Daß er zu diesem Behufe in einen fremden Staat einbrechen und die Gesetze des Völkerrechts verletzen mußte, galt ihm wenig. Am 15. März 1804 ging General Ordener mit ein paar hundert Dragonern über den Rhein, nahm den Prinzen fest und brachte ihn nach Straßburg, von wo man seine Papiere nach Paris schickte. Dann wurde er selbst dahin eskortiert.

Unterdes war dort in einem engen Rate das schließliche Schicksal des Gefangenen erwogen worden. Napoleon äußerte die Absicht, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, Cambacérès mahnte hievon ab, Lebrun äußerte sich ausweichend, Talleyrand aber riet dringend zu, und so blieb der Konsul dabei, obgleich er sich aus den Papieren des Prinzen überzeugen konnte, daß derselbe zu den Verschwörern in keinerlei Beziehung stand und der verhaßte „Dumouriez“ sich in einen nebensächlichen „Thumery“ verwandelte; er blieb dabei, lediglich in der Absicht, einen Bourbon zu opfern, um die übrigen von weiteren Angriffen abzuschrecken. Noch am Abende der Ankunft Enghiens in Vincennes wurden die aus den Obersten der Pariser Garnison ausgewählten Beisitzer eines Militärgerichts dahin berufen. Der Angeklagte ward von dem bereits instruierten Vorsitzenden, General Hulin, einem Verhör unterzogen, wobei er jeden Zusammenhang mit Pichegru und den Anderen in Abrede stellte, dagegen aber, stolz auf der Wahrheit bestehend, erklärte, er habe allerdings seit dem Wiederbeginn des Krieges englische Dienste nachgesucht, um gegen die Regierung des Konsuls offen zu streiten, und daß er früher gegen Frankreich gekämpft, sei männiglich

bekannt; ein Condé könne nur mit den Waffen in der Hand zurückkehren. Dies genügte den Richtern, um einen Spruch zu fällen, von dem sie wußten, daß er ihrem Herrn gefallen würde — nicht ganz ohne einen Schein von Recht, da die Revolution in jeder ihrer Phasen den offenen Kampf eines Franzosen gegen sein Vaterland mit dem Tode bedroht hatte und das betreffende Gesetz noch in Kraft bestand. Mit Bezug hierauf war es wohl auch, wenn Napoleon jenerzeit gegen seine Umgebung betonte: „Ich bin der Mann des Staates, ich bin die französische Revolution, und ich werde sie aufrechterhalten", und die Bitten seiner Gattin um Milde für den Gefangenen mit der Berufung auf die Notwendigkeiten der Politik zurückwies.*) Kaum hatten die Obersten des Kriegsgerichts das Urteil unterzeichnet, so ward noch im Dunkel derselben Nacht — es war der 20. auf den 21. März 1804 — der Prinz in den Schloßgraben hinabgeführt, dort vor ein zubereitetes Grab gestellt und von einem Peloton Gendarmen erschossen. Nach allen authentischen Berichten starb der letzte Condé, zweiunddreißigjährig, als ein wahrer Held.**)

Stummes Entsetzen folgte der Untat. Ein Glied der Familie, die Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, war in Frankreichs Hauptstadt auf den Wink eines Fremdlings verurteilt und hingerichtet worden. Also waren die Blutgerichte der Schreckenszeit auch jetzt, unter diesem Regimente, welches doch sonst so vortreffliche Gesetzbücher

*) Dabei soll er sich, wie Josephine einer ihrer Vertrauten erzählte, recht brutal benommen und nach ihr, die vor ihm auf den Knien lag, mit dem Fuße losgestoßen haben. (Pingaud, Un agent secret, p. 279.) Aber was erzählte Josephine nicht alles! Frau von Rémusat (s. deren Memoiren, I, 315) empfing von ihr ebenfalls einen Bericht über ihre Unterredung mit ihrem Gemahl, in dem jenes Detail fehlt.

**) Einen Augenblick vor seinem Ende hatte er mit seinem letzten Gruß einen Ring und eine Haarlocke dem kommandierenden Offizier für die Prinzessin eingehändigt. Man hat diesen Wunsch des Verurteilten ebenso unerfüllt gelassen, wie den nach einer Zusammenkunft mit Napoleon und das Verlangen nach einem Priester. Die Reliquien blieben bei den Akten des Prozesses im Pariser Polizeiarchive liegen, bis diese in den fünfziger Jahren auf Befehl Napoleons III. an die kaiserliche Kanzlei übergeben wurden. Seitdem sind die Faszikel verschollen (Lalanne, Les derniers jours du Consulat, p. XII).

abzufassen wußte, noch nicht zu Ende? Und wenn noch der Prinz wirklich mit den Verschwörern gegen das Staatsoberhaupt im Bunde gestanden hätte, man würde sein Los begriffen haben. Aber das war nicht der Fall. Man hatte ihn erst rauben müssen, um ihn zu töten. Und auch nicht etwa in der Hitze blind leidenschaftlicher Empörung über die verbrecherischen Anschläge war die Tat befohlen worden, sondern nach langsam ruhiger Erwägung, wie ein Staatsakt. Mit dem Worte: „meine Politik“ glaubte Napoleon jeden Einwand gegen seine Strenge zurückzwingen zu können und kennzeichnete diese Politik, indem er sagte: „Wenigstens sollen sie sehen, wessen wir fähig sind, und werden uns künftig in Ruhe lassen.“ Aber es gelang ihm nicht, irgendwen zu überzeugen. Selbst diejenigen Kreise, welche die Rücksicht auf materielle Vorteile eng an ihn band, blieben nicht unempfindlich. An der Börse fiel die Rente um ein Beträchtliches, und der Konsul mußte Millionen aufwenden, um den Kurs zu stützen und das Aufsehen zu verringern. Man hatte ihm bisher, neben der Achtung für sein Genie, noch mannigfache Sympathie entgegengebracht. Diese entzog man ihm jetzt und ertrug fortan sein Regiment lediglich aus Berechnung. Er konnte nur noch auf Gehorsam, nicht mehr auf Neigung zählen, und auch darauf nur so lange, als die Franzosen ihre Interessen durch ihn noch immer am besten gewahrt glaubten. Diesen Glauben allerdings hat die Bluttat von Vincennes nicht zu tilgen vermocht. „Der Prozeß Moreau und vor allem der Tod Enghiens brachten die Gefühle in Aufruhr, aber sie erschütterten nicht die Meinungen“, erzählt die Rémusat in ihren Memoiren, und der preußische Gesandte am Pariser Hofe, Lucchesini, sagt in einem vortrefflichen Bericht über diese Vorgänge: „Wenn der französische Nationalcharakter nicht zu allen Zeiten seinen Handlungen mehr den Stempel der Lebhaftigkeit als den der Beständigkeit aufgedrückt hätte, man könnte meinen, der Erste Konsul habe durch den Gewaltakt gegen den Herzog von Enghien ein großes und wichtiges Stück von dem Vertrauen, dem Enthusiasmus, der Ergebenheit und Neigung eingebüßt, auf denen seine gegenwärtige Autorität beruht und auf die seine künftige Würde sich gründen soll. Aber vielleicht

kennt er die Franzosen besser als sie selbst sich kennen; vielleicht hat ihn das Beispiel des Kardinals Richelieu — der einen Montmorency hinrichten ließ — gelehrt, daß in Frankreich gerade die kühnsten Staatsstreiche die oberste Gewalt eher befestigen als erschüttern.“ *)

Die Vermutung des Diplomaten war keine ganz unrichtige. Wir kennen Napoleons Streben nach der Monarchie in jeder seiner Phasen. Vor zwei Jahren hatte er sich noch mit dem Konsulat auf Lebenszeit begnügt. Aber es war nicht seine Meinung gewesen, dabei stehen zu bleiben. Schon im Mai 1802 wußte der österreichische Gesandte nach Hause zu berichten, es solle ihm die höchste Gewalt für die Dauer seines Lebens als einem „Kaiser der Gallier“ übertragen werden, und genau zur selben Zeit meldete der Geschäftsträger Preußens, der Konsul habe nicht nur die Absicht, seinen Titel zu ändern, sondern auch die souveräne Gewalt in seiner Familie erblich zu machen. Im März 1803 notierte der Engländer Jackson Ähnliches in sein Tagebuch, und von da ab tauchte die Idee des „Empire des Gaules“ nicht mehr unter. Napoleon, der in diesem Jahre auf einer Reise nach Belgien mit Zeichen servilster Huldigung überschüttet und dadurch in seinem Streben nach dem Diadem nur noch sicherer gemacht worden war, spielte hier die gleiche Rolle wie bei den früheren Gelegenheiten. Er wollte auch jetzt wieder gesucht sein. Und auch jetzt wieder fand sich ein geeigneter Vermittler. Fouché, der den Verlust des einträglichen und einflußreichen Polizeiministeriums noch nicht verschmerzt hatte, hoffte es zurückzuerhalten, wenn er den geheimen Wunsch des Premierkonsuls in Erfüllung brachte. Er war damals in Ungnade gefallen, weil er sich gegen das Konsulat auf Lebenszeit erklärt hatte. Was lag näher, als sich durch eine gegenteilige Haltung wieder in Gunst zu setzen? Die Konspiration gegen Napoleon und den in seiner Person bedrohten inneren Frieden lieferte die passende Handhabe. Aus den Provinzen, von Korporationen u. s. w. waren zahllose Glückwunschschreiben eingetroffen, und Fouché, der Senator geworden war, einigte sich auf Grund dieser Kundgebungen mit einer Anzahl anderer

*) Bailleu, Preußen und Frankreich, II. 252.

Senatoren über eine Adresse, die dem Ersten Konsul den Gedanken einer neuen Verfassungsänderung nahelegte; sie herbeizuführen hatte der Senat seit 1802 bekanntlich das Recht. Auf diese Körperschaft hatte die Gefahr, in der der Konsul geschwebt, den tiefsten Eindruck gemacht. Ein Umsturz hätte die Senatoren offenbar um ihre einträglichen Stellen gebracht, da er sie der korrumpierenden Freigebigkeit Napoleons beraubte. Und zu dieser eigensüchtigen Erwägung gesellte sich eine zweite. Es war nicht zu leugnen: ein Staatsstreich und der damit verbundene Unfriede im Innern waren viel leichter möglich, so lange das herrschende System nur auf zwei Augen stand und es nur eine einzige Person aus dem Wege zu räumen galt. Anders wurde die Sache, wenn man es erblich machte, so daß sogleich ein legitimer Nachfolger in die Stelle Napoleons eintreten und dessen Maximen weiterführen konnte, denn dann verbürgte diese Erblichkeit allein schon eine größere Stabilität, indem sie weitere Attentate als erfolglos und unfruchtbar verhinderte. Die Vererbung der revolutionär-monarchischen Gewalt war also ebenso eine Forderung des allgemeinen Interesses wie des besonderen Vorteils der Senatoren, und darum wurde ihre Gesetzwerdung auch durch die Untat von Vincennes nicht verhindert, darum stand, kaum acht Tage nach dem unseligen Vorgang, eine Senatsdeputation vor dem Ersten Konsul, die ihm einen Staatsgerichtshof für Hochverrat zu errichten empfahl und deren Sprecher dann fortfuhr: „Es ist aber nicht genug, das Verbrechen zu strafen, das die Ruhe des Staates bedrohte, man muß auch allen denen die Hoffnung benehmen, die ein solches Beispiel nachzuahmen wagen wollten, zumindest derlei Missetat unfruchtbar machen. Sie haben eine neue Ära gegründet, Sie müssen sie verewigen. Der Erfolg ist nichts ohne die Dauer. Wir können nicht zweifeln, daß auch Sie bereits diese große Idee beschäftigt hat, denn Ihr schöpferisches Genie umfaßt alles und übersieht nichts. Aber zögern Sie nicht länger. Die Zeitumstände und die Ereignisse, die Verschwörer und die Ehrsüchtigen, die Unruhe, welche alle Franzosen bewegt, drängen Sie dazu. Sie können Zeit und Umstände meistern, die Ehrsüchtigen entwaffnen,

ganz Frankreich beruhigen, wenn Sie Einrichtungen schaffen, die Ihr Gebäude festigen und den Söhnen erhalten, was Sie den Vätern gegeben. Das Staatsschiff darf nicht Gefahr laufen, seinen Piloten zu verlieren, ohne durch einen Anker gegen Schiffbruch gesichert zu sein. Seien Sie überzeugt, daß der Senat hier im Namen aller Staatsbürger spricht.“ *)

Die Senatoren hatten Recht. Als ihr Vorgehen bekannt wurde, fand es viel mehr Beifall als Widerspruch. Namentlich die neuen Eigentümer hatte die drohende Gefahr, die für ihren Besitz in einem Anschlag zugunsten des alten Königtums lag, dem neuen Herrn und seinen Wünschen noch näher gebracht. „Nicht, daß irgendein Affekt von Neigung die neue Erhöhung Napoleons und seiner Familie begünstigt hätte“, sagt Miot von Melito, „nein, er war zu keiner Zeit weniger geliebt als jetzt. Aber das Bedürfnis nach innerer Ruhe und Beständigkeit war so dringend, die Zukunft so beunruhigend, die Furcht vor dem Terrorismus so groß, die Rückkehr der Bourbons, die so viel zu rächen hatten, so drohend, daß man gierig alles ergriff, was diese Gefahren beschwören konnte, gegen die man auf andere Weise sich nicht zu schützen wußte.“**)

Aber Napoleon war nicht damit zufrieden, daß ihm die neue Würde vom Senat übertragen wurde. Dafür war die Abhängigkeit dieser Körperschaft von der Regierung viel zu offenkundig. Er wollte sie von denen angeboten erhalten, die ehedem die Monarchie bekämpft hatten. Sein Kalkül war ohne Zweifel der, hiermit jeder Opposition von vornherein vorzubeugen und zugleich eine Verwechslung seines Herrscher-

*) Vergl. die Texte bei Miot, II, 156 und Mignet, Histoire de la Révolution, II., 241, die sich ergänzen.

**) Miot (Mémoires, II., 158) begegnet sich hierin mit anderen Zeugen. „Man erwartet allgemein dieses Ereignis,“ schreibt der preußische Gesandte nach Hause, „und so ansehnlich auch die Zahl der Unzufriedenen mit diesem Unternehmen sein mag, welches den Wünschen der Royalisten ebenso entgegen ist wie den Grundsätzen der Republikaner, so werden doch Paris und Frankreich in diesem Falle kaum ihre wahren Gefühle äußern. Man will allenthalben Ruhe haben, man wünscht Garantien für die gegenwärtigen Besitzverhältnisse, die Aussicht auf eine ungestörte Zukunft. Die neue Ordnung der Dinge läßt sie hoffen“ (Bailleu, II., 259).

tums mit dem der Könige von Frankreich unmöglich zu machen, denn er konnte doch nicht gut heute einen der Bourbons töten, um morgen selbst als Usurpator ihres Erbes aufzutreten. Vom Tribunat sollte die Sache ausgehen. Er versprach den Senatoren nur, die Sache zu überlegen. Inzwischen aber verbreitete man unter der Hand, die Armee beabsichtige den Ersten Konsul zum Kaiser auszurufen, was dann die Erwägung mit sich brachte, daß es angezeigt sei, ihr zuvorzukommen, da sonst ein ausgesprochenes Militärregiment zu gewärtigen wäre. Dann gewann Cambacérès ein Mitglied des Tribunats, Curée, dem man Aussicht auf einen der reich dotierten Plätze im Senat eröffnete, um folgenden Antrag zu stellen: 1. Napoleon Bonaparte werde als Kaiser mit der Regierung der französischen Republik betraut; 2. die Kaiserwürde werde in seiner Familie erblich erklärt. Ein zweiter Tribun, der ehedem am 18. Fruktidor exiliert worden war, hatte darüber Bericht zu erstatten. In der Sitzung vom 30. April 1804 wurde Curées Antrag debattiert, und es fand sich nur ein einziger Mann, der dawider sprach: Carnot; alle anderen stimmten dafür. Auch vom Gesetzgebenden Körper, der damals nicht versammelt war, wurden in aller Eile eine Anzahl Mitglieder zu einer außerordentlichen Session vereinigt und gaben ein gleiches Votum ab. Der Senat hatte sich bereits mit wenig Ausnahmen (Sieyès, Volney, Grégoire, und zwei anderen) dafür erklärt. Darauf ward ein Senatskonsult in einem Regierungskomitee, worin neben den Konsuln auch Talleyrand und Fouché saßen, unter der Direktion Napoleons entworfen, im Staatsrat durchgesprochen und endlich dem Senate zur Beschlußfassung übermittelt. Mit allen gegen fünf Stimmen — Sieyès hatte sich absentiert — nahm dieser in feierlicher Sitzung am 18. Mai 1804 die Vorlage an, „da das Interesse des französischen Volkes diesen Schritt erheische", und überbrachte die jüngste Verfassung Frankreichs dem Ersten Konsul — „ventre à terre", wie der Volkswitz spottete — nach Saint Cloud, wo sie noch an demselben Tage als Staatsgrundgesetz verkündigt wurde. Die Republik hatte einen Kaiser.

Die Konstitution vom Jahre XII war keine, die der monarchischen Gewalt Schranken zog. Das war auch bei ihrer

Abfassung gar nicht beabsichtigt gewesen oder doch nur überaus schüchtern im Senate vorgebracht worden. Das Hauptgewicht lag eben auf der Erblichkeit der obersten Staatsgewalt. Napoleon hätte gerne dem Imperator, wie es zur Zeit der Römer der Fall gewesen war, das uneingeschränkte Recht vorbehalten, seinen Nachfolger durch Adoption zu bestimmen. Aber die Brüder, Joseph und Ludwig, erklärten sich so entschieden dagegen und für ihre Familienrechte, daß er davon zurückkam. Auch die von Josephinen begünstigte Absicht, sogleich mit diesem Gesetze den kleinen Sohn Ludwigs und der Hortense als seinen Nachfolger zu erklären, scheiterte an dem Widerstande des Vaters, und so wurde dem Kaiser, so lange er selbst keine Kinder hatte, nur im allgemeinen das Recht eingeräumt, Kinder oder Enkel seiner Brüder an Kindesstatt anzunehmen, auf die dann die Herrschaft überging. Falls es an legitimen oder adoptierten Söhnen Napoleons mangeln sollte, hatten ihm seine Brüder Joseph und Ludwig und deren Deszendenten in der Kaiserwürde zu folgen, denen aber kein Adoptionsrecht mehr zustand. Sie wurden als französische Prinzen erklärt.*) Die Zivilliste des Imperators blieb in der Höhe der königlichen Verfassung von 1791, d. i. mit jährlich 25 Millionen Franken, bemessen. Den kaiserlichen Thron umgaben sechs Großwürdenträger, die ähnlich den Prinzen mit „Hoheit“ und „Monseigneur“ angesprochen werden sollten: der Großwahlherr (Grand électeur), als höchster Repräsentant in allen Angelegenheiten der Wahlkollegien und der vier Körperschaften: Senat, Staatsrat, Gesetzgebender Körper und Tribunat, der Reichserzkanzler (Archichancelier d'Empire) für die gesamten Justizangelegenheiten und die Gerichtshöfe, der Staatserzkanzler (Archichancelier d'Etat) für den Verkehr mit dem Auslande, der Erzschatzmeister (Architrésorier) für alles Geldwesen, der Konnetable für die Armee und der Großadmiral für die Marineangelegenheiten. Daran schlossen sich die Großoffiziere des Kaiserreichs, d. i. sechzehn Marschälle und acht Generaloberste,

*) Lucian und Jérôme wurden ihrer standeswidrigen Ehen wegen, der Erste für immer, der Zweite zeitweilig, von der Succession ausgeschlossen.

und eine Anzahl Zivilgroßbeamter. Die großjährigen (d. i. mindestens achtzehnjährigen) Prinzen und die sechs Großwürdenträger waren von Verfassungs wegen Mitglieder des Senats. Die übrigen Senatoren ernannte der Kaiser teils (80) aus den Wahllisten, teils in freier Entscheidung, ohne dabei mehr an eine bestimmte Zahl gebunden zu sein. Damit waren gewisse Befugnisse reichlich aufgewogen, welche die Konstitution dem Senat einräumte: er bildete zwei Kommissionen, eine zur Wahrung der Preßfreiheit und eine zweite zum Schutze der persönlichen Freiheit, überdies war er, wenn die Minister angeklagt wurden, sich gegen diese Freiheiten vergangen zu haben, der zuständige Gerichtshof. Ja, es war ihm sogar eine Art legislativen Vetos eingeräumt, denn er konnte gegen die Promulgierung eines Gesetzes Einwand erheben, wenn es ihm von einem Senator als verfassungswidrig angezeigt wurde. Das sah ganz liberal aus — aber nur aus der Entfernung. Bei näherer Betrachtung fand man, daß sich die Preßfreiheit nicht auch auf solche Schriften erstreckte, „die im Abonnement gedruckt und periodisch ausgeteilt wurden“, daß die Artikel über den Schutz der persönlichen Freiheit ziemlich wirkungslose Bestimmungen enthielten und daß der Artikel 72 dem Kaiser das Recht einräumte, das Veto des Senats durch den Staatsrat prüfen und dann das Gesetz gleichwohl veröffentlichen zu lassen. Eine Nationalrepräsentanz vollends war der Senat nicht.*) Neben dem Herrenhause blieben noch der Gesetzgebende Körper und das Tribunat bestehen. Ja, der Erstere erhielt sogar die verlorene Sprache wieder, von der er aber nur als Generalkommission, d. h. bei verschlossenen Türen, Gebrauch machen durfte. Das Tribunat wurde in drei Sektionen (eine juridische, administrative und finanzielle) aufgeteilt, die auch nur geheim zu verhandeln hatten. Das Volk vernahm von alledem keinen Laut. Übrigens war die Tätigkeit der beiden legislativen Körperschaften nur noch eine sehr geringe, da fast alles mit Senatskonsulten oder kaiserlichen Dekreten verordnet wurde.

*) „Der Senat irrt,“ sagte Napoleon im Staatsrat, „wenn er sich einen nationalen oder repräsentativen Charakter beimißt. Er ist lediglich eine Behörde (autorité constituée), die von der Regierung ausgeht, wie jede andere (Pelet de la Lozère, p. 63).

Kurz nach der Verkündigung der Verfassung erfolgten die Ernennungen. Die beiden Konsuln Cambacérès und Lebrun wurden Großwürdenträger, und zwar der Erste Reichserzkanzler, der Andere Erzschatzmeister. Bruder Joseph ward zum Großwahlherrn, Ludwig zum Konnetable, Eugen Beauharnais zum Staatserzkanzler, Murat zum Großadmiral erhoben. Talleyrand, der am Zustandekommen des neuen Statuts einen hervorragenden Anteil genommen, hatte sich gleichfalls auf eines der Erzämter Hoffnung gemacht, schon weil mit demselben eine Drittelmillion Franken jährlichen Gehaltes verbunden war; aber er täuschte sich; er blieb Minister des Äußern, und eine Ministerstelle war mit einem Erzamt unvereinbar; er brachte es nur zu einem Hofamte. Verübelte ihm Napoleon bereits sein eifriges Zuraten in der Affaire Enghien, das der Minister sofort überallhin zu leugnen suchte? Fouché dagegen ward belohnt, wie er es gewünscht: er wurde wieder Polizeiminister und stand fortan unter den Räten des Kaisers in erster Reihe. Vierzehn Generale wurden zu Marschällen von Frankreich ernannt: Jourdan für seinen Sieg bei Fleurus 1794, Berthier für seine Leistungen als Generalstabschef, Massena für Rivoli, Zürich und Genua, Lannes und Ney für unterschiedliche Aktionen, Augereau für Castiglione, Brune für den Sieg in Holland (am Helder 1799), Murat für seine Direktion der Kavallerie, Bessières für sein Kommando der Garden, Davout für seine Taten in Ägypten, ferner Bernadotte, Soult, Moncey und Mortier. Vier erhielten bloß den Titel eines Marschalls: Kellermann, Sérurier, Lefebvre, Pérignon.

Und wie der Staat, so wurde auch der Hof des neuen Kaisers mit hohem Glanz ausgestattet. Es war im ganzen der des alten Königshauses, nur ohne gewisse entwürdigende persönliche Dienste, wie die des Hemdwechsels, des Handkusses u. dergl., und auch ohne dessen beispiellose Verschwendung. Hatte Ludwig XVI. für seinen Hofhalt, an dem 15.000 Personen beteiligt gewesen waren, 45 Millionen Franken ausgegeben, so erübrigte Napoleon noch von seiner Zivilliste alljährlich ein Erkleckliches. Nur die neue Kaiserin fand mit den ihr zugewiesenen drei Millionen nie ihr Aus-

langen. Es gab jetzt auch wieder einen Großalmosenier (Fesch), dem zwei Almoseniers zur Seite standen; er hatte bei hohen Festlichkeiten den Hof zur Messe zu geleiten, den Majestäten die Gebetbücher zu reichen, an der Tafel ihnen die Speisen zu segnen, wie dies einst am Hofe Karls des Großen der Hofkaplan getan, und ihnen die Beichte abzuhören. Doch dazu kam es nicht. Einmal, es war im Jahre 1809, sagte Napoleon am Schluß einer langen Rede gegen die Übergriffe des Klerus zu seinen Staatsräten: „Ihr werdet sehen, wohin Ihr kommt, wenn Ihr einmal einen Kaiser habt, der zur Beichte geht.“ Erst kurz vor seinem Ende hat er sich dazu bereit finden lassen. Als zweite Hofcharge fungierte ein Obersthofmarschall (Duroc), der für die Verköstigung zu sorgen, an der Festtafel dem Kaiser die Serviette zu reichen und den Wein einzuschenken hatte. Die Palastpräfekten und die Reisemarschälle unterstanden seiner Aufsicht, wie das Pagenkorps und die Kuriere dem Oberststallmeister (Caulaincourt), dem die Sorge für den Marstall oblag. Die Pagen, vierzehn- bis achtzehnjährige Söhne hoher Militärs oder Amtspersonen, eröffneten den Kirchengang, garnierten den Galawagen und besorgten den kaiserlichen Briefdienst. Vor dem Überbringer eines kaiserlichen Schreibens öffneten sich, wie es nur vor hochstehenden Personen der Fall war, beide Flügeltüren. Der Oberstkämmerer (Talleyrand) überwachte und ordnete die Empfänge bei Hof; ihm unterstanden die Theater, die Hofmusik, die Bibliothek und die Garderobe. Dann gab es noch einen Oberstjägermeister (Berthier), der für sein Ressort, das unter den Königen alljährlich 7 Millionen verbraucht hatte, mit 400.000 Franken auslangte. Freilich war Napoleon kein großer Jäger vor dem Herrn und trieb das edle Waidwerk nur als eine Art Leibesübung. Auch war die kostspielige Falkenjagd aufgegeben worden. Endlich hatte ein Oberstzeremonienmeister für die Inszenierung der Hoffeste zu sorgen. Für eine schier endlose Schar von Palastpräfekten, Hofdamen und niederen Hofchargen suchte Napoleon mit der größten Vorliebe Namen von altem Klange zu gewinnen. Und mit Erfolg. Sprossen edler Familien drängten sich herzu, wie sich vor tausend Jahren die fränkischen Edelinge an den Hof des Karolinger gedrängt hatten —

nicht alle gerade als Enthusiasten der neuen Ordnung, sondern zumeist nur als Anhänger des Thrones an sich, den ja einmal auch ein Anderer innehaben konnte; war dieser Andere dann der legitime König, so traf er bereits die seiner Würde entsprechende Umgebung an. Man findet einen Salm, einen Arenberg, einen Larochefoucauld, einen Montesquiou am Hofe des kleinen Kadetten von Brienne, der ehemals die Zielscheibe des hochadeligen Spottes gewesen war. Nun hat er ihnen verziehen, freilich erst, nachdem er ihr unumschränkter Herr geworden war. Besondere Wichtigkeit unter den obersten Hofämtern gewann das des Zeremonienmeisters, namentlich als Napoleon in den nächsten Jahren an dem Pomp der Hoffeste immer mehr Geschmack gewann; er verlieh es gleichfalls einem bekehrten Emigranten, dem Herrn v. Ségur, der früher Ludwig XVI. am russischen Hofe vertreten hatte. Ségur, mit seinen Erfahrungen aus dem alten Hofleben, war bald eine der gesuchtesten und geplagtesten Persönlichkeiten. Denn die Etikette wurde jetzt ein förmliches Studium in den Tuilerien. Man schlug gewaltige Bände über das Zeremoniell unter Ludwig XIV. nach, machte Auszüge daraus und veranstaltete Generalproben mit Puppen, die der Maler Isabey, der in der Zeit des Konsulats das beste Porträt Napoleons gefertigt hatte, nach Ségurs Anweisung aufstellte. Madame Campan, ehedem Kammerfrau der Marie Antoinette, jetzt Vorsteherin eines Mädcheninstituts, wurde zu Hofe geholt und zu Rate gezogen. Auch Talleyrand ward nach früheren Bräuchen viel befragt.*) Zum Glanze, in dem sich das Kaiserreich nach außen präsentierte, trug der militärische Hofstaat (la maison de l'empereur) nicht wenig bei. Er bestand aus den vier Generalobersten der Garde (Davout, Soult, Bessières, Mortier), die im gleichen Range mit den obersten Hofchargen standen und mit ihren Suiten den Kaiser bei militärischen Festlichkeiten umgaben, dann aus den Adjutanten, die — es sind zwölf — täglich wechselten und von denen immer einer in der Nähe des

*) Die Hofetikette wurde zunächst mit einer Flut von kaiserlichen Dekreten geregelt, später ward das Ganze in einem besonderen, mehrere hundert Paragraphe umfassenden Codex gesammelt.

kaiserlichen Schlafgemachs die Nacht verbrachte. Malerisch bei Aufzügen und Revuen wirkten in ihrer heimischen Tracht die Mamelucken des Kaisers, von denen einer, Roustan, in seinem unmittelbaren Dienste stand und sich treu bewährte.

Abseits von dem Getriebe des Hoflagers lag die Werkstätte des Kaisers, das Kabinett, in dem bis 1802 Bourrienne, dann der getreue Méneval, späterhin Mounier und Fain, als Geheimsekretäre mit fliegender Feder den rasch hingesprochenen Gedanken und Befehlen des Herrschers folgten. Hier diktierte er die Briefe an die Souveräne, an seine Minister und Gesandten, hier entwarf er die Noten, die Talleyrand in ein diplomatisches Gewand zu kleiden hatte und die ebensoviel Etappen der Geschichte Europas bedeuteten, von hier gingen die unzähligen Dekrete hinaus, welche die innere Verwaltung des Staats betrafen, neben den zahlreichen Schreiben an die Mitglieder seiner Familie, während nebenan die wichtigsten Karten und die monatlich eingelieferten Standestabellen der Kriegsmacht Frankreichs aufbewahrt, die unzähligen Weisungen an Berthier und die anderen Generale erteilt wurden und nach sorgfältigen Studien die Kriegspläne entstanden, mit denen eine Welt erobert werden sollte. Nicht selten nahm der Kaiser bei seiner Arbeit die Nacht zu Hilfe, und seine Sekretäre mußten zu jeder Stunde seines Rufes gewärtig sein. Denn es war ein beispielloser Tätigkeitsdrang in ihm, dem eine ebenso erstaunliche Leistungsfähigkeit zur Seite ging.*) Der Wechsel im Titel

*) „Unmittelbar nach der Abreise des englischen Gesandten arbeitete er drei Tage und Nächte hintereinander mit drei oder vier Sekretären zugleich. Am Abend des vierten Tages nahm er ein warmes Bad, um seine Erregung zu meistern, und blieb darin sechs Stunden lang, während welcher Zeit er wichtige Depeschen diktierte. Schließlich legte er sich zu Bett und gab Befehl, ihn gegen drei Uhr morgens zu wecken, um vier oder fünf Kouriere zu empfangen, die er erwartete. So pflegt er die Geschäfte zu erledigen." Remacle, Relations secrètes des agents de Louis XVIII (1802, 1803), p. 328. Die Schilderung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man erwägt, daß Bonaparte im Feldzug von 1796, während der mehrtägigen Affaire bei Castiglione, die ganze Zeit über nicht zur Ruhe kam. Übrigens besaß er die Fähigkeit, zu schlafen, wann er wollte. Er selbst sagte über seine Tätigkeit, sie sei eine sehr geordnete, da jeder Gegenstand in seinem Kopfe, wie in einem Schrank, sein eigenes Fach habe. „Will ich eine Sache unterbrechen, so schließe

des Machthabers von Frankreich hat in seiner Arbeitsgewohnheit und Lebensweise keine Änderung hervorgebracht. Nach wie vor war er in der Regel schon um sieben Uhr des Morgens, noch vor der Toilette, mit dem Durchlesen der eingelangten Schriftstücke und der nur ihm allein übermittelten Briefe der Minister, Diplomaten und anderer markanter Persönlichkeiten beschäftigt, die der Generaldirektor des Postwesens auf seinen Wink geöffnet hatte, ohne auf das Briefgeheimnis viel Rücksicht zu nehmen — eine Einrichtung, die zwar nicht erst aus dieser Zeit stammte, die aber unter dem ersten Bonaparte eine sehr starke Ausdehnung gewann und auch im Auslande fast überall sich einbürgerte. *) Während der Toilette empfing er seinen Leibarzt und ließ sich vom Geheimsekretär die Zeitungen vorlesen. Nachher, beim Lever, etwa um neun Uhr, nahm er, in die Uniform der Kaisergarde gekleidet, die Cour der Herren vom Dienst entgegen und verzehrte dann sein Frühstück, meist allein und hastig, um sofort an die Arbeit zu gehen. Zuweilen empfing er jedoch dabei auch Personen von Namen in der Kunst und Wissenschaft, die Gelehrten Berthollet und

---

ich deren Schubfach und öffne ein anderes. So vermischen sich die Geschäfte niemals, stören und ermüden auch nicht. Will ich schlafen, so schließ ich alle Fächer zu und bin auch schon entschlummert." (Méneval, Mémoires, I., 423.)

*) Napoleon hat sich auf S. Helena ziemlich eingehend über diese dunkle Partie seiner Regierung ausgesprochen. Er erklärte das Interceptionsverfahren für eine Erfindung Ludwig XIV. und sagte u. A.: „Man erbrach die Briefe derjenigen Personen, die ich namhaft machte, insbesondere der Minister, die mich umgaben. Fouché und Talleyrand schrieben zwar nicht, aber ihre Freunde und ihre Leute taten es, und man konnte so durch ein Schreiben Dieser erfahren, was Jene dachten. Die fremden Gesandten, die wußten, daß ihre Pakete mir ausgeliefert wurden, schrieben oft ihre Briefe mit der Rücksicht darauf, daß ich sie las. Die Lektüre der Briefe auf der Post erfordert ein eigenes Bureau, dessen Angestellte einander unbekannt bleiben. Darunter ist auch ein Graveur, der alle Sorten von Petschaften bereit hält. Die chiffrierten Briefe werden, in welcher Sprache sie auch geschrieben sein mögen, entziffert; mit vierzig Zeilen chiffrierten Textes ist jede Chiffre festzustellen. Mir kostete die Sache 600.000 Franken jährlich" (Gourgaud, Journal, I., 398 ff.). Vergleiche auch über das „schwarze Kabinett": Barante, Souvenirs, I., 400.

Monge, den Schauspieler Talma, begünstigte Schriftsteller, wie Fontanes, u. a. Einmal die Woche hatte ihm sein Bibliothekar Barbier Bericht über eingelaufene Bücher zu erstatten, die er durchflog und von denen er, die ihm interessant erschienen, zu eingehender Lektüre zurückbehielt. Am Nachmittag präsidierte er im Staatsrat und empfing Maret; jeden Mittwoch war Ministerrat unter seinem Vorsitz. Oft dehnten sich die Staatsratssitzungen bis in die Nacht hinein aus, so daß das Diner, das er gewöhnlich mit Josephinen und wenig anderen Personen einnahm, häufig kurz abgebrochen wurde und der Abend in den Salons der Kaiserin ohne ihn hinging.

In der Hauptstadt fehlte es nicht an verstohlenem Spott und allerlei Witzeleien über das neue Kaisertum des Emporkömmlings. Man sagte sich u. a.: die Freiheit sei in Paris nur flüchtig erschienen, bei der Barrière de l'Enfer hereingekommen und bei der Barrière du Trône wieder entwischt. Ein Sarkast ersann eine Karikatur, welche eine stadtbekannte Frauensperson darstellte, die für den Diebstahl eines Diadems verurteilt worden war; jetzt appelliert sie an den neuen Kaiser mit der Frage, ob ein solches Verbrechen auch wirklich Strafe verdiene, und bittet ihn um Revision ihres Prozesses.*) Aber das waren vereinzelte Stimmen, die wenig Widerhall fanden. Als man dem französischen Volke die Frage vorlegte, nicht ob Napoleon Kaiser sein — das schien sich von selbst zu verstehen — sondern ob die kaiserliche Würde in seiner Familie forterben solle, antworteten nur dritthalbtausend Stimmen mit Nein gegen vierthalb Millionen mit Ja.**)

So hatte sich Frankreich für die Erblichkeit und Dauer der revolutionären Monarchie mit allen ihren Konsequenzen erklärt. Nun, die wichtigste dieser Konsequenzen war der Krieg. In der Verfassung des Jahres 1804 fällt ganz besonders der Unterschied zwischen „Empire" und „Etat", „Reich" und

*) Aus einem Briefe Brinkmanns an Stadion vom 11. Juli 1804 (W. St. A.).

**) So der „Moniteur." Vergleiche dazu Aulard, Histoire politique de la Révolution, p. 774 n. 5. Ein nicht uninteressantes Detail ist, daß von zweihundert Pariser Advokaten nur drei mit „Ja" votierten.

„Staat“, ins Auge. Die Verfassung schrieb dem Kaiser einen Eid vor, die Integrität des Reichsgebietes zu behaupten und Frankreich nicht nur in Hinsicht auf das Interesse und das Glück, sondern auch auf den Ruhm des französischen Volkes zu regieren. Allerdings, was der französische Staat war, das wußte man; seine Grenzen hatte die Revolution mit Alpen, Rhein und Pyrenäen umschrieben. Aber wie groß war das Napoleonische Reich? wo lagen dessen Grenzen? und hatte es überhaupt welche?*) Diese Unbestimmtheit verbürgte den Krieg statt des sehnlich begehrten Friedens. Solange das Kaiserreich währen wird, wird es kämpfen, und wenn es nicht mehr siegt, wird es verschwinden. Als das neue Staatssiegel angefertigt werden sollte und man nach einem Wappentier für dasselbe suchte, wurde von der betreffenden Kommission „ein ruhender Löwe“ in Vorschlag gebracht. Napoleon strich die Worte dick durch und schrieb mit seiner hastigen Hand darüber: „ein Adler im Flug!“.**)

Zweites Kapitel.

Der Krieg von 1805.

Wenig Wochen nach seiner Erhöhung zum Kaiser begab sich Napoleon ins Lager von Boulogne, um hier an Offiziere und Soldaten, die sich in den letzten Kriegen hervorgetan

*) In einem Briefe an Joseph vom 27. Januar 1806 heißt es: „Ich sagte Ihnen schon, daß es meine Absicht ist, das Königreich Neapel in meine Familie aufzunehmen (mettre dans ma famille). Das macht mit Italien, der Schweiz, Holland und den drei deutschen Königreichen meine Föderativstaaten, in Wahrheit das „Empire français“ aus.“ (Corresp., XI., 9713.) Später, in einer Rede nach dem Feldzug von 1813, sagte Napoleon: „das Empire könne Holland nicht entbehren, es brauche die Mündungen seiner Flüsse, sonst würde es wieder zur Monarchie herabsinken“ (Molé, Aufzeichnungen in der Revue de la Révolution, 1888). So hatte sich einst der Staat der Römer in das Imperium Romanum gewandelt. „Die absolute Monarchie, die Cäsar aufrichtete, war nicht mehr der römische Staat, sondern das Weltreich.“ (Ed. Meyer in der Hist. Zeitschr. 91, 406.)

**) F. Rocquain, Notes sur Napoléon I. (Revue de France, 1880.)

hatten, Kreuze der Ehrenlegion zu verteilen. Er schmückte den gemeinen Mann wie den, der ihn kommandierte, mit demselben Ordenszeichen, eine überaus geschickte Maßregel, die das revolutionäre Moment der Gleichheit wahrte und zugleich dem Ehrgeiz auch des Geringsten schmeichelte. Man muß es in den Heften des Kapitäns Coignet, der als Troupier das Kreuz erhielt, nachlesen, welchen Stolz die populäre, von der gesamten Bevölkerung respektierte Dekoration erzeugte. Dieser Stolz drängte fortan in der Armee jede andere Empfindung zurück, nachdem einmal Schmerz und Unmut über die Härte der Konskription verwunden waren. An die Stelle des Freiheitsenthusiasmus, der die Soldaten der Revolutionsjahre belebt hatte, traten nunmehr die Ruhmesliebe und das Streben, sich auszuzeichnen und ausgezeichnet zu werden. Und wie den Mann in Reih' und Glied, so heftete Napoleon auch die Befehlshaber an seinen Willen. Jetzt war es, wo er zu ihnen zum ersten Male vom „Kaisertum Europa“ sprach, in dem die einzelnen Länder seinen Generalen als Lehen zufallen sollten, mit einer glorreichen Perspektive auf Pracht und Reichtum. Nur auf sie kam es an, ob sie ihm und sich dazu verhelfen wollen. Und sie wollten. Auf solche Weise ist die republikanische Armee kaiserlich geworden, und treu kaiserlich wird sie bleiben, solange dem „kleinen Korporal“ noch ein Strahl seiner Ruhmessonne leuchtet. „Dieser große Apparat von Kräften“, sagte in diesen Tagen Joseph Bonaparte zu dem preußischen Gesandten, „stets in der Hoffnung auf neue Lorbeeren und Reichtümer erhalten, das ist es, was die wahre Macht und Sicherheit meines Bruders ausmacht.“ *) Man hat sich übrigens damals wohl gehütet — und wohl nicht zuletzt mit Rücksicht auf das Heer — das Wort „Republik“ sofort zu unterdrücken. Noch im September 1804 wird das Fest ihrer Begründung feierlich begangen, noch bis ins Jahr 1807 nennt sich Napoleon „Kaiser nach den Verfassungen der Republik“, und erst Ende 1808 verschwindet von den Münzen die Legende „République française“. Dann erst, als schließlich in der stets siegreichen Armee alles freistaatliche Gefühl erloschen war, ward auch der Name dafür beseitigt.

*) Bailleu, II., 302.

Die Nordarmee war eine der schönsten und besten, die Napoleon jemals zur Verfügung waren. Sie stand unter den Marschällen Ney (um Montreuil), Soult (um Boulogne), Davout (um Brügge), neben Augereau, der in Brest, dem Divisionär Marmont, der in Holland kommandierte, und Bernadotte, der Hannover besetzt hielt. Die Infanterie an der Küste wurde fortwährend auf den Flachbooten für den Seedienst eingeübt, und alles schien darauf hinzudeuten, daß England, das seit Wiederbeginn der Feindseligkeiten die französische und holländische Handelsmarine und die Kolonien schwer getroffen hatte, nun dafür im eigenen Lande gezüchtigt werden sollte. Es gab Stimmen im Heere, die das Unternehmen als überaus gewagt bezeichneten — darunter die Berthiers. Andere dagegen, und, wie Marmont meint, die meisten, hielten es für ausführbar. Die entscheidende Frage aber war doch die, ob Napoleon selbst im Ernste den Übergang nach Britannien plante, wie er es wiederholt seiner Umgebung kundtat, oder ob er, wie es in jener Weisung an Talleyrand für Otto im Oktober 1802 hieß, England nur „in steter Angst" vor einer Invasion erhalten wollte. Die letztere Annahme ist nicht ohne starke Stütze. Wir wissen, wie gerne er im Jahre 1798 diesem Unternehmen, seiner unendlichen Schwierigkeiten halber, aus dem Wege gegangen war. Er hatte diese Schwierigkeiten gewiß auch jetzt vor Augen. Einmal äußerte er sich zu seinem Bruder Joseph, er selbst denke gar nicht daran, die Landung zu unternehmen, sondern wolle Ney damit betrauen, und ihn auch nicht nach Alt-England, sondern nach Irland schicken und diese Insel erobern lassen, um sie im Frieden gegen Malta zu vertauschen.*) Nicht weniger als dreimal hat der Gedanke, an der grünen Insel zu landen, den andern des direkten Angriffs in seinen Bestimmungen für den Marineminister abgelöst. In seinen Briefen herrscht über die Zeit, die der Übergang in Anspruch nehmen würde, die größte Unsicherheit.**) Endlich hat er selbst in späteren Tagen ver-

*) Miot, Mémoires II., 121.

**) In dem einen Jahr 1805 beziffert er sie: mit 3 Tagen (An Villeneuve, 8. Mai, Corr., X., 8700); mit 6 Stunden (An Decrès, 9. Juni, Corr., X., 8870); mit 4 oder 5 Tagen (An Villeneuve, 16. Juli, Corr.,

sichert, es sei mit der Landung niemals ernst gemeint gewesen, und in den Aufzeichnungen scharfsichtiger Zeitgenossen — Metternichs, der Rémusat, Miots, des Generals Hulot, des Diplomaten Lucchesini u. a. — findet sich mehr als ein Zeugnis des Zweifels, daß der mit rhetorischem Pomp angekündigte und mit aller Sorgfalt vorbereitete Plan wirklich zur Durchführung bestimmt war. Dennoch aber scheint es, als habe Napoleon im Sommer 1803 und später ernsthaft an die Landung gedacht. Zunächst sollte sie, wie es in seinem Gutachten vor der ägyptischen Expedition geheißen hatte, in langen, dunklen und nebeligen Winternächten mit der Transportflottille allein, also gleichsam die Engländer täuschend, unternommen werden. So befahl es eine Instruktion aus dem Juli 1803. Aber daraus wurde nichts. Von der Armee waren Mitte Januar 1804 erst 70.000 Mann an der Küste versammelt; die zur Aufnahme der Flottille bestimmten Häfen von Boulogne, Ambleteuse u. a. erwiesen sich als ungeeignet und mußten erst erweitert werden; die Schiffsbauten befanden sich im Rückstand und die Konzentrierung der Flachboote traf auf Hindernisse. So erwies sich dieser Plan als unausführbar. Insbesondere auch deshalb, weil sich während des ganzen Winters keine einzige Woche fortlaufend günstigen Wetters ergeben hatte. Und vom Wetter unabhängig vermochte man sich jenerzeit noch nicht zu machen. Zwar hatte Fulton im Sommer 1803 sein Projekt, Schiffe mit Dampf zu betreiben — eine Idee, die seit Jahren auch schon von Anderen verfolgt wurde — in Paris praktisch auszuführen gesucht; aber die Versuche auf der Seine scheiterten, und die Sache kam für den großen Krieg noch auf keinen Fall in Betracht. Auch sein dem Konsul angebotenes Unterseeboot mit Torpedoladung erwies sich nicht als verwendbar, so daß

XI., 8985); mit 3 Tagen (An Ganteaume, 20. Juli, Corr., XI., 8998); mit 12 Stunden (An Decrès, 4. August, Corr., XI., 9043); mit 24 Stunden (An Villeneuve, 13. August, Corr., XI., 9073); mit 14 Tagen (An Decrès, 13. September, Corr., XI., 9209), nachdem das Unternehmen bereits unausführbar geworden war. Der Marineminister Decrès und Admiral Ganteaume hatten stets die letztere Frist als unbedingt nötig erklärt. S. Desbrière, Projets et tentatives de débarquement aux Iles Britanniques, IV., 641.

ihn Napoleon geradezu einen Charlatan genannt haben soll.*) Die Expedition an die englische Küste wurde nun in den Sommer 1804 verschoben. Da freilich, in den kurzen hellen Nächten, konnte sie nicht mehr als ein von den Engländern unbemerktes Manöver gedacht werden, das man der Flottille allein überließ, man mußte auf den Kampf mit dem Feinde gefaßt sein, der von der Kriegsflotte aufzunehmen war, um den Kanal für den Übergang frei zu halten. Aber war dies überhaupt möglich mit den französischen Seekräften, von denen Napoleon selbst einmal im Jahre 1802 gesagt hatte: „Zu glauben, daß Frankreich vor zehn Jahren eine der englischen gleiche Marine haben könne, ist eine Chimäre?“**) Nun, man versuchte es eben. Ein französisches Geschwader, das vor Brest lag, sollte die englische Kanalflotte beschäftigen; indes würden sich andere an den Ozeanküsten Frankreichs und Spaniens zusammenfinden, um dann im Kanal die Transportflottille zu schützen, die bei Boulogne zu konzentrieren wäre. Diese Konzentration kommt jedoch auch jetzt noch nicht zustande; dagegen überzeugt sich Napoleon persönlich im August 1804, daß auf der Rhede von Boulogne mehrere Hundert Schiffe gar nicht zu versammeln seien, ohne sie bei einem jähen Wetterwechsel dem sicheren Verderben preiszugeben. Und da auch die Kriegsflotte nicht dazu gelangte, sich zu vereinigen, ging der Sommer vorüber. Diese schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, und überdies der Tod des Admirals Latouche-Tréville, mit dem er bisher alle Entwürfe überlegt hatte, veranlaßten Napoleon, neuerdings seinen Plan zu ändern. Jetzt ist es, wo er an eine Expedition des Korps und der Eskadre von Brest nach Irland denkt. Doch auch diese Absicht wird aufgegeben, da das Entgegenkommen der irischen

*) S. hierüber Rose, I., 483 (nach Coldens, Life of Fulton), Desbrière, III., 308 ff und Pascal, Napoléon I. contre les torpilleurs (Revue bleue, Febr. 1904, nach Delpeuch, La navigation sous-marine). Der bei Desbrière mitgeteilte Brief Napoleons kann weder am 21. Juli 1803, noch am gleichen Tage des nächsten Jahres an Champagny gerichtet gewesen sein. Dieser kam erst später von Wien nach Paris.

**) An den Marineminister, 19. Februar 1802, Corresp., VII., 5968.

Revolutionspartei nicht feststeht, und bald darauf insgeheim das ganze Landungsprojekt fallen gelassen; die Kriegsgeschwader sollen in den Antillen die britischen Kolonien beunruhigen, die Flottille wird reduziert. *)

Nun ist aber für den Kaiser die Verlegenheit nicht gering. Seit mehr als Jahresfrist war an die „Descente“ sehr viel Geld gewendet worden, und noch immer war es zu nichts gekommen. Dazu hatte die Armee zum größten Teil im eigenen Lande verpflegt werden müssen, was die Finanzen auch nicht gut vertrugen. Die Eitelkeit der Franzosen hatte die Vorstellung bereits lieb gewonnen, die Engländer in ihrem eigenen Lande zu demütigen, und nun sollte man eingestehen, daß dies nicht möglich sei? Begierig spähte Napoleon nach einem Ausweg aus dieser peinlichen Situation. Es gab nur einen: es war der Landkrieg gegen die Kontinentalmächte.**) Nur konnte ihn der Kaiser nicht willkürlich hervorrufen, ohne das Odium des Friedensstörers auf sich zu laden und all die Vorwürfe der Unersättlichkeit zu rechtfertigen, mit denen ihn Europa überhäufte. Europa selbst mußte ihm dabei entgegenkommen. Und in der Tat schienen sich die allgemeinen Verhältnisse dazu anzulassen, die er freilich mit aller Sorgfalt daraufhin präparierte.

Gleich die ersten politischen Schritte Napoleons, nachdem der Zwist mit England entbrannt war, waren offensiver Natur gewesen. Die Besetzung des deutschen Kurfürstentums Hannover bedeutete im Grunde den Friedensbruch mit dem Deutschen Reiche, und wäre dieses Reich nicht in der Auflösung begriffen gewesen, es hätte schon dieserhalb zum offenen Kampfe kommen müssen. So aber war Deutschlands Oberhaupt gegen solche Angriffe, die nicht Österreich unmittelbar berührten, unempfindlich geworden. In Preußen,

*) Darüber, daß im Herbst 1804 das Projekt aufgegeben wurde, lassen wohl die Forschungen Desbrières, Projets et tentatives, IV., keinen Zweifel zu.

**) Lucchesini schrieb schon im Mai 1804 nach Hause: „Ich kann es nicht oft genug wiederholen: unter den gegenwärtigen Umständen ist der Kontinentalkrieg der geheime Wunsch des Ersten Konsuls; er entbindet seine in der mit allzuviel Lärm verkündeten Landung kompromittierte Ehre“ (Bailleu, II., 264).

wo man sich bisher als Schutzmacht für ganz Norddeutschland gefühlt hatte, hatte wohl Minister Haugwitz geraten, den Franzosen in der Okkupation zuvorzukommen, aber die anderen Räte des Kabinetts waren dawider gewesen, und Friedrich Wilhelm III. selbst erklärte, nicht eher aus seiner Neutralität herauszugehen, bis nicht ein preußischer Untertan auf preußischem Boden getötet würde. „Seine Majestät,“ schrieb der französische Gesandte aus Berlin über ihn, „ist furchtsam und von furchtsamen Leuten umgeben.“ Es gab zwar noch ein Deutsches Reich, aber längst keine deutsche Politik mehr.

Die Besetzung Hannovers hatte aber auch nach anderer Seite hin Bedenken erregt. Sie berührte Rußland. Alexander war schon seit geraumer Zeit — seitdem sich Napoleon als lebenslänglicher Konsul in die Reihe der Monarchen gestellt hatte und die Erfüllung der russischen Wünsche in Italien verweigerte — nicht mehr, wie ehedem, dessen persönlicher Anhänger. Seine Minister, der Staatskanzler Woronzow voran, waren es nie gewesen. Sie sahen den Vorteil Rußlands längst nur in einem Zusammengehen mit England, dem Hauptabnehmer für die Naturprodukte des weiten Zarenreichs, mit dem nun Frankreich in Krieg geraten war, und im Verkehr mit den Hansestädten, deren Handel der Vormarsch der Franzosen an die Wesermündung lahmgelegt hatte. Es waren sehr wesentliche Interessen, die da ins Spiel kamen. Napoleons Feind wurde Alexander übrigens auch noch aus einem anderen Beweggrunde. Die neuerliche französische Okkupation neapolitanischen Landes störte gleichfalls die russischen Kreise, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Einmal hatte sich der Erste Konsul in dem Geheimvertrage vom 11. Oktober 1801 verpflichtet, das Reich der Königin Karoline unangetastet zu lassen, wenn einmal die ägyptische Frage gelöst war, und diese Bestimmung hatte er nun verletzt. Ein Zweites war, daß die Besetzung von Tarent nicht nur den Engländern auf Malta, sondern auch den Russen auf Korfu Schach bot, wo deren Truppen seit dem Kriege von 1799 mit kurzer Unterbrechung stationierten. Schon die Mission Sebastianis dahin und jener Bericht über sie hatten auch in

Rußland Aufregung erzeugt. Jetzt vermehrte man die dortige Besatzung.*) Zum Dritten hatte die französische Position an der Adria noch dadurch eine besondere Tragweite, daß sie Napoleons orientalische Pläne unterstützte, die denen des Zarenreiches geradezu entgegenliefen.

Auch hier ist es wieder nur die Fortsetzung der Politik des Direktoriums, dessen geheime Verbindungen mit den aufrührerischen Elementen auf der türkischen Halbinsel den letzten Krieg mit Rußland herbeiführen halfen. Auch jetzt wissen die Diplomaten von Absichten Napoleons auf Morea zu melden, und das war nicht unrichtig, denn wir kennen z. B. seinen Brief an den Marineminister Decrès vom 21. Februar 1803, worin er Auftrag gibt, ein Schiff mit Waffen und Munition für die aufständischen Sulioten und andere mit den Türken in Fehde liegende Bewohner des Peloponnes auszurüsten. In Ragusa, dessen Senat schon seit den italienischen Kriegen Bonapartes zu Diesem gestanden hatte und ihm ergeben war, erhielt der französische Konsul Bruyère Befehl, den Bischof von Montenegro für eine gewisse Summe zu gewinnen, damit er die Berge und die Bocche von Cattaro in die Hände der Franzosen liefere, ein Plan, der im Juni 1803 von Österreich entdeckt und nach Rußland berichtet wurde.**) Dort hatte Alexander die Politik Katharinens wieder aufgenommen, die über die Eroberung Konstantinopels hinaus auch auf eine dominierende Stellung im Mittelmeer gerichtet gewesen war, und fühlte sich nun von Napoleons Umtrieben empfindlich getroffen.***) Napoleon, der diese Wirkung auf Rußland vorhergesehen haben mußte, trachtete dem Zaren, mit dem er zunächst nicht brechen mochte, von vornherein eine neutrale Haltung zuzuweisen. Er wählte ihn in seinem

---

*) Woronzows Gehilfe und Nachfolger Czartoryski bezeichnete im September 1804 im Gespräch mit dem französischen Geschäftsträger ausdrücklich die Okkupation Neapels als Ursache der Vermehrung russischer Truppen auf Korfu (Sbornik, 77, S. 742).

**) Ein Ragusaner, Namens Bratchevich, befand sich als türkischer Dolmetsch in Napoleons Diensten und stand in steter Korrespondenz mit dem Senate seiner Vaterstadt (Geheimer Bericht des Agramer Domherrn Vlatkovich, August 1805, Wiener Archiv des Minist. d. Innern).

***) Siehe hiefür „Gentz und Cobenzl," S. 79 ff.; dazu Meynert, K. Franz, I., S. 82 ff.

Streite mit England zum Schiedsrichter und erklärte sich bereit, sich seinem Spruche wegen Maltas zu unterwerfen, wobei er allerdings im Gespräche mit Markow — und Talleyrand in der Instruktion für den Gesandten in Petersburg — die Erwartung ausdrückte, die Gerechtigkeitsliebe des Zaren werde nimmermehr die Insel den Briten zusprechen.*) Der Zar nahm die ihm zugedachte Rolle an. Da aber England nur dann darauf eingehen wollte, wenn sich Alexanders Schiedsspruch, über Malta hinaus, auch auf alle anderen Streitpunkte (Holland, Schweiz, Ober- und Unteritalien u. s. w.) erstreckte, und da Napoleon seinerseits höchstens Lampedusa den Engländern gewähren und seine Truppen aus Holland und der Schweiz nur herausziehen wollte, wenn Britannien die Helvetik anerkannte, trat der Zar von seinem Schiedsrichteramte zurück. Er erklärte, fortan nur noch als Vermittler zwischen den beiden Feinden wirken zu wollen, und unterbreitete im August 1803 in Paris und London Friedensbedingungen, die bereits deutlich seine Entfernung von Frankreich anzeigten. Er verlangte darin zwar die Räumung Maltas und der batavischen Kolonien durch die Engländer — das erstere wollte Rußland zehn Jahre lang in Verwahrung nehmen — wofür sie die Insel Lampedusa bekommen würden, begehrte zugleich aber auch als Vorbedingung des Vertrages die Räumung Hannovers, Hollands, der Schweiz, Ober- und Unteritaliens durch die Franzosen, die zwar Piemont behalten, dafür jedoch den früheren König endlich entschädigen sollten. Jene Länder, und ebenso die Türkei, sollten durchaus neutral erklärt werden. Das war ein Programm offenbaren Widerstandes gegen die Übergriffe Napoleons und ebenso offenbarer Parteinahme für Englands Handelsinteressen. Napoleon verweigerte denn auch die Annahme der Bedingungen, was zur Folge hatte, daß der russische Gesandte Markow im Dezember Paris verließ, wo nur ein Geschäftsträger (Oubril) zurückblieb. Der Bruch zwischen den beiden Mächten schien unvermeidlich.**)

*) Sbornik, 77, 212, 220.

**) In den Memoiren des Fürsten Adam Czartoryski, der im Jahre 1804 russischer Minister des Auswärtigen wurde, findet sich ein

Schon bei der ersten Trübung des Verhältnisses zu Frankreich hatte Rußland Schritte getan, um Österreich und Preußen für sich zu gewinnen. Zunächst ohne Erfolg. Preußen blieb aus den bekannten Ursachen neutral und erklärte sich erst im folgenden Jahre (24. Mai 1804) zu einem Defensivbündnis mit dem Zaren bereit, aber nur für den Fall, wenn Napoleon seine Truppen in Deutschland bedrohlich verstärken und über Hannover hinaus rechts von der Weser vorgehen sollte. Daß beides nicht geschah, suchte Friedrich Wilhelm in Paris zu erreichen, indem er am gleichen Tage (24.) dorthin versicherte, er werde, unter der Voraussetzung, daß Napoleon in Deutschland nicht weiter gehe, jeden Durchmarsch russischer Truppen durch preußisches Land verhindern. Österreich hinwieder war durch die letzten Kriege zu sehr geschwächt, um so bald an neue Kämpfe zu denken. Man begrüßte zwar in Wien die Wendung in der russischen Politik mit Freuden, war aber durchaus nicht gewillt, sich zu einer offensiven Haltung gegen Frankreich verleiten zu lassen, sondern tat vielmehr ein übriges an Nachgiebigkeit und Entgegenkommen gegen Napoleon, um ihm gewiß jeden Vorwand zu einer feindseligen Aktion zu benehmen. Gleich bei Beginn des anglo-französischen Krieges hatte Franz II. seine Häfen den Schiffen beider Staaten verschlossen und damit ganz besonders die Engländer getroffen. Frau v. Staël, der Feindin Napoleons, wurde der Aufenthalt in Österreich verweigert. Desgleichen dem Prinzen von Enghien, der im Winter 1803 auf 1804 über Wien nach England reisen wollte.*) Man verbot Bücher, die den Herrscher von Frankreich angriffen. Man untersagte den französischen Emigranten

Aktenstück, welches das damalige orientalische Programm Rußlands deutlich macht: „Die türkischen Länder in Europa werden aufgeteilt in kleine Staaten, die untereinander einen Bund bilden, auf welchen der Zar unter dem Titel Kaiser oder Protektor der Slawen oder des Orients einen entscheidenden Einfluß hat. Bedürfte man Österreichs Zustimmung hierzu, so wäre dieselbe durch Türkisch-Kroatien, einen Teil von Bosnien und der Walachei, Belgrad und Ragusa zu erkaufen. Rußland selbst erhielte die Moldau, Cattaro, Corfu, vor allem aber Konstantinopel und die Dardanellen samt den naheliegenden Häfen, die uns dort die Herrschaft sichern“ (II., 64).

*) S. hierüber die in „Gentz und Cobenzl,“ S. 91 f. zitierte Korrespondenz zwischen Cobenzl und Colloredo.

das Tragen bourbonischer Orden und verwehrte ihnen, sich auf weniger als fünfzig Meilen der französischen und der Schweizer Grenze zu nähern. Als die süddeutschen Fürsten gegen die Reichsritterschaft vorgingen, diese dagegen Schutz bei Österreich suchte und wirklich eine Verstärkung der kaiserlichen Truppen in den Vorlanden erlangte, forderte Frankreich kategorisch die Sistierung dieser Maßregel, und das Wiener Kabinett gab augenblicklich nach. Als bei der Gefangennahme Enghiens das deutsche Reichsgebiet verletzt wurde, tat Kaiser Franz erst auf Rußlands Betreiben einen lahmen Schritt, und als dann der Prinz hingerichtet ward, fand man in Wien nur, daß es in der Politik „harte Notwendigkeiten" gebe, und erklärte die Angelegenheit als eine intern französische. Auch der Kaisertitel Napoleons wurde willig anerkannt, allerdings unter der Bedingung, daß Dieser seinerseits ein neugeschaffenes „Kaisertum Österreich" (11. August 1804) gutheißen, dessen Gleichstellung mit Frankreich aussprechen und dem Kaiser Franz II. als Oberhaupt des Deutschen Reichs in der politischen Rangordnung den Vortritt lassen sollte. Nach einigem Zögern fügte sich Napoleon. Er wußte selbst am besten, wie kurze Zeit dem deutschen Kaisertume noch zu existieren vergönnt war, und, wie um zu zeigen, welch geringen Wert dieses formale Zugeständnis habe, ging er damals — es war im September 1804 — über Belgien nach Aachen, um hier, in der alten Pfalz Karls des Großen, unter seinen deutschen Untertanen Hof zu halten und deren Huldigung zu empfangen. Klang es nicht wie eine Insulte gegen Österreich, von dem Monarchen, der jetzt noch die Krone des Karolingers auf dem Haupte trug, zu verlangen, daß er sein Anerkennungsschreiben gerade hierher schicke? Aber Österreich brachte dem Frieden auch dieses Opfer. Sein Abgesandter fand sich pünktlich in Aachen ein.

Solcher Gefügigkeit gegenüber war alles Drängen der Russen und Engländer ohne Erfolg. Vergebens wies jetzt Friedrich Gentz nochmals auf den revolutionären, erobernden Charakter der französischen Politik hin und daß auch das Empire wieder nur die Revolution in anderer Form bedeute. Denn nicht im Gegensatz zu den Umsturzgewalten habe

Napoleon seine neue Würde erlangt, sondern durch sie allein. Er habe sich nicht von der Armee zum Kaiser proklamieren lassen, sondern seine Erhebung auf die revolutionäre Volkssouveränität gegründet, so daß es geradezu die Revolution sanktionieren heiße, wenn man das neue Kaisertum anerkenne. Dagegen sei der äußerste Widerstand und vor allem ein enges Zusammengehen Österreichs und Preußens geboten. Aber zu solcher Anschauung der Dinge raffte man sich in Wien fürs erste noch nicht auf, und wenn es auch hier, wie in Berlin, Einsichtige gab, die eine Vereinigung, sei es für den Frieden oder für den Krieg, als das Nützlichste erkannten, so fehlte es anderseits nicht an trennenden Momenten des Mißtrauens aus kurz vergangener Zeit, die jede Annäherung hinderten. In Wien wollte man es zufrieden sein, wenn nur Frankreich nicht spezifisch österreichische Interessen verletzte. Die Besetzung Hannovers mochte immerhin Preußen Verlegenheiten bereiten, man gönnte sie dem alten Widersacher. Und wenn Rußlands orientalische Pläne gestört wurden, so war das am Ende auch Österreichs Nachteil nicht. Als man schließlich doch an Preußen herantrat, fand man taube Ohren.

Aber dieser neutrale Friede sollte dem Wiener Hofe nur noch kurze Zeit erhalten bleiben. Bald nach seiner Erhebung zum Kaiser berührte Napoleon den österreichischen Interessenbereich unmittelbar, und zwar dort, wo die Donaumacht seit jeher am empfindlichsten war: in Italien. Noch besaß Österreich Land im Norden der Halbinsel, und jeder neue Übergriff Frankreichs war eine Bedrohung desselben. Nun war folgendes geschehen. Noch im Mai 1804 hatte der neue Imperator der Franzosen zu dem Geschäftsträger des italienischen Freistaates gesagt, er könne fortan füglich nicht gut zugleich Kaiser und Präsident einer Republik sein, wenn er auch fortfahren wolle, dieser Republik die Wohltat seiner Regierung zu erhalten, die Consulta in Mailand möge sich die Sache überlegen und ihm ihre Vorschläge senden. Diese Nachricht hatte Melzi in Mailand dem österreichischen Gesandten mitgeteilt, und nun fragte man sich in Wien, was Napoleon wohl mit Italien vorhabe. Man war bald im klaren, daß es sich auch hier

um die Gründung einer Erbmonarchie handle, durch welche der italienische Staat fester noch und dauerbarer an Frankreich gekettet werden sollte. Das war durchaus gegen die Politik Österreichs, das keineswegs für alle Zukunft auf den Wiedergewinn seiner Geltung auf der Halbinsel verzichten wollte. Es hatte allerdings in jenem Vertrage mit Frankreich vom 26. Dezember 1802 die lebenslängliche Präsidentschaft Napoleons anerkannt;*) dabei konnten seine Zukunftspläne noch bestehen; die Gründung einer Dynastie Bonaparte in Italien aber mußte sie vernichten. So sehr war man in Wien von der Sache berührt, daß Cobenzl das weitere Schicksal der Republik geradezu als den Probierstein bezeichnete, woran man Napoleons Absichten erkennen werde: zerstöre er die Unabhängigkeit des lombardischen Staatswesens, dann werde er sich auch ganz Italien unterwerfen — und in der Tat verriet Talleyrand dem preußischen Gesandten im August 1804, man wäre bereit, einer Abrundung Österreichs in Bosnien und Serbien zuzustimmen, wenn es Venezien an Italien abtreten wollte — werde auf Nord- und Süddeutschland greifen — und in der Tat erschien Napoleon im September 1804 in Mainz und gebärdete sich da bereits wie der Protektor der deutschen Fürsten, die sich schon zwei Jahre später unter seinem Joche krümmten — werde Morea und Ägypten erlangen wollen. Diese Sorge war es, die jetzt Österreich aus seiner Ruhe aufscheuchte und näher an Rußland herantrieb, dessen Unterstützung man im Falle der Not nicht entraten wollte und dessen Verhältnis zu Frankreich sich nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, gegen die Alexander protestierte, zum offenen Bruche ausgestaltet hatte; im Oktober 1804 waren auch die beiderseitigen Geschäftsträger zurückgenommen worden. Am 6. November 1804 schlossen die beiden Ostmächte einen Vertrag ab, der zwar einen durchaus defensiven Charakter trug und nur dann in Kraft treten sollte, wenn sich Frankreich noch weitere Übergriffe, sei es in Deutschland, in Italien oder im Orient, erlaubte, der aber, im Falle eines gemeinsamen Sieges, Österreichs Ausdehnung bis

*) Art. 2: „Alle seit dem Vertrage von Lünéville getroffenen Veränderungen in Italien sind anerkannt.“ De Clercq, I., 612.

zur Adda, die Rückkehr der Erzherzoge nach Toskana und Modena und die Restauration des Königreichs Piemont feststellte und das ehedem so strittige Objekt der päpstlichen Legationen dem Übereinkommen der beiden Kontrahenten anheimgab. Um gegen einen Überfall sicher zu sein, wurden, unter dem Vorwand eines Sanitätskordons, die österreichischen Garnisonen in Tirol und im Venezianischen verstärkt.

War das der Krieg? Nein. Österreich hatte noch durchaus nicht die Absicht, aus der Defensive herauszutreten, wozu es sich viel zu schwach fühlte, und Napoleon recht, wenn er im August an Talleyrand schrieb, es sei, selbst im Bunde mit Rußland, außerstande, „sich aufzulehnen“.*) Da aber gerade jetzt das Landungsprojekt ins Schwanken geriet, so faßte er gleichwohl den Kontinentalkrieg ernster als bisher ins Auge. Jedenfalls wird er Österreich auf seine Disposition dafür prüfen. Zunächst jedoch beschäftigte er die Franzosen mit einem Schauspiel, das ihrer Eitelkeit nicht weniger schmeichelte als ferne Triumphe.

Während sich die Ostmächte gegen Frankreichs weiteres Ausschreiten rüsteten, schickte sich in Rom Papst Pius VII. an, zur Krönung Napoleons nach Paris zu reisen. Diese Feierlichkeit hatte dem Kaiser notwendig geschienen, um seiner selbstgefügten Hoheit in den Augen der Welt Glanz und Herrlichkeit zu verleihen und sie an Weihe nicht hinter den alten Monarchien zurückstehen zu lassen. Nur widerstrebend und nach längerem Verhandeln über die Eidesformel hatte sich der Statthalter Christi zu der beschwerlichen Winterfahrt entschlossen, um denjenigen zu salben, der noch vor kurzem eines blutigen Frevels beschuldigt worden war und eben jetzt seine Macht den Jesuitenorden fühlen ließ.**) Was Pius bestimmte, war wohl Furcht und Hoffnung zugleich: die Furcht, durch eine Weigerung den Gewaltigen zu erzürnen, der über Italien gebot, und am Ende des Kirchenstaates verlustig zu

*) Siehe oben S. 14.

**) Am 7. Oktober beauftragt er Talleyrand, von Spanien Sicherheit zu verlangen, daß es die Mönche nicht wieder zulasse, desgleichen von der Königin von Etrurien. „Ich werde sie niemals in Frankreich oder in der Republik Italien dulden.“ Corresp. X. 8103.

gehen, und die Hoffnung, neuen Erwerb zu finden, vielleicht die längst gewünschten Legationen zurückzubekommen, und Europa zu zeigen, wie der mächtigste unter seinen Herrschern, der Koranheld von 1798, vor dem römischen Bischofe das Knie bog. Auch die Mehrheit des Kardinalkollegiums, der geniale Staatssekretär Consalvi mit ihr, war für die Reise gewesen, und noch im November 1804 traf der Papst in Paris ein. Hier machte er allerdings sofort die Wahrnehmung, daß Napoleon jedes geringste Zeichen von Unterordnung ängstlich vermied.*) Nur in einem Punkte fügte er sich. Josephine, die sich schon längst vor der Scheidung fürchtete, hatte dem Papste mitgeteilt, daß sie mit Napoleon bloß durch eine Zivilehe verbunden sei, und von ihm die Zusage erlangt, er werde ihre Krönung an die Bedingung der vorausgegangenen kirchlichen Trauung knüpfen. Die Kaiserin hoffte auf diese Weise ihren Gemahl unauflöslich an sich zu ketten, eine Hoffnung, die sich späterhin als trügerisch erweisen sollte. Für den Augenblick aber hatte sie erreicht, daß wirklich der Ehebund am Tage vor der großen Zeremonie von Fesch insgeheim eingesegnet wurde. Am 2. Dezember fand dann die Krönung des Kaiserpaares im Dome von Notre-Dame statt. Es wurde bemerkt, daß Napoleon den Papst auf sein Erscheinen warten und sich dann nicht von ihm mit der goldenen Lorbeerkrone schmücken ließ, sondern daß er sie selbst, ehe Pius danach langen konnte, ergriff und auf sein Haupt drückte. Auch in dieser Äußerlichkeit gönnte er niemandem Raum über sich. Nur die Salbung überließ er dem heiligen Vater. Dieser sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Rolle, die er in Paris spielte, tat seinem Ansehen eher Eintrag, als daß sie es förderte. Er erreichte zwar, daß die französischen Bischöfe, die den Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus

*) Savary erzählt in seinen Memoiren, der Kaiser habe sogar bei der Fahrt mit dem Papste von Fontainebleau nach der Hauptstadt, den rechten Platz im Wagen eingenommen, und Lanfrey hat dies für seine Biographie akzeptiert. Andere Quellen aber erzählen das Gegenteil. Consalvi in seinen Denkwürdigkeiten spricht nur allgemein von „kleinen Rücksichtslosigkeiten“ Napoleons gegen seinen Gast, die diesem jede Illusion einer überragenden Stellung benehmen sollten. Méneval weiß auch von diesen nichts.

geleistet hatten und darum als Häretiker galten, unter den römischen Primat zurückkehrten; aber von seinen übrigen Forderungen wurde nur eine ganz nebensächliche, die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders, gewährt und bestimmt, daß vom 1. Januar 1806 ab die revolutionäre Tagesbezeichnung aufzuhören habe. Die christlichen Heiligen und ihre Feste traten in Frankreich wieder in Geltung. Napoleon hatte nichts dagegen. War doch auch sein Vorbild, Karl der Große, unter ihnen.

Jetzt, nachdem der päpstliche Segen das Kaiserreich vervollständigt und Napoleons Ansehen, zumindest bei den Franzosen, noch mehr erhöht hatte, konnte Dieser, darauf gestützt, leichteren Herzens an die Lösung der großen Fragen gehen, die das nächste Schicksal des Weltteils in sich schlossen. Die Verhandlungen Englands, wo ein Ministerium Pitt das Kabinett Addington abgelöst hatte, mit den Kontinentalmächten waren ihm nicht verborgen geblieben. Großbritannien machte gar kein Hehl daraus. Als er am 2. Januar 1805 ein Schreiben an Georg III. richtete, das zum Frieden mahnte und in Inhalt und Absicht demjenigen glich, das dem Kriege von 1800 vorhergegangen war, da lautete die Antwort, ebenso unhöflich wie damals, England müsse sich erst mit den Festlandstaaten verständigen, namentlich mit Alexander I., „der für die Unversehrtheit und Unabhängigkeit Europas immer ein warmes Interesse betätigt habe". Damit war der Gedanke einer neuen Koalition der europäischen Mächte deutlich enthüllt, zu der bereits im Mai 1804 von Rußland der Anstoß gegeben worden war. Damals hatte es in London einen Subsidientraktat in Vorschlag gebracht und Pitt im Juni mit dem Wunsche geantwortet, Rußland, England, Schweden und Österreich, vielleicht auch Preußen, verbunden zu sehen.*) Es schien, als ob jetzt Napoleon selbst diesem Wunsche entgegenkommen wollte, wobei er allerdings Preußen ausnahm, dessen König von ihm ein Schreiben voll Schmeichelei empfing.**) Kurz nach diesem Briefe ging ein

*) S. Ulmann, Russisch-preußische Politik, S. 143 und Rose, Life of Napoleon, II., 5.
**) Corresp., X., 8240.

anderer an den Kaiser Franz ab, der eine Nachricht enthielt, die in Wien tief verstimmen mußte. Die Lombarden hatten sich für die bonapartische Erbmonarchie ausgesprochen, wenn das Land von Frankreich getrennt bliebe, jeder Tribut an dieses wenn möglich ganz wegfiele, vom Staatsgebiete nichts entfremdet und die französische Beamtenschaft durch eine einheimische ersetzt würde. Das war von Napoleon genehmigt und das neue Königreich Italien dem Bruder Joseph angeboten worden, der es annahm. Das berichtete der Kaiser nach Wien mit der Versicherung, daß die beiden Kronen niemals vereinigt werden sollten; er vergaß aber nicht, mit Rücksicht auf die Truppenverstärkungen in Tirol und Friaul, zum Frieden zu mahnen und vor dessen Bruch zu warnen.*) Fiel die Antwort des Habsburgers auf diesen Neujahrsgruß ebenso feindselig aus wie die Georgs III., dann trat der Kontinentalkrieg in Sicht, und Napoleon konnte seine Nordarmee, die inzwischen auf über 150.000 Mann angewachsen war, zu neuen Siegen nach Osten führen. Er scheint in der Tat damit gerechnet zu haben. In einer Staatsratssitzung am 17. Januar 1805, wo das Finanzgesetz zur Besprechung kam, rechtfertigte er die großen Kosten für das Landungsprojekt, indem er es geradezu verleugnete und als eine Finte erklärte. „Seit zwei Jahren," sagte er, „hat Frankreich die größten Opfer gebracht. Ein allgemeiner Krieg auf dem Kontinent würde keine größeren erheischen. Ich habe aber jetzt auch die stärkste Armee, eine vollendete Militärorganisation, und befinde mich zur Stunde bereits in der Verfassung, in die ich mich sonst im Kriegsfall erst zu versetzen hätte. Um nun in Friedenszeiten so viele Kräfte ansammeln zu können — 20.000 Artilleriepferde und vollständige Trains — bedurfte es eines Vorwandes, der gestattete, all dies herbeizuschaffen und zu vereinigen, ohne daß die übrigen Kontinentalmächte Verdacht schöpften. Diesen Vorwand nun lieferte das Projekt der Landung in England. Vor zwei Jahren konnte ich noch nicht so zu Ihnen sprechen, aber es war doch immer mein einziger Zweck. Ich weiß wohl, daß es dreißig Millionen beim Fenster hinauswerfen heißt, wenn man so viel

*) Corresp., X., 8250.

Bespannung in Friedenszeiten unterhält. Aber dafür hab' ich nun auch zwanzig Tage vor allen meinen Feinden voraus und werde einen Monat früher im Felde stehen, ehe Österreich auch nur seine Artillerie gerüstet haben wird. Sehe ich, daß die Ereignisse in Italien es in Bewegung bringen, so erkläre ich ihm den Krieg, wenn es eben erst aufzukaufen beginnt." *) Wenig Tage später erteilte er nach Italien den Befehl, Vorbereitungen für den Unterhalt von 60.000 Mann zu treffen und die Festungen zu verproviantieren.

Aber so hart man in Wien die Gründung der bonapartischen Secundogenitur in Italien empfand, „in Bewegung" setzen ließ man sich doch nicht so leicht. Am 23. Jänner beantwortete Kaiser Franz jenes Schreiben nichts weniger als offensiv; im Gegenteile, sein Brief mußte Napoleon, wenn er nicht geradezu als Friedensstörer auftreten wollte, über die Absicht Österreichs, in neutraler Ruhe zu verharren, völlig beruhigen. Da nahm jedoch die italienische Frage eine neue Wendung. Joseph will auf seine Rechte an Frankreich nicht verzichten, wie von ihm gefordert worden war, und lehnt die Krone der Lombarden ab. Napoleon kann diese Weigerung des Bruders nicht besiegen und will jetzt seinen kleinen Neffen, das Söhnchen Ludwigs und der Hortense, das leichtfertiger Klatsch als sein Kind bezeichnete, adoptieren, ihm die italienische Krone überweisen, sich aber einstweilen die Herrschaft zuerkennen.**) Und da er auch hier auf Widerstand stößt — der Vater verweigert seine Zustimmung — so macht er noch einen weiteren Schritt vorwärts und erklärt, beide Kronen nunmehr selbst tragen zu wollen. „Zeitweilig" nur, wie er an Franz II. schreibt, und nur so lange, bis Malta und Korfu von

*) Miot v. Melito, der die Rede mit angehört hat, zitiert sie unter Anführung des Tagesdatums in seinen Memoiren (II., 245) und bemerkt zu dem letzten Satz, der Kaiser habe dabei auf das in Bildung begriffene Königreich Italien angespielt. Es liegt kein Anlaß vor, hier eine Unwahrheit anzunehmen. Vgl. auch Ulmann, Zur Würdigung der napoleonischen Frage. Deutsche Revue, 1900.

**) In dem darüber abgefaßten Dokumente heißt es: „Der Kaiser Napoleon ist König von Italien. Er adoptiert den Prinzen Louis, Sohn seines Bruders, des Prinzen Ludwig Bonaparte, tritt ihm alle Rechte auf das Königreich ab und behält sich nur die Regentschaft bis zu dessen Großjährigkeit vor." Masson, Napoléon et sa famille, III., 18.

Engländern und Russen geräumt sein werden; der Kaiser von Österreich möge sich bemühen, daß dies bald der Fall werde. *) Das war nun allen früher gegebenen Versicherungen entgegen und es entstand die Frage, ob auch dadurch Österreich nicht aus dem Gleichgewicht kam. Noch immer nicht. Noch überwog in Wien die friedliche Stimmung, deren Wortführer, Erzherzog Karl, dringend riet, den Krieg um jeden Preis zu vermeiden. Auch jetzt ist die Antwort des österreichischen Monarchen, vom 16. April, eine durchaus entgegenkommende, und Napoleon wird noch stärker beschwören müssen, um hier eine verwendbare Handhabe zur Entwicklung eines Kontinentalzwistes zu gewinnen.

In der Zwischenzeit hatte sich aber in Berichten aus Spanien ein Anlaß ergeben, das Landungsprojekt doch noch einmal ins Auge zu fassen. Spanien, vernahm man, beabsichtige in den Krieg gegen England mit stärkeren Kräften zur See einzutreten, als man bisher in Paris angenommen hatte; der französische Gesandte sprach von 31 Kriegsschiffen. Es war für das Prestige Frankreichs unerläßlich, diesen maritimen Sukkurs unter seine Direktion zu nehmen. Und so entwickelte sich ein neuer Plan: die Flottille bei Boulogne wird vollständig ausgerüstet und durch ein neues (achtes) Geschwader vermehrt werden; Admiral Villeneuve, der Nachfolger Latouche-Trévilles, soll mit einer aus französischen und spanischen Schiffen kombinierten Flotte nach Westindien und von dort nach einer entsprechenden Zeit zurück nach Europa segeln, um hier die Engländer von den Häfen, die sie blockieren, zu verscheuchen, die dadurch befreiten Eskadres an sich zu ziehen und, so verstärkt, sei es unbemerkt vom Feinde auf dem Umweg über Irland, sei es nach dessen Besiegung in offener Schlacht, in den Kanal zu gelangen, wo er den Übergang der Flottille nach England sichern wird. Es war ein sehr kompliziertes und gefährliches Unternehmen, da man mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß Nelson mit seiner Flotte dem Franzosen auf die Spur geriet, ihn entweder noch bei den Antillen zur Schlacht zwang oder ihm später in Europa zuvorkam, wo dann

*) Corresp. X., 8445.

das Mißverhältnis im Schlagwerte der französischen und der britischen Schiffe ins Gewicht fiel.*) Diese Bedenken, und andere, legte der Marineminister Decrès in eindringlichen Worten dem Kaiser vor, nachdem er aus englischen Zeitungen erfahren hatte, daß man in London das Fahrtziel der verbündeten Flotte kannte, und daraus schloß, Nelson werde ihr nun sicher folgen; er erhielt aber zur Antwort, er besitze für eine große Sache nicht den entsprechenden Geist („pas l'esprit assez exclusif pour une grande opération").**) Entsprach diese herbe Zurechtweisung des Ministers wirklich Napoleons Vorstellungen? War er wirklich so fest von der Durchführbarkeit seines Planes überzeugt? Wußte er nicht etwa ebenso gut, daß seine Marine weit weniger wert war als die des Gegners und daß von den Schiffen der Spanier mehr als die Hälfte zum erstenmal, schlecht bemannt und unter unerfahrenen Kapitänen, in See gestochen war? Und wenn er wußte, wie schwer ausführbar mit solchen Mitteln seine „große Operation" war — und die Erfahrungen mit der Flottille im letzten Sommer konnten doch auch für ihn nicht verloren gewesen sein, sonst hätte er den Landungsplan nicht im Herbste aufgegeben — durfte er mit seinem überlegenen, alles erwägenden Scharfblick seine ganze Politik und seine hohe Geltung auf diese eine unsichere Karte setzen — ganz abgesehen von den Schicksalen, die nach der gelungenen Überfahrt der Expedition in England harrten? Wer ihm das zutraute, würde ihn tief unter seinem Werte schätzen. Richtiger, wer voraussetzt, daß er auch jetzt, nach seinem bewährten Rezept, eine zweite Sehne auf dem Bogen hatte.

Der Brief an Decrès ist aus Mailand datiert. Im April war Napoleon nach Oberitalien gereist, um sich seinen neuen Untertanen als König zu zeigen. Sie hatten ihm, als sie seine letzte Absicht erfuhren, am 5. März 1805 die Herrschaft in aller Form angeboten, und er hatte am Tage darauf dem

*) Dieses Verhältnis wurde in französischen Marinekreisen wie 4 zu 3, wenn spanische Schiffe mitwirkten wie 3 zu 2 angesehen. Vgl. Desbrière passim.

**) Corresp., X., 8847. Die Denkschrift Decrès vom 1. Juni 1805 bei Desbrière, IV., 596.

Senat erklärt, daß er sie annehme. Jetzt war er ins Land gekommen, und am 26. Mai krönte er sich selbst im Dom zu Mailand mit der eisernen Krone der Lombarden zum König von Italien. Er soll damals mit auffallend drohender Stimme die alte Formel gesprochen haben: „Gott gibt sie mir, weh dem, der dran rührt.“ Da war nun geschehen, was man in Wien so sehr gefürchtet, obgleich man an Gefügigkeit das äußerste geleistet hatte? Oder war es vielleicht gerade deshalb geschehen? Konnte man nun noch an die Möglichkeit der Trennung der beiden Kronen glauben, wo der Kaiser der Franzosen beide mit so viel Ostentation übereinander auf sein Haupt gesetzt hatte? Und auch darüber bestand kein Zweifel, daß Napoleon den Namen „Italien“ viel weiter faßte, als die cisalpinischen Grenzen reichten. Schon hatte er das Fürstentum Piombino, das 1801 von Neapel abgetreten worden war, seiner Schwester Elise als ein französisches Reichslehen (!) verliehen und bald darauf dessen Grenzen auf Kosten Etruriens erweitert; im Juni vereinigte er damit das Gebiet der Republik Lucca. Die Fürsten von Piombino sind „Untertanen“ des Kaisers und haben ihm als Lehnsherrn bei der Investitur den Treueid zu leisten.*) In Parma und Piacenza führte er das französische Gesetzbuch ein, und hob endlich — was die größte Wirkung in Europa tat — die Selbständigkeit der Ligurischen Republik auf, indem er Stadt und Land Genua kurzweg in Frankreich einverleibte, obgleich er erst am 18. März feierlich im Senat erklärt hatte, „es werde nunmehr keine neue Provinz in Frankreich inkorporiert werden“.**) Das alles war dem Vertrage vom 26. Dezember 1802, zu dem sich Österreich hatte bequemen müssen, durchaus entgegen; die Verbindung des Königreichs Italien mit Frankreich und die Aufnahme Genuas in dessen Staatsgebiet waren überdies schwere Verletzungen des Friedenstraktats von Lunéville, der den italienischen Republiken ihre Unabhängigkeit garantiert und damit bestimmt hatte, daß die österreichischen und französischen Territorien durch Zwischen-

*) Über die neuen Grenzen vergleiche den Brief an Talleyrand vom 23. Mai 1805 im Anhang.

**) Corresp., X., 8449.

staaten getrennt bleiben sollten. Nun begann Franz II. nicht mehr bloß für seine künftige Geltung in Italien, sondern für den Rest seines gegenwärtigen Besitzes, für Venedig, zu fürchten. Und wirklich trafen Nachrichten aus Mailand ein, Napoleon plane auch die Erwerbung dieses Landes und wolle die Donaumacht zur Entschädigung auf die Balkanländer verweisen. Das Wappenschild des neuen Königreichs wies — Napoleon selbst hatte diese Wahl getroffen — den venezianer Löwen auf; er zierte den Knauf des königlichen Zepters.*) Als Antwort auf den österreichischen Sanitätskordon wurden bei Verona und bei Alessandria je 30.000 Franzosen angesammelt, die auf den Schlachtfeldern von Castiglione und Marengo vor dem Kaiser manövrierten. Als Napoleon dann das Terrain an der Etsch besichtigte und fand, daß es mit Forts zu befestigen sei, erklärte er seiner Umgebung, dazu fehle allerdings die nötige Zeit und es wäre viel kürzer, die Österreicher von dieser Grenze ganz zu entfernen.**) Einem österreichischen General, der ihn zu begrüßen kam, antwortete er mit einer Anspielung auf die austro-russische Verbindung und fügte die stehende Formel hinzu, daß er den Krieg nicht scheue, da er ihn zu führen wisse.

Während so Napoleon Österreich in Italien herausforderte, in der Absicht, die Donaumacht zu Rüstungen zu nötigen und, wenn sie dann auf sein Geheiß nicht abrüstete, sich die Chance des Kontinentalkrieges offen zu halten, waren auf der anderen Seite Russen und Engländer aufs eifrigste bemüht, Kaiser Franz in den Krieg zu drängen. England hatte sich im letzten Dezember mit Schweden zusammengefunden, wo in Gustav IV. einer der erbittertsten Feinde Napoleons regierte, und kurz nachher mit Rußland in einem Vertrage vom 11. April 1805 ein Offensivbündnis geschlossen, welches eine allgemeine Erhebung der Kontinentalstaaten gegen das Imperium des Korsen zur Basis hatte. Dieses sollte aus Holland, der Schweiz und Italien in die französischen Grenzen zurückgenötigt und von sicheren Bollwerken umgeben werden; Österreich

*) Bericht Lucchesinis vom 12. Mai 1805. Bailleu, II., 345.
**) Rémusat, Mémoires, II., 147.

und Preußen aber würde man zum Beitritt bewegen. Der Versuch mit Preußen mißlang: Friedrich Wilhelm hielt den Frieden in Norddeutschland durch den Defensivvertrag vom 24. Mai des Vorjahres hinlänglich gesichert, einen Angriff auf Frankreich lehnte er ab, ja, er ließ sich sogar, durch Hardenberg verleitet, in Verhandlungen mit Napoleon ein, welche die Erwerbung Hannovers zum Zwecke hatten, ohne daß dabei Preußens Neutralität gefährdet werden sollte. Mit Österreich dagegen gelang die Absicht. Allerdings war es auch für diese Macht eine harte Zumutung, ihre bisherige Defensivstellung mit der Offensive gegen Napoleon zu vertauschen. Denn die österreichische Armee zählte damals kaum mehr als 40.000 Mann unter den Waffen — alles andere war beurlaubt oder entlassen — und keine einzige vollständig bespannte Batterie, von den schlechten Finanzen ganz zu schweigen.*) Aber die fortwährenden Übergriffe Frankreichs brachten den Erzherzog Karl schließlich um seinen Einfluß auf den Bruder, während England und Rußland alle Bedenken zu beschwichtigen wußten, England, indem es reiche Geldunterstützung anbot, Rußland, indem es durch seine Armee die österreichischen Streitkräfte zu verstärken und Preußen, wenn es sein mußte auch wider dessen Willen, fortzureißen versprach. Beide jedoch kamen erst zum Ziele, als Pitt erklärte, die englischen Subsidien stünden nur für einen Krieg zur Verfügung, der binnen vier Monaten oder doch noch im Jahre 1805 eröffnet würde, und als Alexander I. drohte, sich gänzlich zurückzuziehen, wenn man noch länger zögerte. Es war wie ein diplomatischer Überfall, der das Wiener Kabinett vor die Alternative stellte, entweder mit Hilfe eines großen Mächtebundes seine italienischen Positionen, vielleicht sogar bayrisches Land und, wenn Preußen sich dauernd widersetzte, auch Schlesien zu gewinnen — oder diesen starken Rückhalt zu verlieren und Napoleons Angriffen isoliert preisgegeben zu sein. In

*) „Gentz und Cobenzl", S. 154. Angeli, Erzherzog Karl, III., 10, beziffert die Beurlaubten zu Anfang 1805 mit mehr als 97.000 Mann, die unberittenen Kavalleristen mit 37.000, Daten, die bei der Beurteilung der politischen Dinge in Betracht gezogen werden müssen.

dieser Zwangslage entschied sich Kaiser Franz II. am 7. Juli 1805 für den Beitritt zur Koalition und gab Befehl, mobil zu machen. *) General Mack, der für ein organisatorisches Genie galt und sich, im Gegensatze zu Erzherzog Karl, unterwunden hatte, Österreichs Armee binnen der entsprechenden Zeit schlagfertig herzustellen, erhielt den Auftrag dazu. So war der Kampf auf dem Festlande beschlossene Sache. England hatte den Krieg, der ihm die Sorge vor der französischen Invasion abnahm, Rußland hatte den Krieg, der Napoleons Absichten vom Orient ablenkte — nur Österreich hatte nichts als seine sanguinischen Hoffnungen auf Sieg und Ländergewinn.

Und Frankreich? Napoleon hatte durch die Gefälligkeit des preußischen Kabinettsrates Lombard bestätigt erhalten, daß Rußland an einer Koalition wider Frankreich arbeite, und verfolgte dann in Italien sorgfältig die feindlichen Truppenbewegungen in Tirol und Friaul durch ausgesandte Kundschafter, bis er die Sicherheit gewann, daß Österreich endlich wirklich „in Bewegung" geraten sei.**) Darauf verließ er heimlich das Land, begab sich in größter Eile nach Paris, wo er vor Mitte Juli anlangte und bis Ende des Monats blieb. Er glaubt zwar nicht, daß die Donaumacht noch im laufenden Jahre den Krieg eröffnen werde, sondern hält dies erst für den nächsten Frühling für wahrscheinlich; er sieht demnach Zeit genug vor sich, um das Landungsprojekt, wenn es sich überhaupt als ausführbar erwies, ins Werk zu richten. Ergaben sich aber jene Schwierigkeiten, die sein

*) Man hatte sich zwar im Vertrag von 1802 mit den Veränderungen, die bis dahin in Italien getroffen worden waren, einverstanden erklärt, während nun die Koalition alle diese Fragen wieder aufrollte. Da aber Napoleon selbst sich über geschriebene Verträge so leichthin hinwegsetzte, brachte man in Wien dieses Bedenken zum Schweigen.

**) Um zu wissen, wie eilig es allenfalls die österreichische Regierung habe, ließ er einen Ordenstausch anbieten. „Nimmt man an," schrieb er am 6. Juni an Talleyrand, „so sind das drei bis vier gewonnene Monate." In Wien lehnte man unter einem Vorwand ab, was Larochefoucauld am 18. Juni berichtete. (S. „Zur Textkritik," S. 54. Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns. I., 247.)

Minister, und wohl auch er selbst, voraussah, dann hatte er es jetzt in der Hand, den Kontinentalkrieg ehestens hervorzurufen, seine kampfbereite Armee von Boulogne nach Osten zu dirigieren und damit den unzulänglich gerüsteten Mächten im Felde zuvorzukommen, ohne als Friedensbrecher zu erscheinen. Er brauchte nur Österreich aufzufordern, abzurüsten, und war sicher, daß es jetzt einem solchen Ansinnen nicht mehr Folge leisten würde; denn er wußte schon längst, wie sehr Erzherzog Karl bei seinem Bruder alle Geltung verloren hatte und daß in Wien eine andere Strömung vorherrschte. So konnte er erreichen, daß der Krieg begann, wann es ihm vorteilhaft schien, und der Vorwurf, ihn herbeigeführt zu haben, dennoch auf die Gegner fiel. Waren sie es denn nicht, die gegen ihn gerüstet hatten, als er im Begriffe war, England anzugreifen? Und wer wollte es ihm wohl verargen, daß er sich gegen einen solchen Anschlag zur Wehr setzte?

In Paris erfährt er, daß Nelson wirklich nach Westindien gesegelt, daß aber Villeneuve ihm dort entkommen und vor ihm nach Europa zurückgekehrt war. Er befiehlt Diesem nun in einem Schreiben vom 16. Juli, er solle, nachdem er die Eskadre von Ferrol deblockiert haben werde, auch die von Rochefort und die stark belagerte von Brest an sich ziehen, mit beiden entweder direkt in den Kanal oder mit jener allein, wenn Brest sich als unzugänglich erweisen sollte, um Irland und Schottland herum nach dem Texel fahren, um dann mit den holländischen Schiffen nach Calais zu kommen. Dieser Brief nun enthielt einen sehr bemerkenswerten Zusatz: Der Admiral möge, falls seine Situation sich durch unvorhergesehene Zufälle verschlechtert haben sollte, lieber nach Cadix zurückgehen.*) Das war ein Satz, welcher einen gewissen-

*) Die Stelle lautet wörtlich: „Wenn infolge von bestandenen Gefechten, von wichtigen Teilungen der Kräfte oder anderen Zufällen, die wir nicht vorhersehen können, Ihre Situation wesentlich verändert ist . . . in diesem Falle, der mit Gottes Hilfe nicht eintreten wird, wünschen wir, daß Sie nach Deblockierung des Geschwaders von Rochefort und Ferrol lieber im Hafen von Cadix vor Anker gehen.“ Corresp., XI., 8985. In dem begleitenden ausführlichen Schreiben des Ministers an den Admiral steht: „Der Kaiser hat den Fall vorgesehen, daß durch Ereignisse, die man nicht in Rechnung ziehen kann, die

haften Kommandanten, der just keine Heldennatur war, zur Vorsicht mahnte, und man wird schwer den Eindruck los, daß sich hier der Kaiser selbst einen Ausweg offen halten wollte.

Noch bevor er von Villeneuves weiteren Schritten Kunde erhalten haben konnte, erteilte er, am 31. Juli, Talleyrand Befehl, eine Note an die österreichische Regierung zu verfassen, die, nach seiner Anweisung, die Mahnung enthielt, die mobilisierten Truppen auf den Friedensstand zurückzuversetzen. Und damit begann er den Krieg mit der Donaumacht systematisch zu forcieren. Schon am 2. August meldet der preußische Gesandte Lucchesini, daß die französischen Zeitungen gegen Österreich und Rußland mit Schimpf losziehen und daß der Kaiser — wie er längst vermutet — den Festlandskrieg zu provozieren scheine. Napoleon langte am nächsten Tage in Boulogne an, „weniger um seine Flottille zu besichtigen — wie Frau von Rémusat schreibt, die damals genaue Beziehungen zu Talleyrand hatte — als die große Nordarmee Revue passieren zu lassen, die er demnächst in Marsch setzen will“.*) Einen Tag später ließ er durch seinen Gesandten in Wien die Forderung stellen, Franz II. solle die nach Venedig und Tirol vorgeschobenen Truppen „unverzüglich“ (immédiatement) in ihre Kantonnements nach Böhmen und Ungarn zurückziehen, sonst werde er nicht glauben, daß man mit Frankreich in Frieden bleiben wolle. Dieses Ansinnen ward einige Tage später in stärkeren, am 13. August aber in den stärksten Ausdrücken wiederholt. Er verlange, hieß es nun, nicht nur, daß die Regimenter aus Deutsch- und Welschtirol zurückgenommen, die Streitkräfte in den übrigen Westländern der Monarchie reduziert und die Befestigungsarbeiten eingestellt werden, sondern auch, daß man England gegenüber erkläre, in strengster Neutralität verharren zu wollen. An demselben 13. August schrieb er an

---

Situation der Flotte es Ihnen nicht ermöglichte, die Projekte auszuführen, die auf die Weltschicksale einen so großen Einfluß nehmen würden und will dann, aber auch nur dann, in Cadix starke Kräfte vereinigen (une masse de forces imposantes). Desbrière, IV., 646.

*) Mémoires, II., 173. Die Rémusat war der festen Ansicht, das Landungsprojekt sei vom Kaiser noch in Paris fallen gelassen worden.

Talleyrand, er sei entschlossen, Österreich anzugreifen und vor dem November in Wien zu sein, um dort den Russen entgegenzutreten, es wäre denn, daß die Wiener Regierung, wider Erwarten, seiner Forderung, abzurüsten, genüge. „Die Auseinandersetzung, die Herr v. Larochefoucauld (der französische Gesandte) in Wien hatte, und meine erste Note (vom 5.) haben die Frage in Fluß gebracht, die Note, die ich Ihnen kürzlich schickte (am 7., datiert vom 13.), hat sie fortgesetzt, und diese, die ich Ihnen heute sende (am 13., datiert vom 16.), wird sie zum Abschluß bringen. Sie wissen, daß es zu meinen Grundsätzen gehört, denselben Weg einzuhalten, den die Dichter gehen, um zu einer dramatischen Lösung zu gelangen.“ Hätte man die Note, die ich heute schicke, gleich anfangs überreicht, man hätte in Wien geglaubt, ich wolle den Krieg, und ich will ihn doch nur unter einer Bedingung.“ Aber war diese Bedingung nicht schon gegeben? Glaubt er denn noch an die Ausführbarkeit seiner maritimen Pläne? Nach seinen Briefen an den Marineminister und an Villeneuve aus dem August müßte man es vermuten. Aber konnte er wohl andere schreiben, ohne sich des Irrtums zu zeihen, so lange die Situation nicht geklärt und von Villeneuve keine Nachricht da war? Und konnte er, der seine Marine und die Gewissenhaftigkeit des Admirals kannte, sich über sie täuschen? Durfte er sonst Österreich mit solcher Schärfe herausfordern? Villeneuves Antwort mußte binnen kurzem eintreffen. In zwei Wochen, heißt es in dem Brief an Talleyrand vom 13., müsse er über die Entscheidung Österreichs Sicherheit haben, sonst werde der Kaiser Franz das Weihnachtsfest nicht in Wien feiern.*)

*) Corresp., XI., 9032, 9038, 9055, 9070. Die Entwürfe Napoleons zu den drei von Talleyrand redigierten Noten (später veröffentlicht im Moniteur vom 26. September 1805) habe ich in meiner Abhandlung „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleon I.,“ S. 62—87, mitgeteilt. Die darin betonte Steigerung seiner Mahnung spricht wohl dafür, daß sein Entschluß für den Kontinentalkrieg nicht erst, wie Sorel VI. 451, meint, am 12. August in Boulogne, sondern früher, noch in Paris, gefaßt worden sei. G. Roloff hat in einer in der „Histor. Vierteljahrschrift“ von 1903 erschienenen Abhandlung „Zur napoleonischen Politik 1803 bis 1805“ neuerdings gegen die seinerzeit von Max Duncker vertretene

An demselben Tage, an dem die dritte Note von Paris nach Wien abging — es war der 16. August — erhielt in Paris der Minister des Äußern den Auftrag, die Vertragsverhandlungen mit Bayern, die schon nach der Rückkehr Napoleons aus Italien eingeleitet worden waren, zum Abschluß zu bringen, was dann auch in München am 24. August geschah. Der Vertrag verpflichtete Bayern für den Kriegsfall zur Stellung von 20.000 Mann unter französischem Oberkommando. Sollte der Kurfürst dabei vorübergehend sein Land verlieren, so wird Frankreich durch eine Subvention für seine Truppen sorgen. Ein Eheprojekt zwischen Eugen Beauharnais, den Napoleon zum Vizekönig von Italien ernannt hatte, und einer

Anschauung polemisiert, der Kaiser habe freiwillig auf die Landung verzichtet und der Krieg mit Österreich sei ihm eine willkommene und durch ihn selbst herbeigeführte Auskunft gewesen. Auch ich war dieser Ansicht und glaube heute noch, daß man ihr beipflichten muß. Nur wird man sie dahin modifizieren dürfen, daß man für das Jahr 1805 die Absicht Napoleons gelten läßt, die Landung unter besonders günstigen maritimen Verhältnissen und wenn Österreich, aller Provokation ungeachtet, gefügig blieb, zu wagen. Daß die erste Voraussetzung zutraf, war schwer zu erhoffen; sie war durch Nelsons Rückkehr nach Europa, die Napoleon noch in Paris erfahren haben wird, vollends hinfällig geworden; die zweite war es nach der Krisis in der wiener Kriegsleitung im März zu Ungunsten des Erzherzogs Karl, von der man rasch Nachricht erhalten hatte, ebenfalls, und der Kaiser wußte, daß hier seine Abrüstungsforderungen auf harten Boden fielen. Konnte da noch viel von jener Absicht übrig bleiben? Daß sie nicht erst durch Villeneuve's Rückzug nach Cadix vereitelt wurde, ist heute auch durch Desbrière's Veröffentlichungen, die Roloff unbegreiflicherweise für sich aufruft, mehr als wahrscheinlich gemacht worden. Desbrière, heute wohl der genaueste Kenner der französischen Marineverhältnisse jener Jahre, kommt am Schlusse seines umfassenden Werkes über die Landungspläne gar nur zu folgendem Urteil: „Schrecken für England und der politische Vorteil, eine große Armee nach Innen und nach Außen jederzeit zur Verfügung zu haben, das war vielleicht Alles, was Napoleon wirklich wollte“ (IV., 830). „Vielleicht,“ allerdings. Aber wer Napoleon nicht als einen blinden Fatalisten auffaßt, der unbedingt alles für möglich hielt, was er wolle und weil er es wollte, der wird hier die sorgfältige Vorbereitung der zweiten Chance nicht übersehen dürfen. Übrigens gibt auch Roloff, S. 503 zu, es sei nicht ausgeschlossen, daß Napoleon die Absicht gehegt habe, „den Zündstoff zwischen Österreich und Frankreich zu vermehren, um ihn, falls die Landung unmöglich würde, desto leichter in Brand setzen zu können.“

bayrischen Prinzessin sollte zur Ausführung gelangen. Es bestand kein Zweifel, daß der Vertrag mit Bayern auch die Fürstenhäuser von Württemberg und Baden, trotz deren Verwandtschaft mit Rußland, dem Kaiser der Franzosen zuführen werde, was dann tatsächlich bald geschah.*) Nur Hessen-Darmstadt widerstand dem Allianzanerbieten Napoleons im Vertrauen auf preußische Hilfe.

Und auch nach Berlin wandte sich Napoleon. Im tiefsten Geheimnis reiste Duroc dahin. Er hatte ein fertiges Schutz- und Trutzbündnis in der Tasche, wonach Hannover an Preußen fallen, das rechtsrheinische Cleve aber für Frankreichs Interesse gesichert werden sollte, „um Preußen von den französischen Grenzen zu entfernen und immer Herr der wichtigen Festung Wesel zu bleiben", wie Napoleon an Talleyrand schrieb. Das Ländchen konnte dabei immerhin einem deutschen Fürsten übertragen werden, der natürlich von Frankreich abhängig blieb.**) Preußen widerstand. Man ging in Berlin auf die kriegerische Zumutung des Kaisers ebensowenig ein als man sich durch Rußland aus seiner Neutralität herauslocken ließ, brach jedoch die Verhandlungen weder nach der einen noch nach der anderen Seite ab. Es war jenes unglückselige System profitgieriger Untätigkeit auf Kosten Anderer, das gerechterweise einmal zur Katastrophe führen mußte.

Mit diplomatischen Rüstungen gingen seit Mitte August in Frankreich militärische Anordnungen einher. Aus dem Innern wurden drei Regimenter nach dem Elsaß dirigiert, und Berthier ließ die Rheinfestungen stärker armieren; auch wurden in aller Stille 4000 Mann aus Oberitalien ins Neapolitanische gesendet. All das sah nicht mehr nach Landung in

*) De Clercq, II., 123.126.

**) Corresp., XI., 9127. Es ist interessant, aus dem Konzept des Briefes zu entnehmen, daß Napoleon ursprünglich die Idee hatte, das kleine Land nur dem Bewerber um die Hand einer französischen Prinzessin anzuvertrauen. „J'en ferai la dot d'une princesse de ma famille," hieß es darin. Deutsches Land als Mitgift für französische Prinzessinnen! Soviel Hohn glaubte selbst ein Napoleon noch nicht wagen zu dürfen und strich die Stelle durch. Vgl. Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I., S. 94 (mit dem Faksimile des Briefes).

England aus. In Regierungskreisen nahm man sie längst nicht mehr als ausführbar an. Schon am 2. August hatte Talleyrand an den Kaiser nach Boulogne geschrieben, die Seekräfte der Briten seien, nach der Rückkehr ihres Admirals, im Ozean auf 54 oder 55 Schiffe gestiegen und die Landung dadurch zweifellos für jetzt unmöglich geworden.*) Und das Verhalten Villeneuves entsprach gleichfalls dieser Auffassung. Er hatte am 22. Juli vor Ferrol mit vierzehn feindlichen Fahrzeugen zu kämpfen gehabt, ehe er den Hafen deblockieren konnte, war dann aber, da er auf der langen Fahrt durch Stürme gelitten und seine Schiffe sich wenig bewährt hatten, gestützt auf jene Ordre vom 16., nach Cadix gesteuert. Hatte sich doch in der Tat seine Lage durch das Auftauchen Nelsons in Europa wesentlich verschlechtert. Der Marineminister würdigte auch vollkommen seine Handlungsweise. Er pries geradezu in einem Schreiben an Napoleon den Rückzug nach Cadix als einen Glücksfall, weil durch ihn Frankreichs Flotte für spätere Operationen geschont werde, während ihr die Weiterfahrt nach Norden nur Unglück hätte bringen müssen.**) Und das war ja wohl auch alles Napoleons innerste Überzeugung. Jetzt, am 23. August, befahl er Talleyrand, „da der Wiener Hof doch nur mit Ausflüchten antworten werde," sein Kriegsmanifest wider Österreich vorzubereiten, wies Bernadotte an, sein Korps bei Göttingen zu sammeln, und Marmont, sich nach Mainz zu begeben. Am 24. werden die Kavalleriedivisionen von St. Omer nach Straßburg dirigiert, am 25. wird Murat auf Kundschaft bis nach Eger ausgesendet, am 26. erhält Berthier Befehl, die Marschordres fertigzustellen, am 27. ist die gesamte Armee nach dem Rhein in Bewegung und das Lager von Boulogne aufgehoben. Der Krieg auf dem Festlande hatte begonnen.

Wenn Napoleon ein paar Wochen später den höchsten Zorn über das Fernbleiben Villeneuves vom Kanal zum Ausdruck brachte und dem Admiral das Scheitern seines großen Landungsprojektes zur Last legte, so lag wohl nur wenig innerlicher Ernst diesen Ausbrüchen zugrunde, denn in

*) Bertrand, Lettres inédites de Talleyrand, p. 121.
**) Desbrière, IV., 814.

Wahrheit konnte ihn Villeneuves Handlungsweise weder überraschen noch beirren, sondern nur befriedigen. Und wenn man bis auf die jüngste Zeit herab, nach den Mitteilungen des Generals Daru, erzählt und geglaubt hat, Napoleon habe erst nach dem Eintreffen der Villeneuveschen Meldung den Gedanken des Kontinentalkrieges gefaßt und den Plan des Feldzugs wie in einer plötzlichen Inspiration als Extempore in einem Zuge diktiert, so gehört das auch mit zur Legende.*) Lange war der Kampf vorhergesehen und der Zeitpunkt sowohl wie die Durchführung gewiß reiflich erwogen und festgestellt worden. „Der Krieg ist eine große Sache,“ schrieb der Kaiser am 25. August an Talleyrand, „man soll nicht auf den Gedanken kommen, daß ich ihn gerne unternommen habe, weil ich des Erfolges sicher war.“ Deshalb möge der Minister eine an den Regensburger Reichstag zu richtende Note, die alle Anklagen wider Österreich zusammenfaßte, möglichst im Tone mildern und damit noch zuwarten.**) Und er ist tatsächlich seines Erfolges sicher. „Österreich kann mir nicht Widerstand leisten“, heißt es in einem Briefe an Friedrich Wilhelm III.; namentlich, wenn er jetzt schon einem Angriff, den er erst im nächsten Frühjahr für möglich hält, zuvorkommt, handelt er ungefähr, „wie seinerzeit Friedrich der Große vor dem ersten Feldzug“. Das schreibt er an Duroc, und Duroc soll es dem Könige sagen.***) Immerhin aber ist Napoleons Voraussicht und Berechnung auch in diesem Falle staunenswert. Denn er sollte recht behalten: der November 1805 hat ihn wirklich im Herzen Österreichs angetroffen und Kaiser Franz in der Tat das Weihnachtsfest nicht in seiner Residenzstadt gefeiert. Es hat wohl kaum jemals einen Mann gegeben, der seine Kräfte an denen der übrigen Welt mit so viel Präzision zu messen verstand. Man hat hierin etwas Dämonisches zu erblicken gemeint. Doch nein, Napoleon bildete keine Ausnahme vom

*) S. u. a. Méneval, Mémoires, I., 408 (der letzten Ausgabe).

**) „La guerre est une grande affaire; il ne faut pas que l'on pense que j'ai aimé à la faire, sûr du succès.“ Siehe das Postscript zu dem Briefe Corresp., XI., 9136 in „Zur Textkritik etc.,“ S. 100.

***) Corresp., XI., 9116, 9126.

Menschlichen. In ihm waren nur gewisse menschliche Eigenschaften zu einer ungewöhnlichen Potenz entwickelt, was seiner Persönlichkeit etwas Überragendes, Gigantisches verlieh. Er konnte noch sehen, wo anderen längst der Blick sich trübte, und was der Menge als ein Chaos dünkte, das stellte seinen Augen sich in deutlicher Entwirrung dar. General Rapp erzählt in seinen Denkwürdigkeiten folgende, auch von anderen überlieferte, sehr bezeichnende Geschichte: Eines Tages wollte Kardinal Fesch dem Kaiser Vorstellungen über seine Politik machen. Aber er hatte kaum ein paar Worte gesprochen, so führte ihn Napoleon ans Fenster und fragte ihn: „Sehen Sie diesen Stern?“ Es war am hellen Mittag. „Nein“, antwortete Jener. „Gut denn, so lange ich der einzige bin, der ihn erblickt, werd' ich meinen Weg gehen und keinerlei Bemerkungen dulden.“ So zog er fest und sicher, meist unentdeckt und unbeirrt, seine Linien in die Zukunft.*)

Während die französische Armee — sie führt jetzt den Namen „Große Armee“ — in möglichster Stille und in Gewaltmärschen, die selbst unter Napoleons Führung bisher unerhört waren, an den Rhein zog, bereitete sich auch Österreich zum Waffengange vor und trat am 3. September 1805 mit einer kriegerischen Erklärung gegen Frankreich auf. An diesem Tage bedeutete Minister Cobenzl dem französischen Gesandten, man sammle seine Kräfte, „um einen Zustand in Europa herstellen zu helfen, der den Verträgen entspreche, die Frankreich völkerrechtswidrig gebrochen habe“. Am 8. September gingen die Truppen des Kaisers Franz über den Inn.

*) Frau von Clermont sagte ihm selbst einmal und er gab es zu: er baue seine Pläne hinter einer Holzwand, die er erst abreiße, wenn sie fertig sind. (Bourrienne, Mémoires, III., 114.) Und ähnlich heißt es in einem Vortrage Metternichs für Kaiser Franz aus dem Jahre 1811: „In ihrem Entstehen und ihrer ersten Ausbildung geheim, sind und bleiben die Pläne des französischen Monarchen sein ausschließliches Eigentum, bis ihre Anwendung endlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und ihr nicht mehr entzogen werden kann. Dann hat er aber bereits ausgeführt, was der Menge stets erst im Entstehen schien“ (Nachgelassene Papiere, XI., 247). Das Bild der Clermont auf die Vorgänge von 1805 angewendet, könnte man sagen, Napoleon habe am 23. August die Holzwand abgerissen.

Man sollte nun meinen, Österreich hätte die Stärke der Armee von Boulogne genau gekannt und erwogen, daß diese den kürzesten Weg einschlagen und daher Deutschland der Hauptschauplatz des Krieges sein werde. Statt dessen hatte man in Wien, auch militärisch genommen, nur Italien vor allem im Auge. Noch im Juli war für die Führung der österreichischen Streitkräfte ein von Erzherzog Karl entworfener Kriegsplan angenommen worden, wonach man drei Armeen (in Italien, in Tirol und am Inn) aufstellen und die Operationen mit der stärksten derselben, der italienischen, beginnen wollte.*) Diese, 94.000 Mann stark und von Karl selbst befehligt, sollte sich in der Lombardei festsetzen, während die deutsche, etwa 60.000 Mann, mit den Russen vereint, in Süddeutschland, die dritte, 40.000, unter Erzherzog Johann, aus Tirol durch die Schweiz vorzugehen hätte, um Burgund zu bedrohen. Im besonderen beschloß man, so rasch als möglich durch Bayern bis über die Iller hinaus zu dringen, um den Krieg in fremdes Land zu tragen und sich der Truppen des franzosenfreundlichen Kurfürsten Max Joseph zu versichern, im übrigen aber keine Affaire zu wagen, ehe die Russen herangekommen waren, und sich in solchem Falle eher wieder hinter den Inn zurückzuziehen. Die Russen sollten einer Militärkonvention zufolge in drei verschiedenen Armeen nach Österreich aufbrechen, und zwar in der Weise, daß die Tête der ersten in der Stärke von über 50.000 Mann am 16. Oktober den Inn erreichen konnte. So war an dem entscheidenden Punkte die Disposition der Kräfte schon durch deren Trennung eine ungenügende. „Österreich" — sagt Erzherzog Johann, der an den Beratungen teilgenommen, in seinen Denkwürdigkeiten — „rechnete auf die in Marsch befindlichen russischen Hilfstruppen, und wohl wissend, bis wann dieselben an dem Inn sein konnten, beachtete es nicht diese Zeit, während welcher der rastlos tätige Gegner mit seinen beweglichen, gut ge-

*) In Italien und Tirol die Truppen auf 40 bis 50.000 Mann zu bringen, hatte Erzherzog Karl schon am 20. Mai seinem Bruder geraten, da, wie er sagte, der Feind im Italienischen immerhin so stark sei, um sich Judicariens und Trients bemeistern und dann durch die Val Sugana „die Absichten, die er auf Venedig haben dürfte," ausführen zu können (W. St. A.).

rüsteten Streitkräften erscheinen konnte."*) War dies ein Hauptfehler, so war es ein zweiter, daß nicht der Feldherr, der bereits wiederholt auf deutschem Boden Siege über die Franzosen errungen, die deutsche Armee kommandierte, sondern daß Erzherzog Karl nach Italien ging, während hier Mack als Generalquartiermeister des Kaisers die Operationen leiten sollte. Der junge Erzherzog Ferdinand von Modena-Breisgau war dabei lediglich der Repräsentant Franz II. und hatte sich den Anordnungen Macks unbedingt zu fügen. Napoleon kannte diesen fahrigen, von Selbstüberschätzung strotzenden Mann, der sich in maßloser Verblendung jedem Gegner überlegen glaubte und jetzt, seines organisatorischen Geschickes halber, das unbedingte Vertrauen seines Monarchen besaß; er hatte ihn nach dem neapolitanischen Feldzuge von 1799 als Kriegsgefangenen in Paris kennen gelernt und sich über ihn zu Bourrienne geäußert: „Mack ist einer der mittelmäßigsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Voll Eigendünkel und voll Eitelkeit hält er sich zu allem fähig. Es wäre zu wünschen, daß er eines Tages gegen einen unserer guten Generale geschickt würde; er würde schöne Dinge sehen. Er ist übermütig, und das sagt alles. Gewiß, er ist einer der untauglichsten Menschen, die es gibt. Und dazu kommt noch, daß er Unglück hat." Nun stand der Geringfügige dem Gewaltigen selbst gegenüber.

Mack ging von der Voraussetzung aus, die Franzosen würden ein starkes Heer an der Küste des Kanals zurücklassen, um gegen eine Landung der Engländer geschützt zu sein, während eine andere Armee in Frankreich selbst verbleiben müßte, um einer drohenden revolutionären Bewegung vorzubeugen, Napoleon würde daher in Deutschland nicht stark auftreten und auch nicht vor Ankunft der Russen auf dem Schauplatze erscheinen können.**) Auf diese Schlüsse bauend, eilte er

*) Handschriftlich. Archiv des Grafen Meran in Graz.

**) Die Engländer planten in der Tat eine Landung in Quiberon und baten sich den österreichischen General Radetzky als Generalstabschef aus. Die unzutreffende Nachricht von einer Gährung in Frankreich gegen Napoleon war längst durch ihre Agenten verbreitet worden. Nach Radetzkys Memoiren soll sie Macks übereiltes Vordringen mit veranlaßt haben. Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs, 1887.

mit rasch zusammengescharten, halb kompletten, schlecht ausgerüsteten Truppen vorwärts, um vielleicht noch vor dem Aufmarsch des Feindes in Frankreich einfallen zu können. Er hatte nach Napoleons Beispiel beschlossen, die Armeen durch Requisitionen zu ernähren, was von vornherein eine ungeheure Verwirrung erzeugte, und wenn das Vorrücken über den Inn, hinter welchem Fluß man am besten stehen geblieben wäre, um die Ankunft der Russen abzuwarten, in der Absicht geplant war, die bayrische Hilfe zu erwerben, so erwies sich dies als Täuschung. Kurfürst Max Joseph, bereits an Frankreich gebunden, führte die Österreicher bezüglich seiner politischen Haltung irre und machte es dadurch möglich, daß seine Truppen unbehelligt nordwärts ausweichen konnten, wo sie dann Bernadotte, der nach Würzburg herangekommen war, aufnahm. Damit war der Plan Österreichs in seinem ersten Teile gescheitert. Dennoch aber drängte Mack vorwärts, um die Illerlinie zu gewinnen und dieselbe zu befestigen, da er annahm, der Feind würde durch den Schwarzwald avancieren und er ihn auf dem Marsche treffen können, wobei ihm Ulm, das beide Donauufer beherrschte, als Stützpunkt ganz unschätzbar dünkte. Der Platz war ja vornehmlich auf sein Andringen im Jahre 1796 neu befestigt worden.*) Als Erzherzog Ferdinand am 19. September den Oberbefehl übernahm, fand er das Gros seines Heeres zwischen dem Inn und München auf dem Marsche, während ihm sichere Nachrichten meldeten, Napoleon sei mit der ganzen Küstenarmee, 150.000 Mann stark, von Boulogne abgegangen und könne am 10. Oktober an der Iller anlangen. Das war nun alles ganz anders als Mack vorausgesetzt hatte. Unter solchen Umständen durften die Österreicher nicht weiter vorgehen, sonst trennten sie sich noch mehr von den nachrückenden Alliierten und wurden in ihrer Vereinzelung überwältigt. Das erkannte der Erzherzog sehr wohl und ließ die Armee Halt machen. Mack jedoch erwirkte von Kaiser Franz, der für kurze Zeit bei den Truppen erschien, daß der Haltbefehl zurückgenommen wurde, und in der letzten Septemberwoche hatte er wirklich seine Hauptmacht an der Iller vereinigt. Daß die in Hannover

*) Bericht Lehrbachs aus Ulm, 28. Juli 1799. (W. St. A.)

stationierten Franzosen schon, wenn sie nur nach Süden marschierten, seine Rückzugslinie bedrohen mußten, kam ihm nicht in den Sinn.

Zu derselben Zeit, als die Österreicher sich an der Iller sammelten, ging die Hauptmasse der Truppen Napoleons zwischen Kehl und Mannheim über den Rhein. Fast lautlos marschierten sie auch in den Nächten. Von ihren Bewegungen Nachricht zu geben, ward den Journalen strengstens verboten. Es waren außer der Kaisergarde (8—9000 Mann) sieben Kavalleriedivisionen als „Kavalleriereserve", die Murat befehligte, dann vier Armeekorps, die von Ney, Lannes, Soult und Davout kommandiert wurden. Zwei andere, unter Marmont und Bernadotte, kamen von Norden her nach Würzburg. Ein siebentes Korps unter Augereau, dasselbe, das in Brest gestanden hatte, bildete die Reserve im Elsaß.*) Süddeutsche Hilfstruppen vermehrten dann das Heer um mehr als 30.000 Mann. Im ganzen standen Napoleon über 200.000 Krieger zu Gebote, eine glänzende Armee, die er sich nicht genug zu loben wußte. Die Korpsführer waren meist so jung wie er, Davout ein Jahr jünger, Marmont sogar erst einunddreißig Jahre alt, doch alle kriegserfahren und dem Manne, der sie führte, durchaus ergeben. Von der „Großen Armee" getrennt, sollte die „italienische" unter Massenas Kommando selbständig operieren. Napoleon selbst war am 4. September nach Paris gekommen und mit Absicht dort geblieben, um auch dadurch das Geheimnis seines Aufmarsches zu unterstützen. Hier hat er durch den Telegraphen und gute Spione erfahren, daß Mack auf Ulm losgehe, während die Russen noch bei weitem nicht den Inn erreicht hätten, und entwirft daraufhin seinen Operationsplan. Er wird sich links vom Schwarzwald vorbeiziehen, die Donau unterhalb Ulms überschreiten, sich so zwischen die Österreicher und ihre Verbündeten legen und

*) Napoleon hatte die „Halbbrigaden" abgeschafft und dafür wieder die alte Bezeichnung „Regiment" eingeführt. Auch bildeten die Divisionen keine Einheit mehr sondern waren, gewöhnlich zwei bis drei mit einer Kavalleriedivision, zu Korps zusammengelegt worden. Jedes Korps hatte seinen eigenen Generalstab. An der Spitze des Generalstabs der Armee stand wieder Berthier, der im Namen des Kaisers an die Korpsführer die Ordres erteilte.

beide einzeln schlagen. Murat mit der Kavalleriereserve hatte durch Scheinanstalten im Schwarzwald die Täuschung Macks zu unterstützen, als kämen die Franzosen von daher, und so den Vormarsch der vier Korps am linken Ufer der Donau zu maskieren. Dann ging der Kaiser nach Straßburg. Hier soll er, ehe er sich von Josephinen verabschiedete, von den ungeheuren Aufregungen und Anstrengungen der letzten Wochen in seinem Innersten erschüttert, einen Anfall von Nervenkrämpfen erfahren haben, der jedoch rasch vorüberging.*) Anfangs Oktober ist er bei der Armee angelangt. Diese hat unterdessen mit der größten Präzision die befohlenen Manöver durchgeführt. Am 7. Oktober sind die Korps von Davout, Soult, Lannes und Ney in einer Linie, die von Heidenheim bis Öttingen reicht, gegen die Donau vorgegangen, Bernadotte hat von Würzburg weg rücksichtslos und auf Preußens Friedensneigung bauend, den geraden Weg durch das preußische Fürstentum Ansbach auf Ingolstadt genommen, Marmont steht westlich davon bei Neuburg. Zwei Tage später ist die Armee über den Strom gerückt und marschiert nun von Osten her gegen Ulm. Nur Bernadotte und Davout bleiben zur Beobachtung der Russen, die übrigens noch nicht in Sicht sind, zurück. Auf daß der Feind nicht nach Tirol entwische, hat Soult mit seinem Korps Memmingen wegzunehmen.

Diese Bewegungen sind Mack nicht unbekannt geblieben.

---

*) Die Rémusat erzählt, er habe in Paris unausgesetzt gearbeitet, höchstens bei Tage ein paar Stunden geschlafen und des Mitternachts gewöhnlich schon wieder sein Tagewerk begonnen. (Mémoires, II., 195.) Die Szene in Straßburg schildert Talleyrand folgendermaßen: Der Kaiser habe ihn am Tage seiner Abreise nach dem Abendessen zu sich ins Zimmer gerufen, als er plötzlich nach Atem rang. „Ich riß ihm die Kravatte ab, denn er schien ersticken zu wollen. Er erbrach sich nicht, aber er seufzte und gab Speichel von sich (bavait). Herr v. Rémusat, der erste Kammerherr, der mit ins Zimmer getreten war, reichte ihm Wasser, ich überschüttete ihn mit Eau de Cologne. Er hatte eine Art Krämpfe, die übrigens nach einer Viertelstunde aufhörten; wir setzten ihn in einen Lehnstuhl; er begann zu sprechen, kleidete sich wieder an, empfahl uns strengstes Geheimnis und war, eine halbe Stunde später, auf dem Wege nach Karlsruhe" (Mémoires, I., 295). Man hat auf diese Schilderung hin von Epilepsie gesprochen, was doch wohl zu gewagt erscheint. Vergl. Oppenheim, Nervenkrankheiten, II., 1220 ff.

Durch den Doppelspion Schulmeister, der in den Napoleonskriegen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, ward er davon in Kenntnis gesetzt. Anstatt nun aber anzunehmen, daß die französische Armee aus sei, ihn zu fangen, wiegte er sich, durch ein in Stuttgart verbreitetes Gerücht verführt, in dem „kompletten Traume“, wie er selbst später die verrückte Vorstellung nannte, Napoleon sei auf dem Rückzuge nach Frankreich begriffen, wohin ihn die Revolutionsgefahr und die Besorgnis vor der Landung der Engländer abriefen.*) Die österreichischen Truppen, meinte er, könnten unter solchen Umständen nichts besseres tun, als in Ulm konzentriert stehen bleiben und die vorbeieilenden Franzosen in der Flanke belästigen und verfolgen. Napoleon verfolgen! ein Mack! und mit einer Armee, die seine Hast das Wichtigste entbehren ließ, die durch forcierte Hin- und Widermärsche fast alle Resistenzfähigkeit eingebüßt hatte, die nur eine geringfügige Reserveartillerie mit ganz ungenügender Munition besaß und von deren Regimentern einzelne durchgängig barfuß marschierten und bloß über ihre Taschenpatronen verfügten! Es half nichts, daß Erzherzog Ferdinand, der Not und Gefahr zu würdigen wußte, wider diesen dünkelhaften Einfall sprach, nichts, daß alle Untergenerale sich dagegen verwahrten: Mack blieb hartnäckig dabei, die französische Armee sei auf dem Rückzug. Wie die Finger einer greifenden Hand krampften sich

*) Die oft wiederholte Ansicht, Schulmeister habe Mack zu der Annahme vom Rückzug des Feindes nach Frankreich verleitet, ist als falsch erwiesen. Die Unzufriedenheit der Franzosen mit Napoleon war in österreichischen Regierungskreisen eine fixe Idee von politischem Gewicht. (Cobenzl an Kutusow, 12. Oktober 1805, bei Angeli, Ulm und Austerlitz, Milit. Z. 1878, 302.) Schulmeisters Berichte waren gut. Erst als ihn Mack nach Stuttgart sandte, „um über die Revolution der Franzosen gegen ihren Kaiser Erkundigungen einzuziehen,“ gab der schlaue Mann die österreichische Partie verloren und diente fortan dem Gegner allein. Wenn Paul Müller, L'espionnage militaire sous Napoléon I., die Meinung vertritt, Schulmeister habe zwar Mack richtig informiert, ihn aber durch einen zweiten vertrauten Spion im Glauben an den Rückzug der Franzosen erhalten lassen, so sind dafür keinerlei Beweise vorhanden. Vielmehr beginnen die Berichte Schulmeisters an Savary, die er mitteilt, erst am 17. Oktober. Auch Alombert in der Revue d'histoire, 1902, p. 1331 ff., Okt. bis Dez., gibt eine der hier gebotenen gleiche Darstellung der Sache.

unterdes die einzelnen napoleonischen Korps um den Feind, jede vorgeschobene Abteilung desselben mit großen Verlusten auf Ulm zurückwerfend und schließlich die Stadt beschießend und zur Übergabe auffordernd. Dabei waren namentlich der Sieg Neys bei Elchingen am 14. Oktober und der Widerstand Duponts bei Haslach entscheidend. Kaum daß es noch dem Erzherzog gelang, sich auf eigene Faust mit zwei Bataillonen und elf Eskadronen, an die sich dann noch vier anschlossen, über Göppingen nach Nördlingen und weiter nach Böhmen durchzuschlagen. Nun erst erwachte Mack aus seinem Traume. Am 16. Oktober erklärte er sich zu Unterhandlungen bereit, und am 17. waren sie abgeschlossen. Wenn binnen einer Woche — lauteten die Bedingungen — kein Entsatz kommt, ist die Armee von Ulm kriegsgefangen mit Ausnahme ihrer Offiziere, die auf Ehrenwort frei ausgehen; ein Tor wird den Franzosen geöffnet, damit sie eine Brigade in die Festung legen. Aber als ob es der Verwerflichkeit noch nicht genug wäre, ließ sich Mack in einer Besprechung mit Napoleon dahin bringen, daß die Kapitulation schon am 20. Oktober perfekt wurde. An diesem Tage legten drei österreichische Korps, jetzt nur noch 25.000 Mann, vor dem Feinde die Waffen nieder, der in den bisherigen Einzelgefechten bei Elchingen, Wertingen, Memmingen, Günzburg, Haslach ebensoviel Gefangene gemacht hatte. „Die Schande, die uns erdrückt" — schrieb der österreichische Hauptmann de l'Ort in sein Journal — „der Kot, der uns bedeckt, ist unauslöschbar. Während die Bataillone die Waffen strecken, unterhält sich Napoleon in der einfachsten Kleidung in der Mitte seiner gestickten Marschälle mit Mack und mehreren unserer Generale, die er, nachdem sie defilierten, zu sich berufen hat. Der Kaiser in der Uniform eines gemeinen Soldaten, mit einem grauen, an den Ellbogen und an den Schößen verbrannten Mantel, einen eingedrückten Hut ohne Unterscheidungszeichen auf dem Kopfe, die Arme auf dem Rücken gekreuzt und an einem Lagerfeuer sich wärmend, sprach mit Lebhaftigkeit und gab sich ein gutmütiges Aussehen." Er hatte einen fast unblutigen Sieg errungen. „Ich habe meinen Zweck erreicht," schrieb er tags vorher an Josephine,

„ich habe die österreichische Armee durch bloße Märsche zerstört.“ In der Tat, außer einem Korps unter Kienmayer, welches von Mack getrennt worden war und an den Inn zurückmarschierte, außer den Verstärkungen, die aus Tirol herangerückt waren und nun wieder dahin zurückwichen, und der Reiterschar, mit der der Erzherzog entflohen war — die zwei Bataillone wurden gefangen — hatte Österreich auf diesem Schauplatz alles verloren.*)

Natürlich wirkte die Katastrophe von Ulm auf die anderen Armeeteile zurück. Erzherzog Karl sah sich genötigt, seine feste Stellung hinter der Etsch aufzugeben, um seine Truppen möglichst intakt aus Italien wegzubringen. Ein glücklicher Schlag gegen Massena bei Caldiero, am 30. und 31. Oktober, gestattete ihm, den Rückzug in aller Ordnung, wenn auch nicht ohne erhebliche Verluste, auszuführen und sich bei Marburg mit dem Erzherzog Johann, dessen Verbleiben in Tirol ebenfalls unmöglich geworden war, am 20. November zu vereinigen. So hatte das Schicksal Macks den ganzen österreichischen Kriegsplan umgeworfen: aus der Offensive ward Kaiser Franz in die Defensive gedrängt, und all seine Hoffnung beruhte zunächst nur noch auf den Russen, da Erzherzog Karl dreimal so weit von der Hauptstadt entfernt war als der Feind und sich seiner Subsistenz wegen der ungarischen Grenze nähern mußte. Es war ein hartes Schicksal, sich mit

*) Mack hat sich später zu rechtfertigen gesucht: das Verhalten des Erzherzogs, das seiner Generale, die Verletzung des ansbachischen Gebietes seitens der Franzosen trügen die Schuld. Aber die Untersuchung hat bald die Hinfälligkeit dieser Ausflüchte und in ihm allein den Schuldigen erkannt. Er verlor Rang und Ehren und für zwei Jahre die Freiheit. Die Geschichtsschreibung hat dieses verdammende Urteil voll bestätigt. Nur die unerwartete Verletzung der preußischen Neutralität wurde auch in Regierungskreisen als eine der Ursachen des Mißgeschicks der Armee festgehalten. Wenigstens machte sie Kaiser Franz in einem Briefe an Friedrich Wilhelm III. vom 25. Oktober 1805 geltend: „Die Verletzung des Gebietes Eurer Majestät, die sich Kaiser Napoleon erlaubte, indem er 100.000 Mann (!) seiner Truppen durch das Markgrafentum Anspach marschieren ließ, kostet mir fast meine ganze deutsche Armee. Ich sowohl, wie meine Generale, mußten mit einer so sehr respektierten Neutralität, wie diejenige Eurer Majestät, rechnen und es als unmöglich ansehen, daß Frankreich einen so mächtigen Fürsten derart herausfordern könnte“ (W. St. A.).

fremden Truppen verteidigen zu müssen. Und sehr innig war der Bund mit Rußland schon deshalb nicht, weil Alexander das Streben der Österreicher nach der Beherrschung Italiens im Grunde perhorreszierte, wie es Paul I. verurteilt hatte. Doch hielt jetzt die gemeinsame Gefahr die Alliierten noch aneinander fest.

Fast zur selben Zeit aber, wo die Koalition gegen Frankreich auf dem Kontinent einen so harten Stoß erlitt, errang sie auf dem Meere einen ewig denkwürdigen Sieg. Villeneuve war seit August mit der vereinigten französisch-spanischen Flotte in Cadix stehen geblieben, unablässig von Napoleons Ungnade verfolgt. „Villeneuve", hatte dieser in ungerechtem und wohl auch nicht ganz echtem Zorn an den Marineminister geschrieben, nachdem er von Boulogne bereits aufgebrochen war, „ist ein Elender, den man mit Schande fortjagen sollte; ohne Kombinationsgabe, ohne Mut, ohne Interesse für das Allgemeine, würde er alles opfern, um nur seine Haut zu retten." Jetzt befahl er dem Admiral, den er doch hätte absetzen müssen, wenn dessen Schuld wirklich so groß gewesen wäre, aus Cadix auszufahren, zur Unterstützung Saint-Cyrs nach Neapel zu steuern und auf dem Wege die Engländer in jedem Falle, wo er ihrer Schiffszahl überlegen war, anzugreifen. Eine neuerliche Vorstellung Villeneuves, daß sich seine Eskadre im schlechtesten Zustande befinde, daß namentlich die spanischen Schiffe zum großen Teil von Matrosen bedient seien, die nie ein Seemanöver mitgemacht hätten, und daß daher die Chancen im Gefecht die unglücklichsten wären, hatte keinen Erfolg. Er mußte auslaufen und sich alsbald zur Schlacht bereiten, da er sofort auf Nelson stieß, der seinen dreiunddreißig Linienschiffen momentan nur siebenundzwanzig entgegenstellte, nachdem er sechs von seinen dreiunddreißig detachiert hatte, um Proviant zu holen. Das waren nun vortrefflich gerüstete Fahrzeuge, mit erfahrenen Leuten bemannt, die dem Kommando des genialsten Admirals der ersten seefahrenden Nation unterstanden, während die verbündete Flotte, namentlich in den letzten Tagen, viel durch Desertion von Matrosen an Manövrierfähigkeit eingebüßt hatte. Der Ausgang war nicht zweifelhaft. Nelson änderte die

hergebrachte Taktik des Angriffs, indem er seine Flotte in zwei Angriffskolonnen formierte, um damit an zwei Stellen die lange Linie des Feindes in drei Teile zu teilen und diese einzeln zu überwältigen.. Villeneuve hatte diese Absicht zwar bemerkt, konnte sie aber mit seinem schlechten Material nicht parieren, und so ging die Seeschlacht beim Kap Trafalgar am 21. Oktober 1805 für Napoleon verloren. Von den französischen Schiffen gerieten achtzehn in die Hände des Feindes, darunter das Admiralschiff mit Villeneuve, elf flüchteten nach Cadix zurück, die anderen suchten das Weite, um schließlich ebenfalls gefangen zu werden. An siebentausend Mann, zu zwei Dritteln Franzosen, waren in dem furchtbaren Kampfe gefallen, die Engländer hatten kaum das Viertel an Mannschaft verloren, darunter aber freilich einen Mann, der mehr als eine Flotte aufwog: Nelson selbst. Villeneuve sollte ihm bald nachfolgen. Von der Wut seines Monarchen gepeinigt, der ihm seinen eigenen Irrtum nicht verzeihen konnte, und vor ein Kriegsgericht berufen, gab er sich — aus der Gefangenschaft alsbald heimgekehrt — den Tod. Wir hören, daß der Kaiser an den 21. Oktober nie erinnert sein wollte und daß die Opfer dieses Kampfes bei ihm nur ein ungnädiges Gedächtnis fanden. Freilich war bei Trafalgar auch mehr entschieden worden als eine Schlacht. Das Geschick eines ganzen Weltteils hing davon ab, daß die Engländer nunmehr endgültig ihre unbedingte Herrschaft zur See behaupteten und von einem direkten Angriff auf ihr Land kaum je wieder die Rede sein konnte.

Dadurch war der Erfolg von Ulm getrübt. Es bedurfte neuer Siege, um den Glanz des Empire wieder herzustellen. Napoleon, der noch nichts von der Niederlage seiner Flotte wußte, zog jetzt eilig den Russen nach, die zwar am Inn angekommen waren, sich hier mit dem Kienmayerschen Korps vereinigt, bei der Nachricht vom Schicksale Macks aber sofort den Rückzug angetreten hatten. Er hoffte, der Feind werde sich ihm an der Traun oder an der Enns stellen; da wollte er ihn schlagen, dann im Triumph auf die Hauptstadt losgehen und dort den Frieden diktieren. Kutusow jedoch, der Führer der Russen, den Kaiser Franz zum Oberbefehlshaber

ernannt hatte, trachtete in erster Linie danach, sich auf die heranrückende zweite russische Armee unter Buxhoewden zurückzuziehen; er ließ sich nicht erreichen und wich schließlich über die Brücke bei Krems auf das linke Donauufer aus, um von hier nordöstlich über Znaim nach Brünn zu gehen. Murat war mit der Kavallerie dem Gegner am nächsten geblieben, von seinem Schwager unablässig zur Eile getrieben. Daß er nun dem Feinde nicht aufs andere Ufer folgte, sondern nach Wien weitereilte, zog ihm bittere Vorwürfe zu. Vom Stifte Melk aus schrieb ihm Napoleon am 11. November: „Sie haben die Ordre empfangen, den Russen auf der Ferse zu bleiben. Ich suche mir vergebens Ihr Verhalten zu erklären. Sie haben mich um zwei Tage gebracht und nur an den Ruhm gedacht, in Wien einzuziehen. Aber es gibt keinen Ruhm, wo es keine Gefahr gibt.“ Der Kaiser sah zugleich eine jenseits des Stromes ungedeckt marschierende Division unter Mortier gefährdet, die in der Tat noch am selben Tage bei Dürrnstein von den Russen nahezu aufgerieben wurde. Daß zur gleichen Zeit ein österreichisches Korps unter Merveldt, das sich bei Steyr von Kutusow getrennt hatte, um die Alpeneingänge zu decken, von Davout nördlich von Leoben getroffen und in einem fluchtartigen Rückzuge nach Graz gejagt wurde, war kein Ersatz.

Aber Napoleon wußte die neue Situation dennoch zu nützen. War Murat nun einmal im Marsch auf Wien, dann sollte er sich dort des Flußüberganges versichern und, von zwei Armeekorps gefolgt, nordwestlich nach Znaim rücken, um Kutusow so den Weg nach Mähren zu versperren. Da Eile not tat, war viel daran gelegen, zu verhindern, daß die Wiener die Taborbrücke abbrachen. Dieser Aufgabe zeigte sich Murat durchaus gewachsen. Am 13. rückte er in die Stadt ein und marschierte alsbald durch dieselbe nach der Brücke, die in drei Absätzen die Arme des Stromes überspannte. Die Garnison, 13.000 Mann, war unter dem Kommando eines Fürsten Auersperg aufs andere Ufer gezogen. Sie hatte die Weisung, beim ersten Herannahen der Franzosen die mit Brandstoff belegten Joche sofort in Flammen zu setzen. Nun wußte aber Murat dem Befehlshaber vorzuspiegeln, es seien Waffenstill-

standsunterhandlungen zum Abschluß gelangt und der Friede in nächster Aussicht, und Auersperg und seine Offiziere, Kienmayer ausgenommen, glaubten den Versicherungen des Feindes um so mehr, als General Bertrand sein Ehrenwort dafür in die Schanze schlug. Die Brücke wurde nicht abgebrannt, die Franzosen überschritten sie, und nur mit Mühe rettete der österreichische General für seine Truppen die Möglichkeit, auf der Brünner Straße fortzumarschieren.

Die Angaben Murats waren bloß eine Kriegslist gewesen. Zwar hatte Kaiser Franz, einer durch Mack überbrachten Anregung Napoleons folgend, am 3. November einen General zu ihm gesandt, der seine Bedingungen für Waffenstillstand und Frieden erfahren sollte; aber sie waren viel zu hoch: Abtretung Venetiens, Tirols und Vorderösterreichs, und wurden abgelehnt. So beruhte die Hoffnung der Österreicher wieder nur darauf, daß Kutusow seine Vereinigung mit der zweiten Kolonne bewerkstelligen und dann durch einen entscheidenden Schlag den Feind zum Nachgeben zwingen möchte.

Für Napoleon dagegen, der am 13. November triumphierend in Wien eingezogen war, kam alles darauf an, den Russen, dem eine französische Heeresabteilung folgte, indes Murat mit den Korps von Davout und Lannes gegen seine rechte Flanke operierte, zwischen zwei Feuer zu bringen. Das schien gelingen zu sollen, und man glaubte schon vor der Entscheidung zu stehen. Kutusow, der seine Lage deutlich erkannt hatte, war in Gewaltmärschen weitergegangen; nun bedurften infolgedessen seine Truppen notwendig ein paar Ruhetage. Er hatte allerdings vor den nachrückenden Franzosen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, dagegen stand vom Süden her die Gefahr in unmittelbarer Nähe. Diese mußte beschworen werden. Er sandte seinen Unterfeldherrn Bagration mit einigen tausend Mann auf die Straße, die Murat heranzog, um ihn aufzuhalten und so die Rast und den Weitermarsch der Hauptarmee zu decken. Nördlich von Hollabrunn traf Murat, der augenblicklich nur einen Teil des Lannesschen Korps bei sich hatte, auf den Gegner, glaubte die feindliche Hauptmacht vor sich zu sehen und wollte nicht angreifen, ohne sich verstärkt zu haben. Um die hierzu nötige

Zeit zu gewinnen, schlug er zum Schein einen Waffenstillstand vor, auf welchen Antrag Kutusow, dem nichts gelegener kam, nach absichtlichem Zögern einging. Es ward in der Tat ein Dokument verfaßt, worin sich der Russe — ebenso zum Scheine — verpflichtete, aus Österreich abzumarschieren, sobald Napoleon den Vertrag ratifiziert haben würde; er hatte seine Rasttage gewonnen. Als Napoleon dann in Schönbrunn, wo er residierte, die Sache erfuhr, war er außer sich über die gelungene List des Feindes, der jetzt unter Zurücklassung Bagrations bereits nach Norden entkommen war, um sich bei Pohrlitz vor Brünn mit der Wiener Garnison und bei Wischau mit der zweiten russischen Armee zu vereinigen. Was half es nun, daß Bagration von Murat am 16. November mit großer Übermacht besiegt und zum Rückzuge gezwungen ward? Nein, der Name Hollabrunn sollte nicht auf dem Pariser Arc de triomphe stehen.

Napoleon hatte seine Aufgabe nicht gelöst. Kutusow war entwischt und konnte jetzt unter den Kanonen von Olmütz weitere Verstärkungen abwarten, die General Essen schon nahe herangebracht hatte, während eine Abteilung von 45.000 Mann unter General Bennigsen auf Breslau im Anmarsch war. In Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand ein Korps gesammelt, das gleichsam den rechten Flügel der russisch-österreichischen Aufstellung bildete. Erzherzog Karl marschierte auf Marburg mit der Absicht, über Körmend und Raab nach Wien zu gelangen. Außerdem hatte sich auch die politische Stellung der Verbündeten wesentlich gebessert. Preußen schien endlich doch noch gewonnen. Der rücksichtslose Durchzug der Franzosen durch das Ansbacher Gebiet hatte plötzlich die Gesinnung Friedrich Wilhelm III. geändert. Man hatte seine Neutralität verletzt und ihn selbst in dem Meisterwerke seiner Politik — dafür hielt er sie — gekränkt. Er gab jetzt dem Andringen Rußlands, das für seine Truppen Passage begehrte, nach und ließ sich vom Kaiser Alexander, der Ende Oktober nach Berlin kam, zwar nicht zur augenblicklichen Teilnahme am Kriege, wohl aber zu einem Abkommen auf der Grundlage bewaffneter Vermittlung bereden. Darin ward Preußen die Aufgabe, von Napoleon

die Freiheit Neapels, Hollands, der Schweiz, die Trennung der italienischen von der französischen Krone, die Entschädigung des Königs von Sardinien, kurz die Einschränkung des französischen Expansivsystems zu fordern und im Falle der Ablehnung mit 180.000 Mann der Koalition beizutreten, wofür es, nach einer geheimen Bestimmung, englische Subsidien und, gegen Tausch oder Entschädigung, Hannover erhalten sollte; Rußland und Österreich würden sich dahin verwenden (3. November 1805). Graf Haugwitz wurde zu Napoleon geschickt, um die Sache anzubringen. Bis Mitte Dezember konnte sie entschieden sein und die dann kriegsgerüstete preußische Armee einschreiten. Für die kämpfenden Russen hatte dieser Vertrag den großen Vorteil, daß sie sich, wenn sie in Mähren geschlagen wurden, nach Schlesien ziehen und dort von etwa 50.000 Mann aufgenommen werden konnten.

Man sieht, die Lage Napoleons war nicht günstig. Er hatte in Wien den Frieden zu diktieren gehofft und nun seine Operationslinie weit über seine Absicht verlängern und, um seine Flanken zu decken, viel von seinen Truppen detachieren müssen. Ney war nach Tirol, Marmont nach Steiermark, Davout an die ungarische Grenze, Bernadotte gegen Böhmen marschiert, und nur die Korps von Murat, Lannes und Soult standen zu seiner momentanen Verfügung. In dieser Situation, die er voll würdigte, erfuhr er von der Schwenkung Preußens und von der verlorenen Schlacht bei Trafalgar und mußte nun ernstlich darauf bedacht sein, durch Teilung der feindlichen Kräfte sich Erleichterung zu verschaffen. Trotz der Weigerung Franz II., Frieden unter den früher erwähnten Bedingungen zu schließen, hatte er doch nicht alle Beziehungen zu der Wiener Regierung abgebrochen, nach der Einnahme Wiens sich sogar neuerdings an den Kaiser von Österreich gewendet, und jetzt mit dem Erfolge, daß der österreichische Diplomat Stadion sich mit dem General Gyulai in sein Hauptquartier nach Brünn begab, um dort einen Vertrag zu bereden. Sie hatten die Aufgabe, mit dem preußischen Unterhändler Haugwitz zusammenzuwirken, der jetzt mit beabsichtigter Langsamkeit herankam, denn in Berlin war die kriegerische Wallung wegen der Ereignisse in Süddeutschland

schon wieder verflogen. Da ist es nun vom höchsten Interesse, zu sehen, wie Napoleon diese Kooperation zu stören weiß. Er sendet zuerst die österreichischen Abgesandten zu Talleyrand nach Wien, unter dem Vorgeben, er selbst werde dahin kommen; unterdes läßt er Haugwitz in Iglau aufhalten; und zu derselben Zeit schickt er seinen Generaladjutanten Savary zu Alexander I., der bei seiner Armee angelangt war, um Waffenstillstand und eine Unterredung zu verlangen, in der er — wie er dem Adjutanten des Zaren andeutete — Rußland die Türkei preisgeben wollte. Ging Alexander darauf ein und machte er Frieden, dann konnte Österreich aufs äußerste bedrückt werden, wenn nicht, dann mußte man allerdings mit dieser Macht auf neuer Basis unterhandeln. Das letztere geschah, denn der Zar blieb fest, und am 30. November erklärte Napoleon in einem Schreiben an Talleyrand, er solle von Österreich nicht mehr ganz Venetien und Tirol, sondern nur die Kreise von Legnago und Verona mit der Klause für das Königreich Italien, Augsburg, Eichstädt, den Breisgau und die Ortenau für die süddeutschen Allierten fordern, das übrige Venetien würde dann freilich nicht bei Österreich bleiben, sondern, etwa als Königreich, an den Kurfürsten von Salzburg kommen, dessen Land an den Donaustaat überginge.*) Aber auch Stadion blieb fest; wenigstens wollte er nicht ohne Haugwitz' Mitwirkung unterhandeln. Dieser hinwieder, dem — wie er selbst später dem französischen Gesandten erzählte — von seinem Könige der mündliche Auftrag erteilt worden sein soll, unter allen Umständen den Frieden zwischen Frankreich und Preußen zu erhalten, und der in Brünn Vorbereitungen zu einem Zusammenstoß bemerkt hatte, wollte offenbar erst dessen Ausfall kennen und ging nicht aus sich heraus. Er begnügte sich damit, insgeheim zu verbreiten, Preußen werde der Freund Frankreichs bleiben,

*) Nach einer Kopie des Briefes im Wiener Staatsarchiv lautet der entscheidende Satz, zum Unterschiede von dem Text in Corresp., XI., 9532: „Die österreichischen Truppen würden das venezianische Land nicht betreten dürfen, und der Kurfürst befände sich in der größten Abhängigkeit (dépendance statt indépendance); das könnte sich dann, wenn man will, „Königreich Venedig“ nennen.“ Abhängigkeit natürlich von Frankreich.

selbst wenn dieses alle seine Bedingungen ablehnen sollte, und in einem Gespräch mit Talleyrand am 1. Dezember die Friedensliebe seines Monarchen zu beteuern und wie es dessen Wunsch sei, zur Beilegung der Streitigkeiten das Seinige beizutragen.*)

Das war immerhin ein günstiges Moment, besserte aber noch keineswegs Napoleons Stellung. Da half ihm der Feind selbst aus der Verlegenheit. Er hatte es mit seinen eingeschränkten Kräften nicht gewagt, den Russen über Brünn hinaus zu folgen und sie in ihrer sicheren, durch einen festen Platz gedeckten Position anzugreifen. Aber die Russen taten, worauf er nimmer gehofft hätte: sie kamen zu ihm. Zu ihrem Unheil hatte sich der Zar an die Spitze des Heeres gestellt. Der junge Fürst — „er ist noch recht jung", hatte der Österreicher Stutterheim im Oktober von ihm geschrieben — brannte vor Ehrgeiz und drängte nach dem Ruhme, einen Bonaparte im Felde besiegt zu haben. Er wünschte die Offensive zu ergreifen, während doch das einzig Richtige darin lag, die Defensive so lange zu behaupten, bis die Verstärkungen herankamen, die Erzherzoge näher rückten, Preußen in Aktion trat. Es fehlte zwar nicht an abmahnenden Stimmen im

*) S. Bertrand, p. 287. und den Brief Stadions an Metternich in den Beilagen. Es wird heute vielfach (von Hüffer, Kieseritzky, Ulmann, S. 285 u. A.) bezweifelt, daß der König wirklich jene, dem Abkommen vom 3. November widersprechende Äußerung zu Haugwitz getan habe, wie sie Laforêt selbst aus des Letzteren Munde erfahren haben will (An Talleyrand, 5. Jänner 1806, bei Bailleu. II., 354). Max Lehmann in seinem „Scharnhorst," I., 354 und neuestens wieder in seinem „Stein," I., 392, hält es dagegen für wahrscheinlich. Es scheint seine Auffassung zu unterstützen, wenn Stein in einem Briefe vom 30. Jänner 1806 an Vincke (zit. Lehmann, I., 396) einen resignierten Ton bezüglich des Schönbrunner Vertrages anschlägt und, während er vorher nur Haugwitz dafür aufs bitterste beschuldigt hatte, jetzt „das Fehlen einer großen moralischen und intellektuellen Kraft in der Leitung des Staates," d. i. den König selbst verantwortlich macht. Nur hat noch später, in einer Denkschrift vom April 1806 (bei Ranke, Hardenberg, V., 369 ff.), Stein Haugwitz mit Bestimmtheit als „schamlosen Lügner" bezeichnet. Warum dann nicht auch Lügner Laforêt gegenüber? Sorel, VI., 488,hat Unrecht, in Haugwitz' Verhalten vor Austerlitz Arglist zu suchen. Es war nur Furcht; „pusillanimité qui explique tout" nannte es Talleyrand (Bertrand, p. 205).

Hauptquartier der Verbündeten, aber doch auch wieder nicht an solchen, die zurieten. Kutusow war für weiteres Zaudern, jedoch zu viel Hofmann, um dem Wunsche seines Herrn entschieden entgegenzutreten; froh, die Verantwortung los zu sein, fügte er sich. Unter denen, die Alexanders Absicht unterstützten, war insbesondere der als Generalstabschef ihm zugeteilte österreichische Oberst Weyrother, der ehedem Suworow in derselben Eigenschaft gedient hatte. Seine Meinung war, gegen den Feind vorzugehen, dessen rechte Flanke zu gewinnen und ihm die Verbindung mit Wien abzuschneiden. Im heimlichen Verständnis mit Alexander — Kaiser Franz, der sich auch beim Heere befand, damals aber erkrankt war, soll erst später davon erfahren haben — entwarf er hierzu den Plan, den der Zar am 28. November nach Berlin meldete.

Auf der andern Seite konnte Napoleon kein wichtigeres Interesse haben, als die Verbündeten möglichst bald zu schlagen, ehe die russischen Nachschübe ankamen, ehe Erzherzog Karl noch weiter nach Norden rückte und Preußen sich, wie nun auch er befürchtete, zur Tat entschloß.*) Mit um so größerem Staunen vernahm er, daß der Feind seinen Wünschen entgegenkam. Als er am 28. November durch einen Deserteur von dessen Vormarsch hörte, wollte er vorerst gar nicht daran glauben. „Berthier“ — erzählt Ségur in seinen Memoiren — „hielt dies für so unwahrscheinlich, daß er den Boten festzunehmen befahl, bis eine Ordonnanz von Soult die Nachricht bestätigte.“ Das Überraschende des Manövers und die den Franzosen momentan überlegenen Kräfte der Verbündeten (89.000 Mann gegen 65.000) boten den Letzteren immerhin einen Vorteil, den sie durch rasches Vorstoßen

*) „Bonapartes Interesse erheischte, keine Zeit zu verlieren, das unsrige, Zeit zu gewinnen. Er hatte alle Gründe, eine Entscheidungsschlacht zu wagen, wir, eine solche zu vermeiden. Ew. Majestät wird sich erinnern, daß ich damals in diesem Sinne wiederholt Vorstellungen machte und sie auch jedem mitteilte, der mich hören wollte. Man mußte den Feind durch kleine Kämpfe ermüden, das Gros der Armee außer seinem Bereiche halten, Ungarn gewinnen und sich mit dem Erzherzog in Verbindung setzen.“ (Czartoryski an K. Alexander im April 1806.) Nach der verlorenen Schlacht log Alexander dem König von Preußen vor, der Hunger habe ihn zur Offensive gezwungen (Bailleu, Briefwechsel, S. 88.)

vielleicht hätten ausnützen können. Weyrother scheint auch damit gerechnet zu haben. Aber dazu waren die Truppen und ihre Führung zu schwerfällig. Sie ließen Napoleon Zeit genug, seine Avantgarde zurückzunehmen und die detachierten Abteilungen Davouts und Bernadottes herzu zu kommandieren. Am 1. Dezember langten sie, 23.000 Mann stark, zwischen Brünn und Austerlitz an, wo der Kaiser, zu beiden Seiten der Straße und südlich bis Sokolnitz und Telnitz, seine Aufstellung genommen hatte.*) Um die nötige Frist zu gewinnen, hauptsächlich aber auch um sich über den Feind zu orientieren, hatte er Savary, der an der Spitze des Kundschafterwesens stand, nochmals zu Alexander gesandt und ihn um eine Unterredung ersucht, worauf der Zar ihm seinen Adjutanten Dolgorucky schickte, der die übertriebensten Friedensbedingungen, darunter auch die Herausgabe von Belgien, vorbrachte. „Gut," antwortete der Kaiser, „so werden wir uns schlagen." Dann entwarf auch er den Plan zur Schlacht.**) Die Bewegung des Feindes gegen seinen rechten Flügel war ihm nicht lange verborgen geblieben; auf sie baute er sein Kampfprojekt. Keine gewöhnliche Schlacht (bataille ordinaire) wollte er gewinnen, wie er seinen Generalen sagte, sondern eine entscheidende Aktion sollte es werden, die dem Gegner nicht ge-

*) „Wenn Sie eine Schlacht liefern wollen" — äußerte der Kaiser einmal um diese Zeit — „dann sammeln Sie alle ihre Kräfte; vernachlässigen Sie nicht eine einzige; ein einziges Bataillon entscheidet manchmal den Tag."

**) Wenn Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807, S. 9, nicht nur die zweite Sendung Savarys, sondern auch die oben erwähnten ermäßigten Bedingungen für Österreich im Briefe an Talleyrand vom 30. November mit dem Avancieren der Russen in Verbindung bringt und beides als Zeichen von Napoleons bedrängter Situation deutet, so dürfte dies schwer zu beweisen sein. Die Wahl Savarys ist doch zu bezeichnend, und für den Verlauf der Schlacht, die Napoleon und Talleyrand schon für den folgenden Tag erwarteten, kam der Abschluß der Verhandlungen mit Stadion gar nicht mehr in Rechnung. Talleyrand entwirft am 1. Dezember auf der vom Kaiser ihm empfohlenen Basis einen Vertrag und sendet ihn vorerst noch zur Genehmigung nach Brünn (S. Bertrand, Lettres inédites de Talleyrand, p. 201 f.). Es lag Napoleon, nachdem Haugwitz am 28. eingetroffen war, nur daran, das Zustandekommen des Dreibundes zu verhindern.

stattete sich zurückzuziehen und aufs neue zu sammeln; denn jeder geordnete kampffähige Rückzug der Russen konnte ihm, da er seine Situation nicht besserte, verderblich werden. Er wird deshalb nicht die gesicherte Position auf dem Plateau von Pratze einnehmen, die sich ihm darbietet, sondern sie dem Feinde überlassen, wird sogar seinen rechten Flügel provozierend vorschieben und die Flanke desselben bloßstellen, damit Alexander in seiner Absicht, denselben zu umgehen, bestärkt und bewogen werde, weit auszugreifen und dementsprechend sein Zentrum zu schwächen; dann wird er dieses dünne Zentrum durchbrechen und den Kampf damit entscheiden. Mit unendlicher Befriedigung sieht er denn auch am 1. Dezember die Russen zu dem Umgehungsmanöver Anstalten treffen. „Das ist ein jämmerliches Vorgehen!“ ruft er vor Freude zitternd und in die Hände klatschend seiner Umgebung zu. „Sie gehen in die Falle! Sie liefern sich aus! Vor morgen Abend ist diese Armee mein!“ Und in der Tat, am 2. Dezember 1805 sah noch die „Sonne von Austerlitz“ die Vernichtung des alliierten Heeres. Der Vorstoß gegen dessen Zentrum, das man von aller Kavallerie entblößt hatte, war von Soult mit großer Kraft unternommen worden und bereits um 11 Uhr vormittags vollständig gelungen: die Höhen von Pratze waren genommen, die feindliche Linie war zerrissen, der linke Flügel ganz abgetrennt und in Deroute, der rechte mit den Österreichern nach dem tapfersten Widerstande und in leidlicher Ordnung auf Austerlitz zurückgedrängt. Die Russen hatten an 20.000, das österreichische Korps unter Liechtenstein, der an Auerspergs Stelle gerückt war, an 6000 Mann eingebüßt. Jene, von den Österreichern und ihrer Rückzugslinie nach Olmütz abgeschnitten, aller Artillerie, Munition und Bagage verlustig, bewegten sich in regelloser Flucht auf der Straße nach Göding und Holitsch. „Es gab weder Regimenter noch Armeekorps mehr beim Heere der Verbündeten,“ berichtete Czartoryski, „sondern nur noch Horden, die ohne Ordnung marodierend davongingen. Auf dem Wege nach Holitsch hörte man in den Dörfern nur wüstes Schreien der Leute, die im Weine ihr Mißgeschick zu vergessen suchten.“ Alexander selbst, der in Gefahr geraten war, gefangen zu

werden, konnte sich nur durch eine Notlüge aus derselben befreien.*)

Eine der glänzendsten Schlachten war für Frankreich gewonnen.**) „Soldaten!“ — wandte sich der Sieger an seine Truppen — „ich bin mit Euch zufrieden! Ihr habt am Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von Eurer Unerschrockenheit erwartete, und habt Eure Adler mit unvergänglichem Ruhme geschmückt. Als das französische Volk mir die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, da vertraute ich auf Euch, damit ihr für immerdar die Glorie erhalten bleibe, die ihr in meinen Augen einzig Wert verleiht. Wenn hier alles, was unseres Vaterlandes Glück und Wohlfahrt heischt, erreicht

*) Siehe das Billet, in dem der Zar erklärt, es sei ein Waffenstillstand bereits geschlossen, der doch erst verabredet werden sollte, bei Méneval, Mémoires, I., 455, 227.

**) Militärische Schriftsteller datieren seit Austerlitz eine neue Epoche in der Geschichte der Schlachtenkämpfe. Jomini sagte, die großen Feldschlachten unserer Tage schrieben sich von 1805 her, und ein neuerer Erzähler der Napoleonskriege führt den Gedanken folgendermaßen aus: „In dieser ersten napoleonischen Schlacht erkennt man sogleich alle jene Merkmale, welche die neueren Schlachten von denjenigen des fridericianischen Zeitabschnittes unterscheiden. In den Letzteren wurde die gesamte Armee einheitlich in Bewegung gesetzt, sie konnte und mußte während des ganzen Verlaufes der Schlacht manövrierfähig in der Hand des Führers bleiben. Wurde ihr festes Gefüge an einer Stelle gebrochen, so war sie geschlagen. In der neueren Schlacht kann das Zentrum durchbrochen werden, während die umfassenden Flügel den Sieg erringen, kann ein Flügel vernichtet werden, während der andere den Feind erdrückt, ja, in einer gut geleiteten Schlacht wird man immer auf einem Teile des Schlachtfeldes dem Gegner einen solchen Erfolg einräumen, um dafür auf dem zur Entscheidung gewählten Punkte mit Übermacht auftreten zu können.“ (York, I., 241.) Doch ist auch über diese Schlacht in den Bulletins des Siegers viel Legendenhaftes verbreitet worden. Am längsten erhielt sich die Fabel von den 20.000 Russen, die in den Teichen von Satschan und Mönitz ihren Tod fanden. (Corresp., XI., 9541, 30. Bulletin.) Deutsche und österreichische Kriegsschriftsteller haben die Sache nie geglaubt. Heute kennen wir die Protokolle, die bald nach der Schlacht aufgenommen wurden. Man hat in dem einen Teiche nur zwei erschossene Russen gefunden, die vom Rande hineingefallen waren, in dem andern gar keine Menschenleichen. (S. Slovak-Janetschek, Die Schlacht bei Austerlitz, S. 98 ff. nach den Dokumenten der Chirlitzer Gutsherrschaft und anderen gleichzeitigen Aufzeichnungen).

sein wird, will ich Euch nach Frankreich zurückführen. Dort sollt Ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Fürsorge sein. Mein Volk wird Euch mit tausend Freuden wiedersehen, und falls nur einer von Euch sagt: „Ich bin bei Austerlitz dabei gewesen," wird jeder sofort erwidern: „Hier steht ein tapferer Mann."

Napoleon hatte Recht. Der Sieg vom 2. Dezember war kein „gewöhnlicher", er bedeutete den Frieden. Wir sahen, wie er kurz zuvor, seiner gefährlichen Position entsprechend, die Friedensbedingungen herabgemindert hatte: jetzt war die Lage der Dinge gänzlich verändert. Am 3. Dezember schon schreibt er an Talleyrand nach Wien: „Alle Unterhandlungen sind null und nichtig, da sie offenbar nur eine Kriegslist waren, um mich einzuschläfern. Sagen Sie Herrn von Stadion, daß ich mich durch diese List nicht habe täuschen lassen und daß jetzt, wo die Schlacht verloren ging, auch die Bedingungen nicht mehr dieselben sein können."

Im Hauptquartier der Alliierten einigte man sich dahin, daß Kaiser Franz vom Sieger eine Unterredung begehren und Waffenstillstand fordern solle. Dem Ansinnen wurde willfahrt, und am 4. Dezember fand bei Nasiedlowitz, auf der Straße zwischen Austerlitz, wo jetzt der Franzosenkaiser residierte, und Holitsch, wohin sich die verbündeten Monarchen zurückgezogen hatten, die Besprechung wirklich statt. Viel Unrichtiges ist über sie verbreitet worden.*) Der Franzosenkaiser benahm sich durchaus nicht, wie erzählt ward, brüsk und unhöflich, sondern sehr artig und zuvorkommend. Er war bereit, die verlangte Waffenruhe zu bewilligen, wenn die Russen, deren Armee er umstellt habe, sofort in ihre Heimat zurückkehren wollten. Auch über den Frieden sprach man. Wollte auch Rußland jetzt gleich denselben mit abschließen — allerdings unter der Bedingung, daß es den Engländern sein Gebiet versperrte — so sollte Österreich jede

*) Namentlich durch Napoleons Bulletin, so daß Kaiser Franz den Grafen Stadion beauftragte, die ihm dort in den Mund gelegten Äußerungen als unwahr zu kennzeichnen, was dann in einem Schreiben nach Berlin geschah. (S. Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns, I., 332).

Landabtretung erlassen werden, wenn nicht, so würde ein Separatabkommen der Donaumacht den Verlust Venedigs an das Königreich Italien und Tirols an Bayern auferlegen. Die letztere Bedingung — bezüglich Tirols — ließ Napoleon auf Franzens Andringen fallen. Von der Entrevue heimgekehrt, verständigte der Kaiser von Österreich alsbald seinen Verbündeten von den Forderungen des Siegers, aber auch davon, daß er bereit sei, weiter zu kämpfen, wenn ihm Rußland zur Seite bleiben wolle. Dazu jedoch war Alexander durchaus nicht zu bewegen. So leichtsinnig er die Gefahr herausgefordert hatte, so wenig war er darnach geartet, sie in ihren Folgen zu bestehen. Er sprach nur davon, den Schauplatz seines Mißgeschicks verlassen zu wollen. Auf den Frieden unter der angegebenen Bedingung wollte er nicht eingehen, da die englische Zufuhr für Rußland eine Lebensfrage bedeutete und die Engländer seinerzeit eine ähnliche Maßregel Pauls I. durch wirksamen Haß gegen ihn vergolten hatten. So blieb denn nur noch übrig, daß er die Trümmer seiner Armee in Sicherheit brachte. Er ließ dem Kaiser Franz antworten, er möge nicht mehr auf ihn rechnen, und reiste am 6. Dezember ab. An demselben Tage wurde der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Österreich unterzeichnet.*)

*) Noch in neueren Darstellungen findet man die Angabe, Österreich habe sich alsbald nach der Schlacht von Rußland getrennt, während doch der Zar es war, der seinen Alliierten im Stiche ließ. Dies bezeugen selbst Quellen, die aus dem russischen Lager stammen, wie J. de Maistre's Correspondance, éd. Blanc, p. 267 und Czartoryskis Mémoires, I., 411, II., 126—129. Der Letztere sagte es dem Zaren ins Gesicht. Außerdem heißt es in einem Briefe Stadions an Metternich, (zitiert von Beer, Zehn Jahre, S. 205) der Rückmarsch der Russen sei zwar von Alexander nicht gerade offen begehrt, wohl aber eifrigst angestrebt worden (Der Brief wird im Anhang mitgeteilt). In dem Schreiben an Talleyrand vom 4. Dezember (Corresp., XI, 9542) erzählt Napoleon, Franz habe auch für die Russen einen Waffenstillstand verlangt und auf die Bedingung ihres sofortigen Abmarsches geantwortet, „das sei ohnedies die Absicht des Kaisers Alexander“. Siehe auch bei Wertheimer, a. a. O. die Zitate aus einem orientierenden Schreiben des Erzherzogs Joseph an Erzherzog Karl. Schon in einer Denkschrift vom 3. März 1805 hatte der Letztere unter seinen Argumenten wider den Krieg die Unzuverlässigkeit der Russen angeführt und mit dem Hinweis auf die Erfahrungen vom Jahre 1799, die Frage auf-

In den Unterhandlungen über den Separatfrieden, zu dem sich Franz durch den Rückzug der Russen bemüßigt sah, hatte Österreich jetzt außer seinen eigenen Kräften nur noch den guten Willen Preußens in Rechnung zu bringen. Aber auch dieser sollte ihm entgehen. Vorsorglich hatte Napoleon in den Vertrag über den Waffenstillstand die Bedingung aufgenommen, daß während desselben fremde Truppen den österreichischen Boden nicht betreten durften, und dann sofort die Unterhandlungen mit Haugwitz allein in Wien aufgenommen, nachdem Talleyrand in Brünn mit Liechtenstein und Gyulai — Cobenzl tauchte erst jetzt wieder in Holitsch auf — am 12. Dezember nicht zum Abschluß gekommen war. Dabei unterstützte ihn wesentlich die etwas unbegreifliche Forderung der Österreicher, den Erzherzog Ferdinand für das an Bayern ver-

geworfen „ob Rußland unter allen denkbaren und möglichen Fällen und Umständen auch ausharren wird?" (Angeli, Erzherzog Karl, III., 214). In einem Vortrage vom 28. November 1811 warnt Metternich den Kaiser vor dem „furchtsamen Rußland, das bereits zweimal seine Alliierten ihrem eigenen traurigen Schicksal überließ" (Nachgelassene Papiere, II., 430). Am 30. Jänner 1814 schreibt derselbe Minister an Schwarzenberg: „Gott behüte Sie vor einer großen Niederlage, denn Kaiser Alexander läuft dann ohne aufzuhalten nach Petersburg" (Klinkowström, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, S. 805). Dem dreisten Vorwurfe, den die Russen später ganz offiziel gegen die Österreicher erhoben, sie hätten sich bei Austerlitz nicht gut geschlagen, ist Napoleon im „Moniteur" mit beißender Ironie entgegengetreten. „Die das Schlachtfeld gesehen haben" — hieß es darin — „werden bezeugen, daß es dort, wo der Hauptstoß stattfand, mit Österreichern bedeckt war, während anderorten nur russische Tornister lagen" (Corresp., XII., 10032). Was der „junge" Zar seiner Gemahlin erzählt haben mag, um seine rasche Rückkehr zu beschönigen, erfährt man aus einem Briefe derselben an die Markgräfin von Baden vom 23. Dezember 1805, worin sie die Österreicher als ein „feiges, verräterisches, dummes, mit den häßlichsten Eigenschaften ausgestattetes Volk" denunziert, mit dem Winke, diese Dinge gütigst zu verbreiten (Obser, Karl Friedrich, V., 420). Nach Berlin vollends wurde nicht nur Dolgorucky, sondern auch Bruder Konstantin entsendet, um dort Alexander in ein möglich günstiges Licht und die Österreicher in den tiefsten Schatten zu stellen. Mit Erfolg. Man glaubte wirklich, wie aus dem von Bailleu, Briefwechsel S. 93, mitgeteilten Konzept eines Schreibens des Königs an den Zar vom 7. Januar 1806 hervorgeht, Dieser habe sich in dem Augenblicke bewundernswürdig benommen, „wo der Alliierte seinen Mut nicht zu teilen wußte."

lorene Salzburg mit Hannover zu entschädigen.*) Er brauchte diesen Passus in dem Berichte Talleyrands nur Haugwitz mitzuteilen, und Preußens Politik war an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Er konnte es daraufhin unternehmen, die Neutralität Preußens gar nicht mehr gelten zu lassen, sondern ein enges Schutz- und Trutzbündnis mit dieser Macht zu fordern, demzufolge Friedrich Wilhelm das Fürstentum Neufchâtel an Frankreich, die Markgrafschaft Ansbach an Bayern, das Herzogtum Cleve einem von Napoleon zu bezeichnenden Fürsten überlassen, das bereits okkupierte Hannover dafür aber behalten und das neue „Königreich“ Bayern in dem Umfange anerkennen sollte, den es durch österreichische Abtretungen erreichen würde. Natürlich hatte es auch die „Staaten Frankreichs mit allen Vermehrungen in Italien“ zu garantieren. Das unterschrieb Haugwitz am 15. Dezember 1805, obgleich sich in Preußen bereits eine Viertelmillion Streiter versammelt hatten, Österreich noch die Armee Karls zur Verfügung stand, Alexander zwar in Berlin zu einem „Arrangement“ mit Frankreich geraten, seinem königlichen Freunde aber doch für alle Fälle zwei Armeekorps zur Verfügung gestellt hatte, so daß Napoleon solcher Übermacht kaum gewachsen gewesen wäre. Es war, wie Bismarck später darüber geurteilt hat: „eine ausgezeichnete Dummheit“.**) Durch sie hat damals Österreich auch den preußischen Rückhalt verloren und war nun isoliert dem Willen des Siegers preisgegeben.

Da war es denn die Frage: ob Napoleon selbst jetzt den Frieden herbeiführen oder ob er, die Gunst der Verhältnisse nützend, Österreich weiter noch bekriegen, weiter noch besiegen und dessen Macht für immer lahmlegen wollte. In seiner militärischen Umgebung fanden sich Stimmen genug — namentlich die des eigennützigen Murat — die der zweiten Ansicht das Wort redeten. Talleyrand dagegen war durchaus anderer Meinung. Und da dem gewinngierigen Manne bei einem Übereinkommen reicher Geldertrag sicher war, so suchte er den

*) Talleyrand an Napoleon, 13. Dezember 1805, bei Bertrand, p. 214, 216.

**) Zitiert von Ulmann, S. 302.

Kaiser zur Beendigung des Krieges und möglichst milder Behandlung Österreichs zu überreden. „Sie erniedrigen sich“ — so sprach er zu Napoleon — „wenn Sie nicht anders denken als Ihre Generale. Sie sind zu groß, um nur Soldat zu sein.“ Das verfing. Und war es im Grunde nicht auch das Richtige, die durch den Vertrag mit Preußen geschaffene Situation zu verwerten, ehe man vielleicht in Berlin anderen Sinnes wurde? Napoleon erklärte sich bereit Frieden zu schließen, und die Unterhandlungen nahmen ihren Fortgang. Nur von milden Bedingungen wollte er nichts wissen. „Friede ist ein leeres Wort,“ hatte er am 13. Dezember an Josephine geschrieben, „wir brauchen einen glorreichen Frieden.“ Nun hatte Talleyrand nicht mehr bloß, wie ehedem in Wien, das italienische Gebiet von Venedig, sondern Venedig in derselben Ausdehnung, wie es 1797 an Österreich gekommen war, d. h. samt Istrien und Dalmatien zu verlangen. Bald nachher schlug Napoleon das Versprechen in den Wind, das er Franz II. auf der Austerlitzer Landstraße gegeben hatte, und begehrte Tirol für Bayern. Kurz darauf heischte er auch das Innviertel und Österreichs Zustimmung zur Vertreibung des Königshauses Neapel. Vor der großen Schlacht hätte er sich mit 5 Millionen Gulden Kriegsentschädigung begnügt, jetzt forderte er 50 Millionen Franken, von denen er sich nur mit Mühe zehn Millionen abmarkten ließ. Talleyrand hatte recht, wenn er den Österreichern riet, rasch abzuschließen, denn bei Napoleon komme der Appetit mit dem Essen. „Jede Stunde“, schreibt Liechtenstein aus Preßburg, wohin am 20. Dezember die Unterhandlungen verlegt worden waren, „bringt neue Forderungen.“ Bei Kaiser Franz in Holitsch herrschten Verwirrung und Kleinmut. In der Verzweiflung dachte man sogar daran, nochmals die Waffen zu ergreifen.*) Aber Erzherzog Karl, der sogleich nach Ulm der

*) So schreibt Stadion an Metternich, 27. Dezember, aus Holitsch: „Noch ist der Friede nicht unterzeichnet und Napoleon könnte noch weitere Opfer fordern, die unser Herr nicht zugestehen dürfte.“ Für diesen Fall wäre Hilfe oder doch eine Demonstration von preußischer Seite erwünscht (S. Anhang). Napoleon hat später im Gespräche mit dem bayrischen Minister Montgelas erklärt, „daß seine Armee, durch

Meinung gewesen war, Österreich könne nur noch mit der Feder Erfolge erringen, riet aufs dringendste davon ab, und Franz fiel ihm bei. Minister Cobenzl, den die öffentliche Meinung als das Hindernis der Verständigung bezeichnete, mußte demissionieren, und Graf Stadion trat an seine Stelle. Endlich ward in der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember in Preßburg der Friede unterzeichnet.*) Ehe derselbe ratifiziert wurde, sollte Erzherzog Karl in einer persönlichen Begegnung mit Napoleon mäßigere Bedingungen erwirken. Die Entrevue fand statt, aber sie ergab kein Resultat, und am Neujahrstage 1806 setzte Österreichs Monarch seinen Namen unter einen der drückendsten Verträge, die diese Macht je geschlossen hat. Kaiser Franz gab heraus, was er im Frieden von Campo Formio als venezianisches Staatsland mit allen Dependenzen erhalten hatte: Venedig, Istrien, Dalmatien und Cattaro wurden mit dem Königreich Italien vereinigt. Nur widerwillig hatte ihm Napoleon Triest übrig gelassen, das er, wie Joseph wissen wollte, sich als Stützpunkt einer neuen

ihre Siege geschwächt, sich zwischen der Festung Olmütz, deren Belagerung zur Winterszeit und bei der Nähe der feindlichen Truppen kaum zu unternehmen war, und der volkreichen, übelgesinnten, schwer zu beherrschenden Hauptstadt Wien in einer sehr unvorteilhaften Lage befand, daß sohin deren Stellungen unsicher und schlecht unterstützt erschienen, um so mehr als Rußland, noch immer feindlich gesinnt, seine Streitkräfte jeden Augenblick wieder vorrücken lassen konnte, daß endlich auch Preußen zwar einen Vertrag unterzeichnet aber noch nicht ratifiziert hatte und durch seine Verbindung mit den beiden Kaisern die größten Verlegenheiten hätte bereiten können, so daß man bei richtiger Erwägung der Verhältnisse sich habe Glück wünschen müssen, daß der Wiener Hof so wenig beharrlichen Widerstand geleistet und so begierig nach Beendigung des Krieges getrachtet habe" (Montgelas, Denkwürdigkeiten, S. 124). Daß es damals wirklich in Wien gährte, berichtet auch Radetzky in seinen Erinnerungen a. a. O.

*) Zur Charakteristik Napoleons diene folgende Stelle aus seinem Briefe vom 25. Dezember 1805 an Talleyrand, worin der Minister angewiesen wird, am folgenden Tage abzuschließen. „Ist dies nicht möglich, so warten Sie und unterzeichnen erst am Neujahrstage. Denn ich habe meine Vorurteile und möchte gerne, daß der Friede von der Erneuerung des gregorianischen Kalenders datiere, von dem ich hoffe, daß er mir ebensoviel Glück bringen werde wie der bisherige" (Corresp. XI., 9613).

Unternehmung gegen Ägypten und Indien dachte. Österreich stimmte all den Veränderungen und Anstalten in Piemont, Genua, Parma, Lucca und Piombino zu, es erkannte die Kurfürsten von Bayern und Württemberg als Könige an, wozu sie durch Napoleons Gnade avanciert waren, und überließ dem Ersten Tirol mit Vorarlberg, Brixen und Trient, Passau und Eichstädt, Burgau und Lindau und kleinere Grafschaften und Besitzungen, dem Zweiten fünf Donaustädte mit ihren Gebieten, die Grafschaften Hohenberg und Nellenburg und einen Teil des Breisgaues. An Baden, dessen Kurfürst vorerst noch seinen Titel behielt, kam ein anderer Teil des Breisgaues, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Mainau. Der König von Bayern sollte Würzburg an den Kurfürst-Erzherzog von Salzburg abtreten, der das letztere Land an Österreich weiter zu geben hatte. Dieses zahlte vierzig Millionen Franken Kriegssteuer.*)

So war die Donaumacht aus Italien und Deutschland hinausgedrängt, während sich Frankreichs Machtgebiet im Süden bis an die Länder des Balkangebietes erstreckte; sie verlor über 1100 Quadratmeilen an Territorium, über dritthalb Millionen Seelen, an 14 Millionen Gulden jährlicher Einnahmen. Und für diesen ungeheueren Verlust empfing sie so gut wie keine Entschädigung. In diesem Punkte war nun allerdings Talleyrand nicht eines Sinnes mit seinem Herrn gewesen. Er hatte der Schonung Österreichs das Wort geredet und schon bei Beginn des Feldzuges an Napoleon geschrieben: „Heutzutage sind die Türken nicht mehr furchtbar für Europa. Sie haben vielmehr alles für sich selbst zu fürchten. Aber an ihre Stelle sind die Russen getreten. Österreich ist immer noch das sicherste Bollwerk, das Europa ihnen entgegenzusetzen hat, und gegen sie muß man es jetzt kräftigen.“ Er brachte schon damals und später, während der Friedens-

*) De Clercq, II., 145 ff. Daß die Kriegssteuer nicht höher bemessen wurde, war Talleyrand zu danken, der für diesen Dienst, wie ihm Napoleon später vorwarf, sich hatte bezahlen lassen. Dieser nannte im Jahre 1809 den Frieden einen „infamen Vertrag“, ein „Werk der Korruption“ und Talleyrand einen „Dieb“. (Metternich, Nachgelassene Papiere, II., 275, Pasquier, Mémoires, I., 358.) Talleyrand selbst rühmte sich später, Österreich bessere Bedingungen verschafft zu haben

unterhandlungen, die Moldau, die Walachei, Bessarabien und das nördliche Bulgarien zur Schadloshaltung des Wiener Hofes in Vorschlag.*) Aber er drang nicht durch, nicht bei den Österreichern, die darin richtig nur den Anstoß zu Streit und Hader mit Rußland erblickten und auf ihre mitteleuropäische Großmachtstellung doch noch nicht endgültig verzichten wollten, und vor allem nicht bei Napoleon, zu dessen Plänen es vielleicht jetzt schon gehörte, dereinst den ganzen Orient unter seinen Willen zu beugen. Denn das war eben die weite Kluft, die ihn von Talleyrand wie von allen patriotischen Franzosen trennte, daß Diese zwar ein starkes, nationales, vorherrschendes Frankreich wünschten, daneben aber doch noch ein System gegengewichtiger Mächte zuließen, während Jener in ganz Europa nur noch seine eigenste Domäne erblickte. In Frankreich war die Revolution erloschen, und für ihre erobernden Tendenzen gab es dort keine Sympathien mehr; in Europa aber lebte sie fort; allerdings nur in einer einzigen Person; diese jedoch vermaß sich mit starken Kräften der Herrschaft über den ganzen Erdteil.

Drittes Kapitel.

Napoleonische Gründungen. Zwist mit Preußen.

Die Schlacht am 2. Dezember 1805 ist eine der vier Bataillen, die für das Herrscherleben Napoleons vor den übrigen von Entscheidung waren. Hatte ihm der Tag von Marengo die Gewalt über Frankreich gesichert, so befestigte der von Austerlitz sein Übergewicht in Europa; dieses sollte er erst wieder bei Leipzig, jene bei Waterloo endgültig verlieren. In Mähren hatte einen Augenblick lang sein ganzes System einer persönlichen Weltregierung auf dem Spiele gestanden. Denn was die gelungenen Rückzugsmanöver der Russen in Frage gestellt hatten, war vor allem sein Ansehen bei der Armee gewesen, mit der allein er seinen Traum verwirklichen konnte. Das geniale Manöver von Ulm, die Überrumpelung von Wien

*) Bertrand, p. 161, 211.

und die Wegnahme der Donaubrücken waren doch nur Prämissen gewesen, zu denen der Schluß noch fehlte, und schon hatten sich im Heere kritische Stimmen hörbar gemacht. Da kam der Sieg, den unvergeßliche Torheit dem Korsen aufnötigte, und beseitigte alle Gefahr, die seiner Geltung gedroht. Und nicht bloß bei den Truppen, auch bei der französischen Nation daheim hat der Triumph über den Feind die öffentliche Meinung aufs neue dem Kaiser gewonnen. Dort, in Frankreich, war kein Krieg unpopulärer gewesen als dieser. Mit schlecht verhehltem Verdruß hatte man beim Beginn desselben die harte Durchführung der Militärkonskription ertragen; bald darauf waren durch eine ernste Finanzkalamität die kaum entschlafenen Zweifel wiedererweckt worden, ob das herrschende System und der Mann, der es repräsentierte, auch wirklich dauerhaften Schutz der realen Interessen verbürgten; man begann sich des Unternehmens gegen St. Domingo wie eines Abenteuers zu entsinnen, das 50.000 Mann und 60 Millionen Franken gekostet hatte; man erwog den Verlust, den der Orienthandel durch den Seekrieg erlitt, und berechnete den Ausfall der französischen Bilanz, der sich aus der raschen Okkupation der Kolonien durch die Engländer ergab; ja selbst den eifrigsten Wortführern der durch Napoleon geschaffenen Ordnung wurde eine Regierung Josephs, wenn Jener im Felde sein Ende finden sollte, ein nicht ganz unsympathischer Gedanke. Aber all diese Bedenken kamen zum Schweigen, als man von den schnellen Schlägen und dem wirklich „glorreichen“ Frieden hörte. Das französische Volk besaß zu viel Stolz und Eitelkeit, um sich nicht des Mannes als des Seinigen zu freuen, der Königen gebot, Könige schuf und Könige vernichtete, und der den Namen Frankreichs höher hob, als dies bisher irgendeinem seiner Herrscher gelungen war. „Die Franzosen,“ — erzählt ein Augenzeuge, der ebenso gewissenhaft über die Unzufriedenheit berichtet hatte — „fortgerissen von der Kunde solcher Siege, die, da sie den Krieg beendeten, nichts zu wünschen übrig ließen, fühlten ihre Begeisterung aufs neue erwachen, und man hatte nicht nötig, die öffentliche Freude anzuordnen. Die Nation fühlte sich eins mit den Erfolgen ihrer Krieger, und die Mehrheit des Volkes adoptierte die

Taten seines Monarchen." *) Die Staatskörperschaften priesen Napoleon mit den überschwänglichsten Worten: sein Ruhm habe alle anderen unsterblichen Namen verdunkelt, die Bewunderung müsse schamrot werden über ihre bisherigen Objekte u. s. w.

Als so das französische Volk dem Sieger entgegenjubelte, war es in einem zwiefachen Irrtume befangen. Einmal ahnte es nicht, daß der Kaiser längst den Krieg auf dem Kontinent ins Auge gefaßt, den Feldzug reiflich überdacht, den Kampf schließlich selbst herbeigeführt hatte, sondern glaubte wirklich, was dessen gehorsame Organe verkündeten, daß er der Bedrohte, er der Angegriffene gewesen, just zu der Zeit, da er das große Werk der Landung seiner Ausführung so nahe gebracht hatte, und bewunderte die rasche Kunst, mit der er sich des europäischen Komplottes zu erwehren gewußt. Der zweite Irrtum war, daß die Franzosen Napoleon noch für ihren Kaiser hielten, der den Feind Frankreichs schlug, um dem Lande links vom Rheine Ehre, Vorteil und Ruhe zu sichern, während er Frankreichs Kaiser längst nicht mehr war. Wer Napoleons geheime Absichten vor dem Feldzuge kennt, den wird es nicht überraschen, zu hören, daß er aus seinen Siegen noch ganz anderen Gewinn schlug als bloß den, die Macht des französichen Staates zu erhöhen und diejenige Österreichs einzuschränken, einen Gewinn, der sich nur unter dem Gesichtspunkte eines Kaiserreiches erfassen läßt, das sich nicht an die gallischen Grenzen gebunden hielt.

In den Unterhandlungen mit den Geschäftsträgern der Donaumacht war wiederholt von einem Thronwechsel in Neapel die Rede gewesen. Im Friedensvertrag aber wurde dieser Gegenstand nicht mehr berührt. Napoleon hielt sich jetzt für stark genug, auch ohne die Zustimmung des Wiener Hofes seine Absichten auf ganz Italien weiter zu verfolgen. Und kaum war in Preßburg der Friede unterzeichnet, so verkündete auch schon am nächsten Tage ein einfacher Armeebefehl — wie bezeichnend! — daß die Dynastie Bourbon im Königreiche Neapel aufgehört habe zu regieren. Zu diesem Vorgehen hatte allerdings der neapolitanische Hof selbst die Handhabe dar-

*) Miot, Mémoires, II., 292.

geboten. Von Engländern und Russen gedrängt, hatte Königin Karoline sich entschlossen, alles an alles zu wenden, ihr Frankreich im August gegebenes Versprechen, neutral bleiben zu wollen, beiseite zu setzen und russischen und britischen Truppen den Hafen ihrer Hauptstadt zu öffnen. Das war mitten im Kriege geschehen, und Napoleon konnte immerhin das Kriegsrecht für sich aufrufen, wenn er jetzt Massena mit starken Kräften über die neapolitanische Grenze sandte. Das Entscheidende war, daß der Sieg von Austerlitz auch hier sein Gewicht fühlbar machte. Denn der Zar, noch immer unter dem Eindrucke seiner Niederlage, rief seine Truppen aus Neapel nach Korfu zurück, und seinem Beispiele folgend, räumten auch die Engländer den Hafen, um nach Sizilien zu steuern; sie überließen diejenigen, die vertrauensvoll ihr Geschick in ihre Hände gelegt, dem Belieben des erbitterten Gegners. Ein Schreiben, worin sich die Königin dem Kaiser unterwarf und seiner Gnade empfahl, erfuhr keine Antwort, und Mitte Februar 1806 ergriff Joseph Bonaparte, der sich beim Heere eingefunden hatte, zunächst als kaiserlicher Statthalter Besitz von der Residenz, aus der die legitime Herrscherfamilie kurz zuvor nach Palermo geflüchtet war. Wenig Wochen später, noch im März, waren die bourbonischen Truppen, die auf der Halbinsel Widerstand leisteten, besiegt und nur Sizilien noch in der Gewalt Karolinens und der Engländer. Am 30. März 1806 tat Napoleon dem Pariser Senate schriftlich seinen Entschluß kund, seinen Bruder Joseph zum Monarchen von Neapel und Sizilien zu erheben. Daß dies die Einbeziehung des Landes in den napoleonischen Machtkreis bedeutete, ging aus dem Schriftstücke hervor, das die Bestimmung enthielt, der neue König beider Sizilien solle französischer Großwürdenträger bleiben. Was wollte dem gegenüber das Versprechen sagen, daß die beiden Kronen, die französische und die neapolitanische, nie auf einem Haupte zusammentreffen würden? „Ich benötige Neapel“ hieß es in einem Briefe an den Bruder vom 31. Jänner 1806.*)

*) Auch als jetzt Bruder Ludwig und Schwager Murat europäische Monarchen wurden, behielten sie gleichwohl ihre französische Großwürde bei, d. h. sie blieben Unterthanen desjenigen, der da Kaiser

Zugleich mit diesem Dekrete erhielt der Senat noch einige andere zugestellt, die italienische Territorien betrafen. Eins derselben handelte von der Einverleibung des venezianischen Landes in das Königreich Italien. Ein zweites hatte die Zuweisung des Fürstentums Guastalla an die Fürstin Borghese und ihren Gatten zum Gegenstande. Das von Preußen abgetretene Fürstentum Neufchâtel erhielt Berthier, das neapolitanische Benevent Talleyrand, Ponte-Corvo Bernadotte vom „Reiche" zu Lehen mit mehr oder minder ausgedehnten Souveränitätsrechten in legaler Erbfolge, jedoch mit der Verpflichtung des Erben, dem Kaiser den Treueid zu leisten „als guter und loyaler Untertan". Damit verwandt waren noch zwei andere Entschließungen des Staatsoberhauptes. Napoleon gründete nämlich im Bereiche der neu eroberten venezianischen Länder zwölf Titularherzogtümer: Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Rovigo, desgleichen im Königreiche Neapel vier: Gaëta, Otranto, Tarent und Reggio, im Fürstentume Lucca eins, in Parma und Piacenza drei. Zur Dotation dieser Titellehen (Titres) sollte ein Fünfzehntel der Staatseinnahmen jener Landschaften dienen. Außerdem reservierte sich Napoleon dreißig Millionen Franken venezianischer und vier Millionen lucchesischer Domänen, zwölfhunderttausend Franken Rente, die ihm das Königreich Italien, und eine Million Rente, die ihm Neapel zu steuern hatte. Diese Titellehen und diese Fonds waren dazu bestimmt, hervorragende Dienstleistungen zu belohnen. Wer mit jenen begabt wurde — wir werden die Namen noch kennen lernen — erhielt damit zwar keinerlei Souveränitäts- oder Standesvorrechte übertragen, wohl aber ward ihm Erblichkeit von Titel

der Franzosen hieß. Ein Hausgesetz vom 31. März 1806 hielt die kaiserlichen Prinzen, die Herrscher außerhalb Frankreich wurden, aufs engste an den Chef der Familie geknüpft. Ihre Kinder männlichen Geschlechts müssen vom siebenten Jahre ab dem Kaiser zur Erziehung übergeben werden, der sich das Recht vorbehält, die Umgebung der Familienglieder zu kontrollieren und im Notfalle über Einzelne Strafen, Verbannung, ja, nachdem die Meinung eines Familienrates eingeholt war, sogar Staatsgefängnis bis zu zwei Jahren zu verhängen. (Siehe hierüber Masson, Napoléon et sa famille, III., 191 ff.)

und Einkommen im Mannesstamme seiner Nachkommenschaft zugesichert. Dieses neue Lehensystem hatte mit dem alten, überwundenen kaum mehr als den Namen gemein, und man würde Unrecht tun, es damit zu verwechseln. Wichtig jedoch war das internationale Moment, das darin zutage trat, daß nämlich Angehörige eines Staates mit ihren Ansprüchen in einen anderen versetzt werden, daß französische Marschälle und Beamte einen Rechtsanteil an italienischen — und bald auch an polnischen und deutschen — Staatseinkünften erwerben konnten, ein neuer Beweis dafür, daß die Idee des Empire längst den Boden Frankreichs verlassen hatte. „Unser Land“, schreibt die Rémusat an derselben Stelle, wo sie von dem neuen Adel spricht, „erschien Napoleon nur mehr als eine große Provinz des Reichs, welches er seiner Gewalt zu unterwerfen entschlossen war.“*)

Nirgend aber trat der Reichsgedanke deutlicher zutage als in dem Verhalten gegen den Papst. Nach der Vertreibung des legitimen Königshauses aus Neapel war das ganze italienische Festland dem Willen des Eroberers untertan, bis auf den Kirchenstaat. Aber es fehlte bald nicht an Anzeichen, daß auch mit diesem keine Ausnahme gemacht werden würde; schon die Verfügung über die neapolitanischen Fürstentümer Ponte Corvo und Benevent, ohne alle Rücksicht auf des Papstes Oberlehnsherrschaft über dieselben, ließ darauf schließen. Nun fragte es sich, ob sich Pius in die Rolle eines napoleonischen Lehenskönigs, wie Bruder Joseph, finden werde oder nicht. Im ersteren Falle war ein Fortbestehen der weltlichen Souveränität des Papstes noch denkbar, im letzteren fiel sie voraussichtlich dem Weltsysteme des Stärkeren zum Opfer. Schon daß im jüngsten Kriege Pius unbedingte Neutralität für sich beansprucht und, als die Franzosen, dieselbe nicht achtend, im Vorbeimarsch nach Neapel Ancona besetzten, hiergegen Pro-

*) Mémoires, II., 275. Am 27. Jänner 1806 schreibt der Kaiser an Joseph: „Ich habe Ihnen, wie ich glaube, schon gesagt, daß ich das Königreich Neapel in meine Familie einbeziehen will, so daß es sowie Italien, die Schweiz, Holland und die drei deutschen Königreiche zu meinen Föderativstaaten, oder in Wahrheit zum französischen Kaiserreich gehören wird (mes états fédératifs, ou véritablement l'Empire français). Corresp., XI., 9713.

test erhoben hatte, bewies, daß er sich nicht als gefügiges Werkzeug des Korsen wollte finden lassen. Er machte vielmehr geltend, daß die politische Unparteilichkeit ihm, als dem Vater aller Gläubigen, zur Pflicht werde. Dazu kam, daß Napoleon vom Papste die kirchliche Auflösung der Ehe seines jüngsten Bruders Jérôme mit jener Amerikanerin Patterson verlangt und Pius sich dessen, mit dem Hinweis auf das Trienter Konzil, geweigert hatte (Juni 1805). Auch der Einführung der Zivilehe in Italien hatte sich der Papst widersetzt.

All dieser Widerspruch des Kirchenfürsten, dem er, ungleich seinen republikanischen Vorgängern, genug weit entgegengekommen zu sein glaubte, reizte den Kaiser. Nach seinem Siege über die Koalition ließ er in Rom erklären: er habe Ancona besetzt, weil die militärischen Kräfte des römischen Stuhls nicht ausgereicht hätten, es gegen Engländer oder Türken — Protestanten und Ungläubige waren damit bezeichnet — zu halten, und weil er, Napoleon, sich als den Schutzherrn der Kirche betrachte. Als dann Pius noch immer nicht verstehen wollte, sondern mit salbungsvoller Milde in den Worten die päpstlichen Legationen für seine guten Dienste bei der Krönung ansprach, wurde er noch deutlicher. In einem Schreiben vom 13. Februar 1806 sagte er: „Ganz Italien wird meinem Gesetze untertan sein. Ich werde an die Unabhängigkeit des heiligen Stuhls nicht rühren, aber nur unter der Bedingung, daß Ew. Heiligkeit mir in weltlichen Dingen die gleichen Rücksichten zollt, wie ich ihr in geistlichen. Ew. Heiligkeit ist allerding der Souverän von Rom, aber ich bin dessen Kaiser.“ Und an Fesch, der seinen Willen bei der Kurie zu vertreten hatte, läßt er die Weisung ergehen, er solle die Austreibung aller Angehörigen Englands, Rußlands, Schwedens und Sardiniens und die Schließung der römischen Häfen für die Schiffe dieser Mächte fordern; Joseph sei angewiesen, ihn mit Waffengewalt zu unterstützen; der römische Stuhl solle sich überhaupt gar nicht mehr mit Politik befassen, er werde ihn gegen alle Welt beschützen. „Sagen Sie ihnen,“ heißt es weiter, „daß ich die Augen offen halte und mich nur so weit betören lasse, als es mir gefällt; sagen Sie, daß ich Karl der Große bin, das Schwert der Kirche, ihr Kaiser, und daß ich

als solcher behandelt sein will."*) Miot von Melito, der sich zu jener Zeit in der Umgebung Josephs befand, erzählt, Napoleon sei in seiner Korrespondenz mit dem Bruder über seine wahren Zwecke aus sich herausgegangen. Er habe an eine Romfahrt gedacht, um sich zum Kaiser des Abendlandes krönen zu lassen, wobei der Papst seine weltliche Herrschaft völlig einbüßen, nur die oberste geistliche Gewalt behalten und mit ein paar Millionen Franken jährlicher Rente abgefunden werden sollte. Das sei vertraulich in Rom mitgeteilt worden; die Kardinäle aber hätten sich dagegen erklärt und beschlossen, eher zu sterben als unter solchen Bedingungen zu leben. All das blieb streng geheim. Nur auf jenen Brief antwortete Pius, Napoleon wäre zwar Kaiser von Frankreich, aber nicht römischer Kaiser, und eine so enge Verbindung mit ihm, wie er sie heische, würde dem römischen Stuhle in anderen Ländern den Gehorsam rauben. Nur daß er seinen Staatssekretär Consalvi, den Jener als die Seele des Widerstandes bezeichnet hatte, fallen ließ, war ein Zugeständnis, das der Papst dem Bedränger machte. Die Spannung blieb und hat später zum Bruche geführt. Vorläufig ließ sich der Imperator den Ausbau seines Systems nach anderer Richtung angelegener sein.

Da war Holland. Dieser Staat hatte, einmal unter französischen Einfluß geraten, dieselben Veränderungen in seiner inneren Konstitution durchzumachen gehabt, wie Frankreich selbst. Schließlich war die batavische Republik bei einer Art konsularischer Verfassung mit einem Großpensionär an der Spitze angekommen. Im Kriege stand sie schon seit dem Juni 1803 an Frankreichs Seite. Zwei Jahre später, als die Hauptarmee unter Napoleon im Osten focht, erhielt dessen Bruder Ludwig die Aufgabe, das Land gegen Engländer und Schweden zu verteidigen. Es kam nicht zur Aktion, die Schlacht von Austerlitz machte sie überflüssig, und Ludwig kehrte nach Paris zurück — nicht zur Zufriedenheit des kaiserlichen Bruders, der auch für ihn einen Thron, und just den holländischen, im Auge hatte. Schon im Januar 1805 war im Haag das Gerücht verbreitet gewesen, der französische Kaiser habe die Absicht, in Holland die Monarchie wieder einzuführen. Diesem

*) Correspondance, XII., 9805.

Gerüchte hatte Ludwig, der hier so wenig wie in Italien König zu werden Lust empfand, durch sein Bleiben keine Nahrung geben wollen. Napoleon aber ließ derlei Widerreden seiner Brüder jetzt nicht mehr gelten. Das Exil Lucians stand als ein warnendes Exempel vor ihren Augen; zwischen ihm und dem unbedingten Gehorsam hatten sie zu wählen. Ludwig wählte, wie Joseph, schließlich den Gehorsam und erklärte sich zur Übernahme der holländischen Krone bereit. Und die Holländer? Mit denen ging man kurzer Hand zu Werke. Wer sich über Recht und Verträge erhaben genug fühlt, um sie zu verachten, der hat sich nur noch mit Schein und Vorwand abzufinden. Der Großpensionär Schimmelpenninck hatte erfahren, was man in Paris plante, und eine Deputation holländischer Notablen — den Admiral Ver Huell an der Spitze — dorthin gesendet, um die Gefahr abzuwenden. Am 14. März 1806 schrieb Napoleon darüber an Talleyrand: „Ich sah diesen Abend Ver Huell. Um es kurz zu sagen, ich habe die Frage folgendermaßen umschrieben: Holland ist ohne Exekutivgewalt, es muß eine solche bekommen, ich werde ihm den Prinzen Ludwig geben; man wird einen Vertrag machen, durch den die Religion des Landes respektiert erscheint, der Prinz behält die seinige, jeder Landesteil desgleichen; die gegenwärtige Konstitution bleibt aufrecht, nur daß an die Stelle des Großpensionärs ein König tritt; ich würde auch keine Schwierigkeit erheben, ihm den Titel eines Erbstatthalters zu geben . . . Alle Staatsgeschäfte nach außen und im Innern werden im Namen des Königs geführt. Machen Sie mir einen Entwurf und lassen Sie die Sache im Haag durch eine geschickte Person betreiben. Das ist bei mir beschlossene Sache — dies oder die Einverleibung in Frankreich. Geschieht es nicht, so werde ich ihnen beim Friedensschluß keine der an England verlorenen Kolonien zurückstellen lassen, im anderen Falle aber außer den Kolonien auch noch Friesland zuwenden. Kein Augenblick ist zu verlieren.“ *)

*) Corresp. XII. 9970. Nach späteren Mitteilungen Savarys soll sich Talleyrand zur Abfassung der Constitution Esménards, des talentvollen Fälschers von 1810, bedient haben, der sich dann aber auch den Holländern für ihre Einrede zur Verfügung stellte. (Schlitter, Kaiser Franz I. und die Napoleoniden, S. 208.)

Was konnte es da den Abgesandten helfen, wenn sie den Traktat vom 16. Mai 1795 geltend machten, dessen erster Artikel lautete: „Die französische Republik erkennt die Republik der Generalstaaten als freie und unabhängige Macht an und garantiert ihr diese Freiheit und Unabhängigkeit?“ Napoleon blieb bei seinem Willen; er drohte, als man im Haag durchaus nichts von der Monarchie wissen wollte und die Verhandlungen sich zu dehnen anfingen, mit ernsteren Maßregeln, bis die Holländer nachgaben. Dasselbe Volk, welches vor Zeiten sein Land zur Wüste gemacht hatte, um es vor der Gier Ludwig XIV. zu retten, fügte sich jetzt ohne Widerstand. Der holländische Staatsrat autorisierte den Großpensionär zu einem Vertrage mit Frankreich, der Ludwig die Krone Hollands übertrug (24. Mai 1806) und am 5. Juni erklärte eine Deputation in den Tuilerien, man habe „nach reifer Überlegung“ erkannt, daß in Hinkunft dem Lande eine konstitutionelle Monarchie am nützlichsten sein werde, und bitte, der Prinz möge sie begründen. Der Kaiser erwiderte die feierliche Ansprache mit ebenso feierlichen zustimmenden Worten, und die Welt war wieder um einen König von Napoleons Gnaden reicher. Nach der Audienz allerdings warf Napoleon die Maske ab und ließ seinen kleinen Neffen, Ludwigs Sohn, vor der Kaiserin und ihren Damen die Fabel „Von den Fröschen, die einen König haben wollten“, hersagen. Was verdienten diese Völker auch besseres, als den Hohn dieses solitären Emporkömmlings, der keinem von ihnen zugehörte und sie doch alle bezwang?*)

Auch den Deutschen blieb die Schmach nicht erspart, in der Reihe der dienstbaren Völkerschaften des Korsen zu stehen. In dessen Briefwechsel mit dem Papste ist viel von Deutschland die Rede, und man empfängt den Eindruck, der Schreiber habe sich nicht anders denn als Herrn auch dieser Nation gefühlt. In jenem Briefe vom 13. Februar 1806 z. B. macht er den Ratgebern des Kirchenoberhauptes den Vor-

---

*) Übrigens heißt es bereits in Blumauers travestierter Aeneïs, III., 14 (1788):

„Dort bittet ein Holländertroß
als Frösch um einen König.“

wurf, sie seien schuld, daß Deutschland in der religiösen Anarchie verharre. „Wenn sich Ew. Heiligkeit dessen entsinnen wollte,“ heißt es darin, „was ich in Paris zu ihr sagte, so wäre die Religion in Deutschland organisiert und nicht in dem schlechten Zustande, in welchem sie sich befindet.“ Es war derselbe Brief, worin Napoleon sich als Kaiser von Rom bezeichnete, als Kaiser des Abendlandes, als Karl der Große, der doch auch über fränkische, italienische und deutsche Lande sein Zepter geschwungen hatte. Aber war es denn auch anders? Wie untertänige Gefolgschaften waren im Jahre 1805 die süddeutschen Fürsten in den Heerbann des Fremden eingetreten, der ihnen Schutz und Vorteil in Aussicht stellte und sie gegen das eigene Reichsoberhaupt führte, das solchen Schutz nicht mehr zu leisten imstande war. Als dann Friede wurde, lohnte Napoleon seine deutschen Anhänger mit Vergrößerung ihrer Länder, Erhöhung ihrer Fürstenwürde und mit Verleihung der „Souveränität“. Da stand es im 14. Artikel des Preßburger Vertrages zu lesen: „Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Württemberg und Seine Hoheit der Kurfürst von Baden werden auf den ihnen zuerteilten Territorien, wie in ihren alten Staaten, volle Souveränität und alle daraus entstehenden und ihnen vom Kaiser der Franzosen gewährleisteten Rechte genießen, genau so wie der Kaiser von Deutschland und Österreich und der König von Preußen in ihren deutschen Ländern. Seine Majestät der Kaiser von Deutschland und Österreich wird der Ausführung ihrer folgegemäßen Willensakte weder als Oberhaupt noch als Mitstand des deutschen Reiches irgendwelches Hindernis bereiten.“*) Gewiß, von dieser Seite waren sie nun sicher. Aber um so drückender ließ sich bald das Gewicht des dominierenden Einflusses von Westen her verspüren. Als der König von Bayern einmal — es war im Februar 1806 — bescheidene Einwendungen dagegen wagte, daß seine Truppen außer Deutschlands ziehen und der französischen Armee in Italien zugeteilt werden sollten, mußte er sich die beschämende Zurechtweisung gefallen lassen: er möge sich doch nicht einbilden, daß Bayern

*) De Clercq, II., 148.

aus Rücksicht für ihn zum Königreiche erhoben worden sei, diese Erhebung sei lediglich ein Ausfluß des französischen Systems.*) So war, was nach der einen Seite als Souveränität bezeichnet wurde, nach der anderen hin nichts weiter als Vasallentum.

Um aber diesen Zustand permanent zu erhalten und sich des Anhangs seiner deutschen Gefolgsleute dauernd zu versichern, wählte Napoleon zwei Mittel. Das erste bestand darin, daß er die Familien der süddeutschen Fürsten mit der seinigen verknüpfte. Er hatte schon im Jahre 1804, bald nach seiner Erhöhung zum Kaiser, an eine Verbindung mit den alten deutschen Regentenhäusern gedacht und damals die Verehelichung seines Stiefsohnes Eugen mit der bayrischen Prinzessin Auguste am kurfürstlichen Hofe in Vorschlag gebracht. Ja, wir erfahren aus den Denkwürdigkeiten des bayrischen Ministers Montgelas, daß er schon zu jener Zeit in München ein Schutz- und Trutzbündnis angetragen und Max Joseph die Königswürde in Aussicht gestellt habe, wenn diese Verbindung — offenbar ein Herzenswunsch Josephinens — zustande kam. Damals ging man bayrischerseits nicht darauf ein, lehnte aber auch nicht ab, sondern vertagte die Angelegenheit. Noch vor dem Kriege, wie erwähnt, und dann sogleich nach Austerlitz lenkte Napoleon darauf zurück. Nun konnte man in München zwar noch zögern, aber sich nicht mehr verweigern, und am 14. Januar 1806 fand die Vermählung des Vizekönigs statt. Um dieselbe Prinzessin hatte sich früher der Erbprinz von Baden beworben; Dieser erhielt jetzt die Hand von Josephinens Nichte Stephanie zugesagt, die, gleich ihm, diese Ehe nur ungerne einging und sich schwer von Paris trennte, wo das Gerücht sie dem Herzen des Kaisers nahe stellte.**) Und auch mit dem dritten süddeutschen Hofe ward schon seit Oktober 1805 eine Familienallianz ins Auge gefaßt und verab-

*) Woltmanns Bericht vom 25. Februar 1806 bei Baader, Streiflichter auf die Erniedrigung Deutschlands, S. 117.

**) Hat sich doch bis auf die neueste Zeit unter anderen gewagten Vermutungen auch die erhalten, Kaspar Hauser, der rätselhafte Findling, sei ihr und Napoleons Sohn gewesen.

redet: Jérôme sollte Katharina, die einzige Tochter des Königs Friedrich von Württemberg, zur Ehe nehmen, ein Projekt, das dann im Jahre 1807, als der junge Bonaparte selbst König geworden war, zur Ausführung gelangte.

Der zweite Behelf, das westliche Deutschland dauernd an seinen Willen zu knüpfen, war Napoleon durch die Entwürfe früherer Regierungen an die Hand gegeben. Er bestand darin, die süd- und mitteldeutschen Staaten in einem besonderen, von Preußen und Österreich unabhängigen Bunde zu vereinigen und denselben vertragsmäßig Frankreichs Führung unterzuordnen. Dies war eine alte französische Idee, die schon im 17. Jahrhundert Gestalt gewonnen hatte; die Revolution machte sie dann zu der ihrigen. Im Jahre 1798 ist in der Korrespondenz zwischen Talleyrand und Sieyès wiederholt von einem solchen dritten, von Frankreich geleiteten Staate, der zu gründen wäre, die Rede. Als später Napoleon das deutsche Kirchengut nach seinem Belieben verteilte, kam er mit Talleyrand wieder darauf zurück. Beide hatten im Oktober 1804 in Mainz Besprechungen mit dem einzigen der geistlichen Kurfürsten, der sich aus der allgemeinen Säkularisation gerettet hatte, mit dem Erzbischof Dalberg, der selbst jetzt, im Einverständnis mit Kurhessen, die Sache aufs Tapet gebracht hatte. „Sie haben ihm dargelegt," schreibt der badische Minister Edelsheim an den russischen Botschafter in Wien, „wie, da Frankreich es nicht dulden könne, daß Österreich und Preußen die anderen deutschen Fürsten und Staaten in jedem Augenblicke an ihrem Besitze schädigten, es von der größten Notwendigkeit sei, einen festen und imponierenden Bund gegen dergleichen Unternehmungen zu gründen, einen Bund, den, mit Ausschluß der beiden genannten Mächte, die übrigen Reichsstände zu bilden hätten und der nötigenfalls 150.000 Mann stellen könnte, um deren Kommando sich bereits der Kurfürst von Hessen bewirbt. Sollten die Fürsten blind genug für ihr eigenes Interesse sein und sich nicht über die Sache verständigen können, so würde Napoleon das ganze Land zwischen dem Rhein und Österreich dem Kurfürsten von Bayern übertragen, da er lieber mit drei Mächten zu tun haben wolle, als

mit diesen kleinen, unnützen und durch ihre Uneinigkeit ohnmächtigen Staaten." *)

Nun, man kann den verschiedenen „kleinen, unnützen Staaten" manchen Vorwurf machen, nur den nicht, daß ihre Fürsten „für ihr Interesse blind" gewesen seien. Als daher später der Sieger von Austerlitz sein Ansinnen erneuerte, war Kleindeutschland bereit, sich finden zu lassen. Ja, es kam auch jetzt wieder entgegen. Im April 1806 richtete Dalberg ein Schreiben an Napoleon, das uns des Letzteren Andeutungen in seinen Briefen an Pius VII. verstehen lehrt. „Die achtungswerte deutsche Nation", heißt es darin, „seufzt in dem Elend der politischen und religiösen Anarchie; seien Sie der Wiederhersteller ihrer Verfassung!" Und wie dachte sich dies Dalberg? Die Beseitigung der religiösen Anarchie erblickte er in einer deutschen Nationalkirche unter seinem Oberhirtentum und brachte Napoleon wirklich dahin, daß er an Fesch nach Rom schrieb, man werde, wenn der Papst nicht nachgebe, die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands mit Dalberg als Primas ordnen. Und die weltlichen? Da wünschte der Kurerzkanzler, wie er dem französischen Gesandten Hédouville mitteilte, „daß das occidentalische Weltreich wieder auflebe im Kaiser Napoleon, sowie es war unter Karl dem Großen, zusammengesetzt aus Italien, Frankreich und Deutschland." Nun, mehr wollte vorläufig auch Napoleon nicht. Er ließ durch Talleyrand und Labesnardière den Entwurf einer Bundesverfassung ausarbeiten und am 12. Juli 1806 durch die Gesandten der einzelnen deutschen Staaten, die beitraten, unterzeichnen.

Wie vor vier Jahren, so buhlten auch jetzt wieder deutsche Sendlinge in Paris um des Ministers Gunst und Rücksicht und boten mit vollen Händen Geld für eine Frist politischen Daseins, das der Ehre entbehrte. Nicht alle mit Erfolg. Denn als die Urkunde unterschrieben war, fand sich, daß eine lange Reihe bisher reichsunmittelbarer Fürstentümer und Grafschaften in den Gebieten der Bundesfürsten aufgegangen, mit-

*) W. St. A. (Beilage zu einem Briefe L. Cobenzls an Colloredo vom 3. November 1804.) Vergl. über die Anregung von Seiten Kurhessens und Dalbergs: Obser in der „Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins", XIV., 611. ff. Bailleu, II. 320.

telbar gemacht, „mediatisiert“ worden waren, d. h. ein fremder Herrscher hatte, ohne jeglichen Rechtstitel, bloß nach seinem Belieben, in Deutschland eine Anzahl politischer Existenzen vernichtet, zugunsten anderer, deren Abhängigkeit von seinem Willen er damit erkaufte. Es liege in der Natur der tatsächlichen Verhältnisse, meinte Napoleon, diese kleinen Fürstentümer untergehen zu lassen. Unter den Bevorzugtesten waren Bayern, Württemberg und der neue „Großherzog“ von Baden, dessen Abgesandter in Paris allen Ernstes, aber natürlich ohne Erfolg, die ganze Schweiz begehrt hatte, waren Nassau, Hessen-Darmstadt — dieses ebenfalls als Großherzogtum — und Dalberg, der nunmehrige „Fürst-Primas“, dem Stadt und Gebiet von Frankfurt am Main in den Schoß fielen. Außer diesen umfing der Bund noch einige kleinere Fürstentümer, die sich durch Bestechung oder sonst erreichte Gnade vor der Mediation bewahrt hatten: Aremberg, Liechtenstein, Salm, Hohenzollern, Isenburg, v. d. Leyen. Andere, wie die Fürstenberg, büßten ihre Hinneigung zu Österreich mit dem Verlust ihrer staatlichen Selbständigkeit. Der Kurfürst von Hessen blieb außerhalb der Vereinigung. Ebenso die norddeutschen Territorien von Braunschweig, Sachsen, Oldenburg, Mecklenburg und die kleinsten, um Preußen, das sich ehedem an der Spitze Norddeutschlands gefühlt hatte, nicht allzu schwer zu verletzen und das (nicht ernst gemeinte) Anerbieten, Friedrich Wilhelm III. möge einen norddeutschen Bund gründen, plausibel erscheinen zu lassen. Dafür trat in den neuen Bund ein neuer Souverän ein: der Herzog, oder jetzt vielmehr Großherzog von Cleve und Berg, d. i. jener von Preußen und Bayern im Vorjahre abgetretenen Länderstriche, die Napoleon im März 1806 seinem Schwager Murat übertragen hatte. Diese Fürsten erklärten sämtlich in den beiden ersten Artikeln der Bundesakte, daß sie sich mithin für immer vom Gebiete des Römischen Reiches deutscher Nation trennen, als „Rheinische Bundesstaaten“ eine besondere Konföderation bilden und der alten Reichsgewalt keinen Anspruch mehr auf sich einräumen wollten; sie seien unabhängig von fremden Mächten, nur Frankreich ausgenommen, dessen Kaiser als Protektor des Bundes die Aufnahme neuer Mitglieder in denselben zu be-

stimmen, den Fürst-Primas zu ernennen und die Rüstung der Bundestruppen anzubefehlen habe.*) Jeder Bundesfürst hatte ein bestimmtes Kontingent zu stellen: Bayern 30.000, Württemberg 12.000, Baden 8000, Darmstadt 4000, Berg 5000, Nassau mit den kleineren zusammen 4000 Mann, eine Streitkraft, über die Napoleon fortan in seinen Kriegen unbedingt verfügte, denn der 35. Artikel der Bundesurkunde bestimmte, daß zwischen dem französischen Kaiserreiche und den Staaten des Rheinbundes eine Allianz aufgerichtet sei, wonach „jeder Kontinentalkrieg, den eine der Vertragsmächte zu bestehen habe, allen anderen gemeinsam ist“.

So hatte sich die militärische Stärke des Eroberers um eine Armee von 63.000 Mann, sein politisches Machtgebiet um ein Terrain von dritthalbtausend Geviertmeilen und acht Millionen Seelen vermehrt. Am 1. August 1806 erfolgte von seiten des Rheinbundes und seines Protektors auf dem Reichstage in Regensburg die Mitteilung der Bundesurkunde und die Erklärung, daß man das alte Reich als nicht mehr bestehend ansehe.

Es entstand nun die Frage, welche Stellung die beiden deutschen Großmächte zu dieser neuen Gestaltung der Dinge nehmen würden. Noch war Österreichs Herrscher zugleich

*) Hatte Napoleon wirklich daran gedacht, sich zum „Deutschen Kaiser“ zu erheben, wie er „König von Italien“ geworden war? Man hat in Paris davon gesprochen. „Die deutsche Kaiserkrone“, schreibt dort der österreichische Geschäftsträger Floret zum 7. Mai 1806 in sein Tagebuch, „wenn auch von Dornen umgeben, ist der heimliche Wunsch Napoleons. Einer der Eingeweihten äußerte sich: „Wollte Österreich zustimmen, so könnte es viel von uns bekommen; man würde ihm sogar Tirol zurückgeben. So erzählten mir zwei gut unterrichtete vertrauenswürdige Personen“. (S. Anhang.) „Er will Oberhaupt der deutschen Fürsten werden, wie er es von Italien ist“, schreibt Dalberg an Edelsheim, 24. Mai 1806. (Obser, Karl Friedrich von Baden, V., 648.) In Wien war man diesen Zuflüsterungen gegenüber taub. Napoleon selbst ließ erklären, er beabsichtige derlei nicht, war aber doch in der nächsten Zeit gegen die Wiener Regierung aufs äußerste erbittert und zu einem neuen Kriege bereit, wofür sich sonst in den politischen Verhältnissen kein genügender Anlaß fand. S. Hardenbergs Bericht vom 13. August bei Wertheimer, Gesch. Österr., II., 132.

auch Kaiser von Deutschland und die Auflösung des Reichs ohne sein Vorwissen beschlossen worden. Allerdings hatte man in Wien auf die tonlose Würde längst kein Gewicht mehr gelegt, seitdem im Jahre 1802 fremder Einfluß in deutschen Dingen geltend und, mit deutscher Hilfe, dem kaiserlichen überlegen geworden war, und so eifrig man den Krieg um Italiens willen betrieben hatte, Deutschlands wegen hätte man sich nicht so leicht zu Kampf und Streit verstanden. Dazu war im Preßburger Frieden, insbesondere in dem zitierten Artikel 14, indirekt schon die Abdankung des deutschen Kaisers ausgesprochen worden, und wenn der Wiener Hof noch immer damit zögerte, so war es, weil er sich den Verzicht auf die Reichskrone durch irgendwelche Kompensation abkaufen zu lassen gedachte. Aber Napoleon wollte nicht kaufen, er forderte vielmehr kategorisch von dem österreichischen Gesandten Vincent in Paris, daß sein Herr ohne weiteres resigniere und den Rheinbund anerkenne. Und ehe noch der Delegierte des Wiener Kabinetts, der darüber zu unterhandeln hatte, in Paris anlangte, war hier die Bundesakte schon unterzeichnet und somit die österreichische Politik vor ein fait accompli gestellt. Franz II. konnte nicht anders als durch seinen Gesandten in Regensburg eine vom 6. August 1806 datierte Note übergeben lassen, des Inhaltes, daß er die Bande, die ihn bisher mit dem deutschen Reiche verknüpften, als gelöst betrachte und seine Krone niederlege. Das alte deutsche Reich war nicht mehr.

In dem erwähnten Gespräche mit Vincent hatte Napoleon einen scharfen und drohenden Ton angeschlagen: sein Heer stehe bereit, um Augenblicks seinen Forderungen Nachdruck zu geben und Österreich zu überschwemmen. Und diese Worte waren nicht leerer Schall. Denn die siegreiche Armee war nach dem Feldzuge keineswegs nach Frankreich zurückgekehrt. Sie hatte nicht einmal Österreich völlig geräumt, sondern hielt noch immer die Grenzfestung Braunau stark besetzt. Das letztere aus einem Grunde, der in den großen allgemeinen europäischen Verhältnissen beruhte. Wir wissen, wie sehr Rußland durch die französischen Intriguen im adriatischen und ionischen Meere, welche die seinigen störten, gegen Napoleon aufgebracht worden war. Daß Dieser sich im Preßburger

Frieden neben Istrien auch noch Dalmatien und Cattaro zusprechen ließ, nährte am Zarenhofe die Besorgnis vor seinen Absichten im Orient, und wenn jetzt die Russen Neapel verließen, so taten sie es nur, um Korfu desto fester zu bewahren und den französischen Einfluß von der Balkanhalbinsel ferne zu halten. Dem gleichen Zweck diente es, wenn ein in der Adria kreuzendes russisches Geschwader Befehl erhielt, die Bocche von Cattaro zu besetzen. Der Termin der Übergabe derselben an die Franzosen sei verstrichen, hieß es, man müsse nunmehr diese Küste nicht mehr für österreichisch, sondern für französisch, d. i. feindlich ansehen, und der österreichische Befehlshaber übergab den Platz an die Russen. Napoleon war außer sich hierüber, hielt sich an seinen Vertrag mit dem Wiener Hofe und forderte von diesem, daß er den Feind vertreibe, um ihm die Bucht zu überliefern; erst bis dies geschehen sein würde, wolle er Braunau räumen und seine Truppen aus Deutschland entfernen. Was auch Österreich an Worten aufwandte, um Rußland zum Verlassen der Bocche zu bewegen, es fruchtete nichts, und nur leere Ausflüchte tönten aus Petersburg zurück. Napoleon aber hielt unterdessen tatsächlich Süddeutschland besetzt, was die Durchführung des Rheinbundprojektes nicht wenig beschleunigte.

Das Wichtigste an dieser militärischen Okkupation Süddeutschlands war, daß durch sie nicht Österreich allein, sondern auch die zweite deutsche Großmacht, der Staat der Hohenzollern, im Schach gehalten wurde. Wir haben Preußen dort verlassen, wo Haugwitz, der engherzigen Friedensliebe seines Herrn zu dienen und den durch die Schlacht von Austerlitz geschaffenen Verhältnissen entsprechend, den Schönbrunner Allianzvertrag vom 15. Dezember 1805 abschloß. Diese Abkunft hatte ihre schlimmen Seiten. Einmal erschien Preußen, indem es sich Napoleon „zu Schutz und Trutz“ verpflichtete, allzusehr als Parteigänger Frankreichs, was ohne Zweifel seiner europäischen Stellung Eintrag tat und es Rußland gegenüber in ein schiefes Licht setzte; dann aber mußten aus der sofortigen Übernahme Hannovers in die preußische Verwaltung notwendigerweise Ver-

wicklungen mit England entstehen. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, und nachdem von allen Seiten, insbesondere durch den Minister Hardenberg, Einwendungen gegen den Traktat erhoben worden waren, schlug Haugwitz selbst nach seiner Heimkehr dem Könige vor, ihn nicht dem vollen Wortlaute nach, sondern verändert zu ratifizieren, wonach das „Offensiv- und Defensivbündnis“ in eine einfache „Allianz“ verwandelt werden und Hannover erst nach dem Frieden Frankreichs mit England an Preußen übergehen, inzwischen aber von diesem nur okkupiert bleiben sollte. Man wollte sich auf diese Weise die Erwerbung des welfischen Kurstaates sichern, ohne deshalb in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden. Alexander I. versicherte man, die Verbindung mit Frankreich sei kein Hindernis für vertrauliche Beziehungen zu Rußland in allen allgemeinen europäischen Angelegenheiten. Dann ging Haugwitz mit dem modifizierten Bündnisvertrage nach Paris ab, und daheim zweifelte Hardenberg um so weniger an der Annahme desselben durch Napoleon, als gerade in diesen Tagen — es war die zweite Hälfte Januar 1806 — ein Brief Talleyrands an den französischen Gesandten Laforêt in Berlin eintraf, der von der Bereitwilligkeit des Kaisers sprach, sich mit Preußen zu verständigen. Ja, er stimmte, auf diesen Brief hin, sogar zu, daß abgerüstet werde, was auch wirklich noch in demselben Monat mit einem großen Teile des preußischen Heeres geschah.*) In Paris aber gingen die Dinge doch anders als man erwartet hatte. Napoleon war weit davon entfernt, auf die Berliner Modifikationen einzugehen, sondern beabsichtigte, Preußen nun völlig an seine Seite zu ziehen, um das Gewicht dieser Macht beim künftigen Friedensschluß mit England in die Wage zu legen. Darum weist er nicht nur den veränderten Vertrag zurück, sondern erklärt nun auch das Abkommen vom 15. Dezember, da es nicht binnen der gesetzten Frist ratifiziert worden sei, für null und nichtig und nötigt anstatt dessen dem Unterhändler eine andere Urkunde auf, die zwar nicht mehr die Worte „Schutz- und Trutzbündnis“, wohl aber viel härtere Bedingungen enthielt als der Schönbrunner Traktat: Preußen

*) Vgl. Max Duncker, Abhandlungen aus der neueren Geschichte, S. 178 ff.

sollte jetzt zu Neufchâtel auch noch Valengin abtreten, auf jede Schadloshaltung für das an Bayern überlassene Ansbach verzichten, nach wie vor die Integrität der Türkei anerkennen und verteidigen, sofort Hannover als sein Eigen betrachten und überdies die Nordseehäfen und Flußmündungen, auch den Hafen von Lübeck, den Engländern verschließen. Das war ein gefährliches Dokument, denn wenn die Verteidigung der Türkei unendlich leicht einen Zwist mit Rußland herbeiführen konnte, so bedeutete die Hafensperre unwiderruflich den Krieg mit England. Gleichwohl unterzeichnete Haugwitz diesen Vertrag am 15. Februar 1806 und Friedrich Wilhelm III. weigerte sich nicht, ihn anzunehmen. Mit seinen Truppen auf dem Friedensfuß, angesichts des in Süddeutschland angesammelten französischen Heeres, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig.*)

Was geschehen mußte, geschah. In England, wo man früher die Besetzung Hannovers durch Preußen ohne Zeichen der Feindschaft hingenommen hatte, erzeugte jetzt die Schließung der Häfen in der Elbe, Weser und Ems eine ungeheuere Erregung. Ohne förmliche Kriegserklärung ließen die britischen Minister, der Zustimmung des Parlamentes von vornherein sicher, gleich in den ersten Apriltagen 1806 alle preußischen Kauffahrer — es waren an dreihundert — in den

*) Ein österreichischer Offizier, der damals in geheimer Mission in Süddeutschland reiste, schreibt am 31. März 1806 aus München: „Übrigens scheint die musterhafte Stellung der französischen Armee gegen Preußen nicht genug bemerkt worden zu sein. Bonaparte zog, indem die beiden Endpunkte der Armee zwischen Austerlitz und Bregenz standen, sich in seitwärts marschierenden Kolonnen aus Österreich zurück. Durch die Bewegungen Augereaus (auf Frankfurt) erhielt die Armee auf einmal die drohende Stellung, die Frankfurt zum Mittelpunkte und die Oberpfalz und die Weser zu Endpunkten hatte und im Besitze aller Flüsse und Höhen gegen Preußen war. Es war berechnet, in zehn Märschen in Berlin zu sein, und sie zählten bloß zwischen Württemberg und Breslau auf eine Schlacht. Preußen, das während dieser Märsche mit Unterhandlungen hingehalten wurde, fühlte zu spät seine Lage und war genötigt, alle Bedingungen zu unterschreiben. Ein sehr geschickter hiesiger Offizier, der im Bureau des Marschalls Berthier arbeitet, hat diesen Plan sehr hübsch in einer kurzen Darstellung entwickelt, und ich werde ihn, wenn es nur immer möglich ist, zu erhalten suchen“. Siehe meine „Historischen Studien und Skizzen“ S. 269.

Häfen mit Beschlag belegen oder eröffneten die Jagd darauf auf offener See. Dies allein war schon ein Schaden von vielen Millionen für Preußen, von dem weit empfindlicheren Verlust abgesehen, den der schlesische Handel durch die Sperrung der nordischen Seeplätze unfehlbar erleiden mußte. Später erklärte Britannien die Mündungen der Elbe, Weser, Ems und Trave in Blockadezustand und Preußen in aller Form den Krieg. Es half nichts, daß der König in Paris vorstellen ließ, wie die Schließung des Hafens von Lübeck unfehlbar Repressionen Englands im baltischen Meer hervorrufen und Rußland und Dänemark ebenfalls zu Preußens Feinden machen müsse.*) Dazu geriet auch Schweden, von England dazu angeeifert, in Krieg mit Preußen. Und all diesen Nachteil um Hannovers willen, dessen Besitz doch noch nicht so sicher stand, wie die Franzosenfreunde in Berlin annahmen. Wie, wenn sich z. B. England und Frankreich miteinander verglichen? Sollte dann die Rücksicht auf Preußen Napoleon abhalten, den Kurstaat wieder zurückzugeben, wenn der Friede daran hing? Und es hatte den Anschein, als ob es zu einem solchen Vergleiche kommen würde.

Die Siege des Imperators hatten begreiflicherweise in London eine tiefe Verstimmung erzeugt. Pitt sah mit wahrem

*) Unter den Talleyrandschen Papieren im Wiener Staatsarchiv befindet sich die Abschrift eines Briefes Friedrich Wilhelm III. an seinen Gesandten Lucchesini in Paris, von Berlin den 19. Mai 1806 datiert, worin diese Beschwerde Ausdruck findet. Am Schluß der Auftrag: „Geben sie bei jeder Gelegenheit die stärkste und feierlichste Versicherung ab, daß Frankreich in allen Bestimmungen (des Vertrages vom 15. Februar), die sein wahres Interesse betreffen, in mir stets den treuesten Freund, den pünktlichsten Beobachter meiner Verpflichtungen finden werde; bringen Sie aber auch erforderlichenfalls meine innerste Überzeugung zum Ausdruck, daß es unmöglich wird, nebensächlichen Dingen einen Sinn beilegen zu wollen, die in letzter Linie zu unserem gemeinsamen Nachteil gedeihen müßten“. (S. Anhang.) Derselbe Gedanke findet sich in der Denkschrift Haugwitz' an den König vom gleichen Tage: Napoleon sollte sich — und es wäre gut ihm das begreiflich zu machen — damit begnügen, sein großes Ziel erreicht zu haben, d. i. auf die Verbindung mit Preußen in allem Wichtigen rechnen zu können, dafür aber in Fragen, die für ihn untergeordneten Wert haben, von denen aber gleichwohl das Glück vieler Einzelner, auch französischer Handelsleute, abhängt, nachgiebigerweisen. Ranke, Hardenberg, V., 348.

Herzenskummer den Frieden mit Österreich, die Heimkehr der Russen, den Zerfall der Koalition, die im Grunde sein Werk gewesen war, und sein kranker Körper erlag völlig unter den unerwarteten Schlägen; am 23. Januar 1806 ist er verschieden. Als kurz vor seinem Ende sein Blick auf die Karte von Europa fiel, befahl er sie aufzurollen, denn man werde sie vor Ablauf der nächsten zehn Jahre nicht wieder gebrauchen können. Wie ein Seher ging der geniale Mann von dannen. Das Ministerium Grenville, das auf ihn folgte, erhielt in James Fox als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ein franzosenfreundliches Element. Wir haben diesen Staatsmann als Enthusiasten für den Helden des 18. Brumaire kennen gelernt. Jetzt näherte er sich in etwas abenteuerlicher Weise der Pariser Regierung, indem er sie auf ein (wahrscheinlich von ihm erfundenes) Komplott gegen das Leben des Kaisers aufmerksam machte. Napoleon nahm gerne den Vorwand für bare Münze und ließ Fox verbindlich antworten. Aus dem Briefwechsel der beiderseitigen Minister entwickelten sich Pourparlers, als einige Wochen später Lord Seymour, Graf von Yarmouth, einer der in Frankreich bei Beginn des Krieges festgehaltenen Engländer, von dem Londoner Kabinett den Auftrag erhielt, in Verhandlungen mit Talleyrand einzutreten. Dazu kam es im Juni 1806. Dem Sieger von Trafalgar war, wenn man von ihm die Rückgabe seiner Eroberungen forderte, Malta nicht mehr gut vorzuenthalten, und Napoleons Minister bot es denn auch dem Engländer geradezu an, und obenein — als ob es nie einen preußisch-französischen Allianztraktat gegeben hätte — die Rückkehr Hannovers unter die angestammte Herrschaft. Auch Sizilien sollte seinem bourbonischen Könige bleiben, wenn England Josephs Regiment in Neapel anerkennen wollte. So versicherte Talleyrand.

Von alledem erhielt man in Berlin fürs erste keine Kunde. Dennoch konnte der König sein Mißtrauen gegen das „alliierte“ Frankreich nicht unterdrücken, das ihm so harte Bedingungen gestellt hatte. Er suchte Halt und Unterstützung bei Rußland. Herzog Karl von Braunschweig ward in geheimer Mission nach Petersburg geschickt, um dort vor allem zu begehren, daß Alexander I. die Integrität der Türkei zu achten

versprach, damit man nicht am Ende gegen ihn kämpfen müsse. Eine solche Zusicherung war zwar nicht zu gewinnen, aber man näherte sich doch so weit, daß die beiden Souveräne Erklärungen tauschten, nach denen sich der Zar verbindlich machte, alle seine Kräfte für die Behauptung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des preußischen Staates zu gebrauchen, während Friedrich Wilhelm versprach, gegen Rußland nicht Krieg zu führen, wenn ein solcher etwa aus einem Angriffe Frankreichs auf die Türkei entstehen sollte (1. und 12. Juli 1806). Es war eine neue Allianz, deren Zweck der preußische König in der allmählichen gemeinsamen Kräftigung gegen „den ebenso gewaltigen als gefährlichen Feind" erblickte, um sich „mit allen Mitteln auf den möglichst achtunggebietenden Fuß zu setzen", und die zunächst den Erfolg hatte, daß Rußland zwischen Schweden und Preußen vermittelte.*)

Die sicherste Garantie für Preußens Ruhe hätte allerdings in einem Frieden zwischen Frankreich und Rußland gelegen. Und es schien wirklich, als ob es dazu kommen sollte. Denn Alexander hatte von Verhandlungen Napoleons mit England gehört und wollte nicht, wenn sich die Beiden vertrugen, isoliert im Kriege gegen den Gewaltigen übrig bleiben. Darum ging der russische Geschäftsträger Oubril nach Paris, um zur Stelle zu sein, und schloß dort sogar am 20. Juli 1806 einen Separatvertrag ab, der, seinen Instruktionen entgegen, den Russen auferlegte, Cattaro zu verlassen und sich auf die ionischen Inseln zurückzuziehen, wogegen Frankreich binnen drei Monaten Deutschland räumen und auch die jüngst okkupierte Republik Ragusa wieder freigeben wollte. Beide Teile erkannten die Unabhängigkeit und Integrität der Pforte an. Der König Ferdinand sollte für Neapel und Sizilien durch die Balearen entschädigt werden. Dieser Vertrag, der an denjenigen erinnert, zu dem einst der Graf St. Julien beredet worden war, bedurfte allerdings noch der Ratifikation des Zaren. Kaum war das Dokument in Paris unterzeichnet, so änderte Napoleon seine entgegenkommende Haltung England gegenüber insofern, als er auch von der britischen Macht die

*) Friedrich Wilhelm an Alexander, 23. Juni 1806, in Bailleu, Briefwechsel, S. 109.

Anerkennung Josephs als Königs von Sizilien forderte. Fox war willig; er machte sich mit dem Gedanken einer Entschädigung des alten Königshauses vertraut, und Ende Juli wurde in Paris an der Hand der bisherigen Besprechungen ein Pakt entworfen, der diesen Punkt festsetzte und dafür Georg III. Malta und das Kap beließ und ihm sein Land Hannover als „Königreich" zurückgab; Preußen sollte eine Territorialentschädigung mit 400.000 Seelen erhalten. Der Entwurf enthielt manches, das in London Bedenken erregte, und anderes, das Napoleon daran bemängelte.*) Immerhin aber schickte England einen in aller Form beglaubigten Unterhändler, Lord Lauderdale, nach Paris. Nur hatte schon die Separatverhandlung Napoleons mit Rußland Fox stutzig gemacht, und als vollends die Rheinbundsakte zutage trat, die dem französischen Übergewicht auf dem Kontinente und mit ihm der französischen Konkurrenz ein neues Terrain überantwortete, da wurde auch er schwierig, verwarf die Balearen als Entschädigung Ferdinands IV., proponierte diese in Südamerika oder Westindien und wünschte in dem neuen Vertrag Englands Handelsinteressen zu wahren, worauf aber Napoleon jetzt ebensowenig einging wie 1802.**) Darauf gab man in England die Friedensidee auf und die Unterhandlungen begannen zu stocken. Bald nachher starb Fox, und mit ihm so ziemlich der einzige versöhnliche Mann, auf den Napoleon jenseits des Kanals noch rechnen konnte. In ganz Britannien fand er so bald keinen mehr. Für die schließliche Haltung dieses Staates

*) Der Entwurf, wie er aus einem von dem englischen Geschäftsträger Goddard nach Londen gesandten Exemplar in der Corresp., XIII., 10604, mitgeteilt wurde, stammt sicher nicht, wie Coquelle, Napoléon et l'Angleterre, p. 118 meint, von Yarmouth, oder wie Sorel, VII., 85, annimmt, von Yarmouth und dem französischen Unterhändler Clarke her, sondern — das geht aus den begleitenden englischen Noten Goddards hervor — von den Franzosen allein. Der Brief Clarkes — nicht Champagnys, wie Coquelle angibt — vom 31. Juli, der den Entwurf dem Kaiser unterbreitet, enthält nur die Bemerkung, daß derselbe „gestern Gegenstand der Besprechung war" („le projet de traité de paix qui était hier sur le tapis").

**) Floret schreibt in sein Tagebuch: „Die Artikel über den Handel, Sizilien und das Kap der guten Hoffnung bilden die Steine des Anstoßes". Frankreich hatte am Kap einen Freihafen verlangt.

war es bestimmend, daß — vielleicht durch dessen Einfluß — auch in Rußland die Kriegspartei wieder die Oberhand gewann. Kaiser Alexander, der zwar die Franzosen gerne aus Deutschland sich entfernen gesehen und ebenso gerne Frieden mit Frankreich geschlossen hätte, gab frankreichfeindlichen Stimmen Raum und verweigerte dem von Oubril unterzeichneten Vertrage die Sanktion.*) Er tat es umsomehr, als er durch jene Erklärung Preußens sicher geworden war, daß diese Macht nicht Frankreich anhängen werde. Auch auf ihn hatte die Kunde von der Sprengung der deutschen Reichsverfassung, als deren Garant er gerne galt, tiefen Eindruck gemacht. Er ließ in Paris erklären, nur dann Frieden schließen zu wollen, wenn Frankreich auf den Besitz von Dalmatien und Albanien verzichten, dem König Ferdinand Sizilien lassen, den von Sardinien für den Verlust Piemonts endlich entschädigen wolle. Er wußte sehr gut, daß Napoleon hierauf nicht eingehen werde, und gab gleichzeitig Befehl zu mobilisieren und die Armee an die preußische Grenze zu schieben.

Während sich in den politischen Verhältnissen der großen Mächte diese Wandlungen vollzogen, hatte Preußen in Leid

*) Es klingt nicht unwahrscheinlich, wenn der österreichische Gesandte in Petersburg, Merveldt, berichtet, Oubril habe sich mündliche, Weisungen seines Herrn zur Richtschnur genommen und daraufhin abgeschlossen. (Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, S. 226, Anm.) Man vergleiche damit, was im März 1807 der Österreicher Vincent in Warschau zu Talleyrand sagte: „Das Verbleiben der französischen Armee in Deutschland nach dem Frieden von Preßburg war der Hauptgegenstand der Sorge aller Mächte . . . Wenn der von Oubril unterzeichnete Vertrag in Rußland viele Anhänger fand, Kaiser Alexander selbst ihn ratifizieren wollte, Österreich wünschte, daß er ratifiziert werde, und eine mächtige englische Intrigue nötig wurde, um ihn zu verhindern, so war es lediglich, weil darin die Räumung Deutschlands stipuliert worden war.“ (Talleyrand an Napoleon, 12. März 1807 bei Bertrand, Lettres inédites de Talleyrand, p. 345). Damit erklärt sich auch, warum die russische Antwort bis zum 3. September auf sich warten ließ und wieso anfänglich die Nachricht nach Paris gelangen konnte, der Vertrag vom 20. Juli sei in Petersburg ratifiziert worden, was Napoleon dann als preußisches Manöver auslegte. (Siehe die „Notes sur la situation actuelle de mes affaires“ nach der Wiener Lesart in „Zur Textkritik“, S. 111, die Zeugnisse Schladens bei Ranke, Hardenberg, II., 213 Anm., und die Czartoryskis bei Schiemann, Nikolaus I. I., 274.)

und Sorge das Gewicht seiner Allianz mit Frankreich getragen. In den Augen des Königs wollte man seit ihrem Abschluß wiederholt Tränen bemerkt haben. Hatte man denn nicht sicheren Besitz für unsicheren dahin gegeben? Die abgetretenen Landschaften waren von den Franzosen besetzt worden, und doch schien sich der Verbündete noch nicht begnügen zu wollen. Da lagen in der unmittelbaren Nähe des neuen Herzogtums Berg drei Abteien mit reichen Kohlengründen; sie waren im Jahre 1802 Preußen zugefallen und gehörten nur bezüglich der landständischen Vertretung noch zu Cleve. Dennoch ließ Joachim I. von Berg — so hieß nun Murat — diese Landschaften einfach besetzen und räumte sie erst auf entschiedene Reklamation der preußischen Regierung, oder vielmehr auf des Kaisers Mahnung, mit Preußen sachte zu verkehren. Übrigens hatte Napoleon schon im März sein Auge auf Werden und Essen geworfen.*) Durch das letztere war die brandenburgische Grafschaft Mark mit Cleve verbunden, und auf die Erwerbung dieser Grafschaft zielte gleichfalls Napoleons Politik ab, dem es daran lag, den Staat Murats zu kräftigen, um auch im nördlichen Deutschland, wie im Süden, festen Fuß zu fassen. Darum wurde der französische Botschafter in Berlin geradezu angewiesen, Preußen zum offenen Kampfe gegen Schweden zu reizen, damit es demselben Pommern abnehme, seinerseits aber die Mark an Berg überlasse. Nur mit Mühe erwehrte man sich dort dieser Zumutungen. Dazu kam, daß Napoleon die zu Cleve gehörige Festung Wesel auf dem rechten Rheinufer, um einen militärischen Stützpunkt auch im Norden zu gewinnen, nicht seinem Schwager überließ, sondern mit seinen eigenen Truppen besetzte. An den Kriegsminister Dejean, der den in München residierenden Berthier vertrat, schrieb er am 7. Mai: „Wesel ist die richtige und wünschenswerte Stellung, um Belgien zu flankieren und die Nordgrenzen zu sichern. Es ist im Offensivfalle die passendste Position, um einer gegen Preußen kämpfenden Armee Rückhalt zu gewähren.“ **)

Bei dieser Haltung Frankreichs machte sich in Berlin die Befürchtung geltend, Napoleon suche nach einem Vorwand,

*) An Talleyrand, 14. März 1806 (Corresp., XII., 9969).
**) Corresp., XII., 10210. Miscell. Napoleonica, VI., 84, 93.

um einen Friedensbruch herbeizuführen und seine Macht über Preußens Grenzen hinaus auszudehnen. Schon Anfang Juli wurde der Gedanke erwogen, ob man sich nicht für diesen Fall militärisch in Stand setzen solle. Aufregende Nachrichten, die aus Süddeutschland eintrafen, schienen einem solchen Entschlusse das Wort zu reden. Napoleon selbst zeigte in Berlin die Gründung des Rheinbundes an und suchte nur den Eindruck, den die Nachricht machen mußte, dadurch abzuschwächen, daß er Friedrich Wilhelm III. aufforderte, auch seinerseits im Norden einen solchen Bund zu gründen. Kaum aber war man in Berlin auf diese Idee eingegangen, als sie sich auch schon wieder als hinfällig erwies; denn in der letzten Juliwoche meldete Lucchesini aus Paris, Lord Yarmouth habe ihm anvertraut, daß der Kaiser den Engländern Hannover zurückgeben wolle — Hannover, ohne das Preußen eine bedeutende Stellung in Norddeutschland nicht beanspruchen durfte, für dessen Besitz es so große Opfer an Land, Gut und Ansehen gebracht und von dem Napoleon noch kürzlich beteuert hatte, er denke nicht daran, es ihm abzusprechen! Wo war da noch Sicherheit? Und dazu erfuhr man, daß er Kurhessen mit Verheißungen dem Rheinbund zu gewinnen trachte, die Preußen Nachteil brachten.*) Auch sonst von überallher kamen beängstigende Rapporte. Da meldete General Blücher aus Westfalen, die Franzosen verstärkten sich in Wesel und an der Lippe, was nur den Zweck haben könne, Preußen die Mark und Westfalen für Murat abzunehmen; auch wolle Napoleon wieder Hannover besetzen lassen. Aus Regensburg und München erfuhr man, französische Truppen hätten Würzburg okkupiert, und allgemein ward erzählt, sie seien gegen Sachsen im Vormarsch. War das alles nun falsch oder wahr — und warum sollte es nicht wahr sein? — man fühlte sich dieser

*) Namentlich ein Brief des Kurfürsten Wilhelm an den König, der französische Gesandte habe ihm für seinen Beitritt zum Rheinbund westfälisches Land angeboten, soll in Berlin sehr verstimmt haben. (Floret, Journal zum 31. August.) Vergl. dazu das Schreiben Friedrich Wilhelms III. an Alexander vom 6. September über die „tentatives perfides pour détacher la Hesse“ bei Bailleu, Briefwechsel, S. 121, den Bericht Wittgensteins bei Bailleu, Preußen und Frankreich, II., 492 und das Schreiben des Kurfürsten vom 27. Juli bei Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels, II., 92.

recht- und rücksichtslos vorwärts dringenden Macht gegenüber in seiner Schwäche völlig preisgegeben und drängte wie im Fieber, aus diesem hilflosen Zustande herauszukommen. Auch Haugwitz riet jetzt — wie er schon 1803 getan hatte — zur Rüstung und Kriegsbereitschaft, und nun gab der König, der sich von Frankreich gekränkt und getäuscht fühlte, nach. Am 6. August war Lucchesinis Depesche in Berlin angelangt, und schon zwei Tage später schrieb Friedrich Wilhelm an den Zar, Napoleon habe den Engländern Hannover ohne Äquivalent*) angeboten, das heiße so viel als er wolle Preußen vernichten. Denn wenn er diesem Staate wirklich jenes Land entfremde, müsse er darauf gefaßt sein, ihn beim nächsten Kriege an der Spitze seiner Feinde zu erblicken, und um dieser Gefahr vorzubeugen, wolle er ihn jetzt, bei so günstiger Gelegenheit, wo Rußland mit ihm Frieden geschlossen habe, Österreich völlig erschöpft und England durch sein Interesse mit ihm gegen Preußen verbunden sei, allein verderben. Würde Rußland das ruhig mit ansehen? Am 9. August ward in Berlin die Mobilisierungsordre ausgegeben und dem französischen Gesandten gesagt, man rüste, weil man Napoleons unterschiedliche Maßnahmen als gegen Preußen gerichtet ansehen müsse; denn auch wenn es nur Demonstrationen wären, hielte man sich gleichwohl zu Gegenanstalten verpflichtet, um nicht, wie schon einmal — im Februar — unter dem Zwange solcher Demonstrationen zu leiden.

Waren nun Preußens Befürchtungen begründet? Wollte Napoleon wirklich den Krieg? Ja und nein. Er wollte ihn, weil er in sein System gehörte. Schon seit dem Direktorium war die revolutionäre Politik darauf gerichtet, dereinst Preußen, sowie Österreich, so weit als möglich nach Osten zu drängen. Von Napoleon insbesondere wird erzählt, er sei Friedrich Wilhelm III. seit dessen zweideutiger Haltung im Vorjahre gram geworden und habe schon im Februar 1806

*) Das war nicht ganz richtig, wie wir wissen, denn in dem Vertragsentwurf Clarke's war von einer Entschädigung Preußens durch deutsches Land mit 400.000 Einwohnern die Rede (S. oben S. 141). Dafür sollte es allerdings auf Cleve, Ansbach und Neufchâtel verzichten. Auch wünschte Napoleon, es möge davon im Vertrage keine Erwähnung geschehen. Corresp., XIII., 10.604.

dem Könige von Bayern Hoffnungen auf Bayreuth gemacht, von dem doch sicher war, daß es Preußen ebensowenig ohne Kampf aufgeben würde, wie Hannover. Eine andere Frage aber ist, ob Napoleon jetzt, im Sommer 1806, den Krieg gegen die norddeutsche Großmacht plante. Und das ist doch sehr zweifelhaft. Es mag sein, wie Talleyrand in seinen Memoiren erzählt: „Der Friede zwischen England und Frankreich war ohne Rückstellung Hannovers unmöglich. Da sagte sich Napoleon: „Preußen, das Hannover aus Furcht genommen hat, wird es auch aus Furcht wieder herausgeben; ich werde es dafür mit Versprechungen entschädigen, die der Selbstliebe der Regierung genügen werden und mit denen sich das Land zufrieden geben muß." Allerdings hatte seine Armee in Deutschland eine Angriffsposition auch gegen Preußen inne, ihre Anwesenheit galt aber doch hauptsächlich — von dem finanziellen Momente der Truppenernährung auf fremde Kosten abgesehen — Österreich. „Wenn der Kaiser von Deutschland", heißt es in seinem Briefe vom 16. Juli an Berthier, „auch nur die kleinste Schwierigkeit gegen meine Maßregeln in Deutschland erhebt, ist es meine Absicht, meine ganze Armee zwischen dem Inn und Linz vorzuschieben." Als dann aber die Zustimmung Franz I. zur Stiftung des Rheinbundes erfolgt und der Vertrag mit Oubril abgeschlossen war, der die Räumung Deutschlands durch die Franzosen unter seinen Bedingungen enthielt, traf Napoleon wirklich Anstalten, seine Soldaten zurückzuziehen. Am 17. August schrieb er darüber an Talleyrand und Berthier und wies den Letzteren an, die österreichischen Kriegsgefangenen heimzuschicken. Als er in diesen Tagen von der preußischen Mobilisierung hörte, verlachte er sie als den Ausdruck einer ungerechtfertigten Angst. Am 23. erhielt sein Gesandter in Berlin die Weisung, den König mit der kleinen Lüge zu beruhigen, man sei in Paris, um Preußen Hannover zu erhalten, eben im Begriffe gewesen, die Verhandlungen mit England abzubrechen, als man dort zu rüsten begann. Noch am 26. August wandte sich Napoleon an Berthier: „Das Berliner Kabinett ist von einem panischen Schreck erfaßt. Es bildet sich ein, in unserem Vertrage mit Rußland stünden Klauseln, die

ihm mehrere Provinzen entfremden. (Das war von Lucchesini in der Tat unrichtigerweise gemeldet worden). Dem sind seine lächerlichen Rüstungen zuzuschreiben, denen man keine Aufmerksamkeit zu schenken hat, da es wirklich meine Absicht ist, die Truppen nach Frankreich heimkehren zu lassen.“ Er schenkte ihnen aber doch etwas Aufmerksamkeit, denn der Marschall sollte zwar verbreiten, daß alle Streitkräfte nach Frankreich zurückkehrten, nur nichts davon über den Rhein gehen lassen. Aber eine Woche später stand die Sache schon ganz anders. Da war die Nachricht aus Petersburg eingetroffen, daß der Zar den Vertrag vom 20. Juli nicht akzeptiere, und nun gewannen plötzlich jene Rüstungen in Napoleons Augen eine besondere Bedeutung, indem er aus dem Zusammenfallen der beiden Tatsachen auf ein Einverständnis zwischen Rußland und Preußen schloß, namentlich als zu gleicher Zeit mit dem russischen Kurier auch General Knobelsdorff aus Berlin einlangte und im Namen seines Königs die Räumung Deutschlands begehrte. Knobelsdorff hatte Lucchesini zu ersetzen, dessen Entfernung von Napoleon gewünscht worden war, und war im Grunde nur noch, um Zeit zu gewinnen, nach Paris geschickt worden. Nahm man hinzu, daß auch England nicht mehr an Frieden mit Frankreich dachte, so ist es nicht zu verwundern, wenn Napoleon das Vorhandensein einer neuen Koalition annahm, ähnlich der des Vorjahres, nur daß Österreich durch Preußen ersetzt war. In dieser — übrigens irrigen — Voraussetzung widerrief er sofort den Marschbefehl der deutschen Armee, erkundigte sich bei Berthier nach der Beschaffenheit der Elbe und Saale, ließ Karten anschaffen und weigerte sich Knobelsdorff gegenüber, das Verlangen Friedrich Wilhelm III. zu erfüllen, solange das preußische Heer auf dem Kriegsfuß bleibe. Preußen sollte zuerst abrüsten, dann sei auch er dazu bereit; ja, er machte sich noch Mitte September anheischig, jeden entscheidenden Schritt bis zur Rückkehr eines Kuriers aus Berlin zu verschieben, wenn die preußischen Gesandten — Lucchesini befand sich noch in Paris — ihn schriftlich darum ersuchen wollten.*)

*) S. „Notes sur la situation actuelle de mes affaires“ vom 12. September 1806 bei Lecestre, Lettres inédites, I., 124. Dazu „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I.“ S. 109.

Mit seinem kalten klaren Blick überschaute der Franzosenkaiser die Lage. Er sah nur zwei Möglichkeiten vor sich, die er in einem Briefe vom 12. September 1806 seinem Gesandten in Berlin vor Augen legen ließ. „Entweder hat Preußen,“ heißt es da, „nur aus Furcht gerüstet: in diesem Falle müßte es, da zur Bewaffnung kein Motiv mehr vorhanden ist, die Rüstungen einstellen, um so mehr, als sie ihm viel Kosten verursachen. Oder es wollte sich für den Moment in Stand setzen, wo seine mit Rußland, England und Schweden getroffenen oder noch zu treffenden Vereinbarungen ruchbar würden: dann erfordert es die Politik des Kaisers, von der guten Jahreszeit zu profitieren, um vor den Schweden und Russen in Berlin zu sein, die Feinde vor ihrer Vereinigung anzugreifen und vereinzelt zu schlagen. Auf diese beiden Fälle schränkt sich die ganze Frage ein, es gibt kein Drittes. „Möglichkeiten“, „Wahrscheinlichkeiten“, „innerste Überzeugungen“ sind in den Augen Seiner Majestät nur leere Chimären, durch die sie sich nicht täuschen läßt. Wenn allenfalls noch eine andere Hypothese, als die beiden erwähnten, denkbar wäre, so könnte es nur die sein, daß die Vorsehung, die den Kaiser bisher leitete, Berlin dazu ausersehen hat, am Jahrestage seines Einzuges in Wien in seine Hände zu fallen.“ In diesen Tagen war es, wo er dem englischen Unterhändler vorschlagen ließ, er wolle nicht Krieg gegen Preußen führen, wenn Britannien auf den Vertragsentwurf vom Ende Juli einginge, d. h. Sizilien zugestehe? Lauderdale wäre vielleicht dazu bereit gewesen, wagte aber doch nicht ohne neue Weisung aus London zu unterzeichnen. Diese lautete ablehnend und damit waren die Verhandlungen mit England so gut wie beendet.*) Die Antwort hatte Napoleon erwartet. Das letzte

*) Über dieses letzte Stadium der englisch-französischen Unterhandlung vgl. man Coquelle, a. a. O., S. 136 ff., immer in der irrigen Meinung, der für Frankreich so günstige Vertragsentwurf sei ein Werk der Engländer und Napoleon unklug gewesen, darauf nicht einzugehen, wodurch das ganze Bild verschoben wird. Schon Fox hatte auf seinem Krankenlager gesagt, an die Unterhandlung sei nicht mehr zu denken (Adair, Geschichtliche Denkschrift, S. 416). Die Weigerung Englands ist später von französischer Seite publizistisch verwertet worden, allerdings nicht ohne daß Napoleon sich an der Zurechtlegung des Stoffes

Anerbieten war offenbar nur eine Probe darauf gewesen, ob wirklich, wie er meinte, eine neue Koalition im Werden war. Dazu kamen geheime Kundschaften aus Berlin nach Paris, die den Krieg höchst wahrscheinlich machten. „Alle deuten auf Krieg," schrieb Talleyrand am 19. September an Laforêt, „alle kündigen ihn an, so daß es unmöglich ist, nicht daran zu glauben, Preußen sei dieses Mal die Avantgarde einer Koalition. Der Kaiser hat sich auf alles vorbereiten müssen. Er hat jetzt die Garde abziehen lassen und die Versammlung der Armee an den Grenzen von Berg, Hessen und Sachsen in Deutschland befohlen." *)

Alles kam nun darauf an, ob Preußens König auf des Kaisers Ansinnen einging. Er hatte wirklich aus „Furcht" gerüstet, aber dieselbe Furcht hielt ihn jetzt ab, zu demobilisieren. Und wenn es diese Furcht nicht allein war, so war es außerdem die Rücksicht auf die Machtstellung des Staates, die in dem neu erworbenen Hannover bedroht schien, auf Ehr und Majestät des Thrones und schließlich auf ein volkstümliches Element des Widerstandes gegen Frankreich, das jetzt zum erstenmal deutlicher hervortrat. Denn es ließ sich nicht leugnen, im deutschen Volke war eine nationale Reaktion gegen das internationale Eroberungssystem Napoleons im Werden. Durch die souveräne Willkür, mit der sich Dieser den republikanischen Formen der Revolution entzogen, hatte er sich jene deutschen Demokraten zu Gegnern gemacht, die noch zur Zeit des Direktoriums voll Enthusiasmus für Frankreichs „befreiende" Politik gewesen waren; durch seine grenzenlose Herrschsucht hatte er diejenigen gegen sich aufgebracht, die der Selbständigkeit ihres Volkstums Wert beimaßen, an ihren angestammten Dynastien hingen und deren Verkleinerung mit Widerwillen ansahen. Freilich gab es da-

stark beteiligt hätte. (S. Corresp., XXI., 17178 u. 17197 den Bericht Champagnys vom Dezember 1810 über die Verhandlungen Frankreichs mit England, Anmerkung.) Man bedauert es hier wieder, wie so oft, daß die Briefe Napoleons keine wissenschaftliche Herausgabe erfahren haben. Sie hätte hier ersichtlich gemacht, was an Champagnys Rapport von Napoleon für den Druck geändert wurde.

*) Bailleu, Preußen und Frankreich, II., 571.

neben Millionen, die, jeder politischen Empfindung bar, nur dem materiellen Erwerb und Genuß lebten und deshalb die sklavische Ruhe unter der Faust des gewaltigen Fremden dem Kampf um Unabhängigkeit und freie Selbstbestimmung vorzogen, daneben wieder ernste Geister, denen das Gleichheitsprinzip Frankreich sympathisch gemacht hatte, die in der weltbürgerlichen Vereinigung der Völker — mochte sie wie immer zustande kommen — ihr Ideal erblickten und deshalb auch Napoleon als Werkzeug dieser Idee nicht widerstrebten, und wieder andere, die ihn selbst als Behelf nationaler Einigung auffassen zu können glaubten und im Rheinbunde, dem „dritten Deutschland", die Ansätze zu einem festeren deutschen Staatsgebilde erblickten, dessen Konsolidierung die Rivalität von Österreich und Preußen mit ihren außerdeutschen Interessen bisher gehindert hatte. Aber gegen alle diese Nachgiebigen traten jetzt, in der ersten Hälfte des Jahres 1806, einige der Tüchtigsten des Volkes auf: Schleiermacher mit seinen Predigten vom Werte der Nationalität, Fichte mit seinen Reden an die deutschen Krieger, Ernst Moritz Arndt mit seinem Buche vom „Geist der Zeit" und dem vernichtenden Verdikt über des Korsen universale Herrschsucht. So im Norden. Im Süden entstanden Broschüren und Flugschriften, die der Klage über die unwürdige Stellung der Nation unter dem fremden Kommando unverblümt Ausdruck gaben. Denn daß Napoleon nach geschlossenem Frieden seine Armee, als ob sich das von selbst verstünde, auf deutschem Boden schalten und sich erhalten ließ, empfand man als Schmach und Schande. Der Franzosenkaiser hatte Kenntnis von dieser neuen populären Bewegung und unterschätzte sie nicht; aber er hoffte sie mit einem Schlage, durch Beispiele unerbittlicher Strenge, zurückscheuchen zu können. Darum befahl er Berthier, gegen die Verleger und Verbreiter jener politischen Libelle nach Kriegsrecht einzuschreiten, d. h. sie vor ein Militärgericht zu stellen und nach 24 Stunden erschießen zu lassen. Die Motivierung des Urteils sollte dahin lauten, daß, „da der Befehlshaber einer Armee für deren Sicherheit zu sorgen hat, jene Individuen, welche die Bevölkerung gegen diese Armee

aufreizen, dem Tode verfallen sind“ (5. August 1806).*) Das hätte noch allenfalls einen Sinn gehabt im Kriege und in Feindesland, hier aber, im Frieden und in verbündeten Ländern, war eine solche Maßregel nur die nackte Grausamkeit. Ein Opfer sollte sich alsbald finden. Eine dieser Broschüren: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ des Konsistorialrates Yelin berichtete Empörendes von den fremden Truppen. Der Nürnberger Buchhändler Palm hatte sie verbreitet. Er ward verhaftet und, da er zu flüchten vermied, in Braunau am 25. August 1806 füsiliert. Ein Sturm von Entrüstung und Verzweiflung ging durch ganz Deutschland. Was die Hinrichtung Enghiens für die Fürsten gewesen war, das wurde die Ermordung Palms für das Volk. Mehr als an irgendeinem anderen Ereignis hat sich der deutsche Franzosenhaß an diesem genährt, und Friedrich Gentz konnte aus Sachsen an den österreichischen Diplomaten Starhemberg schreiben: „Der Krieg wird ein Nationalkrieg sein in der vollen Bedeutung des Wortes; binnen kurzem wird er ganz Deutschland erfüllen. Die letzten Attentate der Franzosen, vor allem jenes, dessen Kunde soeben alle Gemüter entsetzt hat, haben die Nation in einer Weise aufgeregt, daß allenthalben sizilianische Vespern den ersten Erfolg der Preußen begleiten werden.“ **)

Dieser populären Strömung konnten sich auch die leitenden Kreise Berlins nicht verschließen. Dort stand übrigens schon seit ein paar Jahren der „französischen“ — wie man die friedliebenden Anhänger der Neutralitätspolitik nannte — eine „Kriegspartei“ gegenüber, die 1804 zu einem engen Widerstandsbunde mit Österreich geraten hatte, im Jahre darauf unbedingt für den Anschluß an die Koalition gewesen war und jetzt endlich ihre Zeit gekommen sah. Zu ihr gehörten: der Finanzminister vom Stein, die Generale Blücher, Rüchel und Phull, die Gelehrten Johannes von Müller und Alexander von Humboldt u. a. Ja, selbst am Hofe, in

*) Corresp., XIII, 10597.

**) Thürheim, Ludwig Fürst Starhemberg, S. 355. Über die nationale Bewegung und die Wirkung der Hinrichtung Palms, siehe auch Montgelas, Memoiren, S. 132.

der unmittelbarsten Nähe des Königs, zählte sie ihre Anhänger: die Königin Luise, die Prinzessinnen Wilhelm und Radziwill, die Prinzen Louis Ferdinand, Wilhelm, Heinrich und Oranien, alle bekannten sich zu ihr und redeten dem kriegerischen Aufschwunge des Staates statt dessen friedsamer Hinfälligkeit das Wort. Was aber auf den ruheliebenden König den meisten Eindruck machte, war, daß namentlich in der Armee, teils in ernster Besonnenheit, teils in dünkelhaftem Übermute, ein durchaus antifranzösischer Geist zutage trat; das Korps der Offiziere begehrte stürmisch Haugwitzens Entlassung, huldigte Hardenberg, der sich Napoleon verhaßt gemacht hatte, und manche setzten sich sogar über die Disziplin hinweg. Das war bisher unerhört im preußischen Heere und so überraschend für Friedrich Wilhelm, daß er einen Augenblick an Abdankung dachte. Von Abrüstung, wie sie Napoleon forderte, konnte da nicht die Rede sein. Am 18. September schrieb Haugwitz an den Herzog von Braunschweig, der in Thüringen die Armee versammelte: „Was immer kommen mag, der König hat über seine Haltung einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt: es wird ein Ultimatum nach Paris gesendet werden und seine Ablehnung den Bruch entscheiden.“ Da man über die Antwort nicht im Zweifel sei, werde das Schriftstück, um Zeit für die Kriegsvorbereitungen zu gewinnen, aus dem Hauptquartier abgehen. Darin wurde das Begehren Napoleons abgewiesen und nochmals die Forderung auf Zurückziehung der französischen Armee gestellt. Längstens bis 8. Oktober wollte man die entscheidende Antwort haben.*)

*) Das Schreiben Haugwitz' bei Bailleu, II., 570. Ob freilich Friedrich Wilhelm nicht doch noch darauf rechnete, daß Napoleon ein friedliches Abkommen ermögliche, läßt sich nicht endgültig beantworten. Knobelsdorff scheint er — sowie Haugwitz im Vorjahre — im verträglichen Sinne instruiert zu haben. S. den Bericht Laforêts vom 26. August ebenda, II., 540. Und wenn noch gegen Ende September, aus dem thüringischen Hauptquartier heraus, Scharnhorst (bei Lehmann, I., 424) schreibt: „Es kommt mir vor, als wenn man noch Etwas von dem von Paris zurückkommenden Kurier, der den 8. bis 10. Oktober eintreffen kann, erwartete, wodurch die Sache beigelegt werden könnte“, so ist diese Äußerung sicher nicht ohne bestimmte Anhaltspunkte gemacht worden. Vgl. auch Delbrück, Gneisenau, I.², 58.

Nur widerstrebend und gerechter Sorge voll hatte sich der König dazu bestimmen lassen. Er durfte allerdings auf Rußland zählen, seitdem es den Frieden mit Frankreich verworfen hatte, aber die Unterstützung des Zaren, der ihn beschwor, Napoleons Ansinnen abzulehnen und gerüstet zu bleiben, konnte im besten Falle nicht vor Ende November auf dem Kriegsschauplatz eintreffen. Mit England mußte erst der herrschende Zwist beigelegt werden, um die unentbehrlichen Subsidien zu erhalten. Man hatte nur Sachsen zum Verbündeten, das allzu langsam rüstete, indes der Kurfürst von Hessen sich aus Eigensucht neutral hielt; im übrigen war man auf die eigenen Kräfte angewiesen. Friedrich Wilhelm überschätzte sie nicht.*) In den Friedensjahren waren die Mängel in der Kriegsverwaltung völlig eingerostet; die Armee hatte so gut wie keinen Führer, denn der einzig Berufene, der Herzog von Braunschweig, war unschlüssig und altersschwach und — wie ihn ein Zeitgenosse richtig zeichnete — „mehr geeignet, Befehle anzunehmen als zu erteilen.“ Unter solchen Verhältnissen war es freilich eine ungeheuere Verwegenheit, sich dem sieggewohnten Eroberer entgegenzustellen. Dieser selbst mochte lange nicht daran glauben und erklärte das Beginnen Preußens schlechtweg als verrückt. „Sagen Sie“ — so schreibt er noch am 10. September an Berthier — „insgeheim dem Könige von Bayern, daß er Bayreuth erhalten soll, wenn ich mich mit Preußen verfeinde; ich glaube jedoch noch nicht daran, daß es diese Torheit begehen wird.“ Im Innersten aber war er doch recht besorgt, daß Friedrich Wilhelm am Ende noch abrüsten und ihm so die günstige Gelegenheit

---

*) Montgelas erzählt: „Den König selbst machten sein Charakter und seine Grundsätze jeder kriegerischen Unternehmung abgeneigt, und er folgte mehr äußeren Antrieben als einem eigenen festen Entschluß. Er fürchtete Napoleons überwiegendes Genie und hatte wenig Vertrauen auf seine eigenen Streitkräfte, die ihm nicht in der Verfassung zu sein schienen, mit Erfolg Krieg zu führen. Es ist ziemlich zweifellos, daß er sich mit dem Gedanken zur Armee begab, er werde eine Schlacht verlieren und hieraus den Vorwand zum Abschluß des Friedens entnehmen können, indem hiernach auch die Ungläubigsten von der Unmöglichkeit des Widerstandes überzeugt sein würden“. Memoiren, S. 146.

rauben könnte, ihn allein zu überwältigen. Die preußische Armee genoß in Europa — insbesondere ihre Kavallerie — einen vorzüglichen Ruf, von dem sie namentlich selbst zumeist erfüllt war, und Napoleon teilte die allgemeine Ansicht und war nicht ohne Unruhe. Um so mehr mußte er darauf bedacht sein, dieses Heer isoliert zu fassen und zu vernichten. Darum wird der preußische Gesandte in Paris ohne Erklärung hingehalten, der französische in Berlin angewiesen, sich zu keinerlei Abrede bewegen zu lassen und, im äußersten Falle, lieber krank zu werden, darum sind in aller Stille seit Wochen schon die verfügbaren Streitkräfte an den Rhein und nach Aschaffenburg unterwegs, um mit 100.000 Mann neuausgehobener Truppen das Heer in Deutschland zu verstärken, darum verläßt der Kaiser selbst am 25. September plötzlich, ohne dem Senat Mitteilung zu machen, Paris und reist eilig nach Mainz, wo er die entscheidenden Anordnungen trifft. Der Krieg hatte begonnen.

Viertes Kapitel.

Von Jena nach Tilsit.

Die gute Meinung, die Napoleon von der preußischen Armee hegte, ließ ihn jetzt mit noch größerer Vorsicht zu Werke gehen als im Vorjahre gegen die Österreicher. War sie doch die Schöpfung des großen Friedrich, den er so hoch stellte, und ihre Generale konnten, wenn sie achtsam gewesen waren, aus den Feldzügen von 1800 und 1805 seine strategischen Manöver kennen gelernt und sich zu deren Abwehr vorbereitet haben. „Ich glaube," sagte er, „daß wir mehr zu tun haben werden als mit den Österreichern," und an Soult schrieb er, er habe seine Kräfte denen des Feindes überlegen gemacht, weil er nichts dem Zufall überlassen und den Gegner, wo er Stand halte, mit doppelten Kräften angreifen wolle.*) Mit acht Korps (einschließlich der Garde) unter den bewährten Führern, mit einer starken Kavallerie-

*) Corresp., XIII., 10941.

reserve unter Murat und einem bayrischen Hilfskontingent, in Summe mit über 170.000 Mann, will er Preußen angreifen, und zwar von Süddeutschland her auf der Linie Bamberg-Berlin, die er schon seit Wochen von französischen Offizieren hat bereisen lassen. Er denkt diesen Vorstoß zwischen dem Thüringerwald und dem Fichtelgebirge so rasch und wuchtig zu führen und das Herz der preußischen Monarchie so ernstlich zu bedrohen, daß voraussichtlich der Gegner, den er in Thüringen vermutet, sich auf Magdeburg zurückzog, um von dort zum Schutze der Hauptstadt herbeizueilen. So schreibt er noch aus Straßburg an den König von Holland. Seine Rückzugslinie war an die Donau, wenn ihm der Feind früher entgegentrat; wurde sie ihm durch einen Vormarsch des Gegners nach Süddeutschland verlegt, so ging er über ihn hinweg auf der Linie Leipzig—Frankfurt an den Rhein, welchen Fluß Bruder Ludwig von Wesel her und ein besonderes Korps unter Mortier bei Mainz zu verteidigen hatten; suchte der Gegner seinen linken Flügel zu umgehen, was er für wahrscheinlich hielt, dann wird er ihn gegen den Strom drücken.*) So auf alle Fälle vorbereitet, konnte er seine ganze Armee nach Osten vorschieben, ohne den Raum zwischen Rhein und Franken besetzt zu halten. Denn das war ihm das Wesentliche — und er hatte im Vorjahre Erfahrungen gemacht — daß er das Heer gänzlich in der Hand behielt „wie ein Major sein Bataillon". Am 5. Oktober 1806 erteilt er den Korps seine Befehle: sie hatten von Bamberg und Bayreuth weg, wo sie konzentriert standen, zunächst in drei Kolonnen nach Koburg, Lobenstein und Hof zu marschieren, von wo er sie über Saalfeld und Schleiz auf Gera dirigieren will. Unterdessen mußten Stellung und Absicht des Feindes völlig klar werden.

Wenn sie es dem Feinde nur selber wurden! Aber im preußischen Hauptquartiere sah es nicht nach zielbewußtem Willen aus. Im Vorjahre hatte man noch ein Heer von 250.000 Mann aufgebracht, jetzt betrug die Streiterzahl kaum die Hälfte, jedenfalls stand sie der des Gegners weit nach,

*) Corresp., XIII., 10920.

da es nicht gelungen war, alle die norddeutschen Streitkräfte zu gewinnen. Der König hatte den Oberbefehl dem Herzog von Braunschweig, demselben, der in den Jahren 1792 und 1793 das deutsche Heer kommandierte, übertragen, war aber dann — um sich nicht vom Felde der Ehre fernzuhalten — selbst zur Armee gekommen. Das hatte seine schlimmen Folgen. Seine militärische Umgebung beeinflußte ihn wider die Anordnungen des Generalissimus, so daß man bei den schwachen Charaktereigenschaften des nachgiebigen Herzogs bald nicht mehr wußte, „ob man das Hauptquartier königlich oder herzoglich nennen solle“, wie einer der beteiligten Offiziere am 6. Oktober schrieb. Dieser Offizier war der Oberst Scharnhorst, Generalstabschef im Hauptquartier. Er hatte schon vor Wochen einen Kriegsplan für den Angriff ausgearbeitet, dessen hohen Wert spätere Kritik zu schätzen gewußt hat: mit der ganzen Armee über den Thüringerwald zu gehen und für die treffliche Kavallerie die Ebene zu gewinnen. Danach wäre man im Aufmarsch dem Gegner um vierzehn Tage voraus gewesen, was einen vollen Erfolg versprach. Damit stimmte Braunschweigs eigene Meinung überein, die ganze Armee bei Naumburg zu versammeln und für den Fall der Offensive ins Bayreuthsche nach Bamberg, Würzburg, Ansbach zu rücken. Dafür wurde es aber zu spät. Einmal, weil einzelne Armeeteile noch lange nicht zur Stelle waren, dann weil das verbündete Sachsen erst in der letzten Septemberwoche mobilisierte, und weil überdies der König doch noch so sehr am Frieden hing, daß er um alles nicht als Störer desselben erscheinen mochte. Er wollte vielmehr jenen 8. Oktober abwarten, bis zu welchem Tage er in seinem Ultimatum Frankreichs Antwort zu erhalten wünschte. Die Antwort blieb aus. Anstatt ihrer kamen die Franzosen selbst und machten die Ausführung jenes Planes unmöglich. Er war inzwischen am 25. September durch einen andern ersetzt worden. Die Armee ward unter drei selbständige Kommandos verteilt, schon mit Rücksicht auf den „regierenden“ Fürsten Hohenlohe, der, wie man meinte, nicht gut unter dem Herzog von Braunschweig dienen konnte. Der Armeeteil auf dem rechten Flügel, General Rüchel, sollte am 7. Oktober von

Eisenach weg an die Fulda rücken, um den Anschluß der Hessen zu erleichtern — der nicht erfolgte — und Blücher aus dem Norden aufzunehmen. Die beiden anderen, d. i. die Hauptarmee unter Braunschweig und Hohenlohe auf dem linken Flügel, sollten nebeneinander über den Thüringer Wald an die Werra rücken. Aber auch daraus wurde nichts. Das Vorgehen der Franzosen im Osten, von dem man erfuhr, machte jeden Offensivplan zunichte und drängte die Preußen in die Defensive, wofür die Aufstellung — das Zentrum unter Braunschweig bei Erfurt, der rechte Flügel unter Rüchel bei Gotha, der linke unter Hohenlohe bei Weimar — durchaus ungünstig war. Nach langen Debatten am 6. Oktober ward der Marsch über den Thüringer Wald aufgegeben und Hohenlohe an die Saale vorgeschickt, worauf seine Truppen am 9. bei Schleiz mit der mittleren und am 10. bei Saalfeld mit der westlichen französischen Kolonne ins Gefecht kamen. Hier, bei Saalfeld, war es, wo Prinz Louis Ferdinand, der die Vorhut kommandierte, den Tod fand, ein Ereignis, erschütternder in seiner Wirkung auf die Armee als die verlorene Affaire. Mehrere Generale verlangten kategorisch die Absetzung des Oberkommandanten, dem sie die Verkehrtheiten der Leitung zur Last legten, während ihn doch nur der Vorwurf treffen konnte, fügsam gehorcht zu haben, wo er zu befehlen hatte.

Indes sich die Dinge bei den Preußen so ungünstig als möglich gestalteten, hatte sich Napoleon bei seinem Vormarsch auf Gera, wo er noch am 10. den Feind vereinigt glaubte, über dessen Stellung besser orientiert. Er vermutete Tags darauf dessen Hauptkraft bei Erfurt, was auch ungefähr zutraf; in Wahrheit befanden sich die Preußen zwischen Erfurt und Jena. Sogleich erkannte er die Möglichkeit, sie zu umgehen. Am 12. Oktober befiehlt er, daß die ganze Armee die Direktion nach Norden verlasse und links gegen die Saale einschwenke — dasselbe Manöver, welches er vor einem Jahre nach seinem Übergange über die Donau und 1800 jenseits des Po ausgeführt hatte — und noch am selben Tage langen Murat mit seinen Reitern und Davout mit seiner Avantgarde von Gera her in Naumburg an. Als man im

preußischen Hauptquartier hievon hörte, war die Bestürzung ungemein, denn man hatte es an sorgfältiger Erkundung über den Feind nahezu völlig fehlen lassen. Will Braunschweig jetzt der Umarmung durch den Feind ausweichen, so muß noch in derselben Nacht der Befehl zum Aufbruch nach Norden erteilt werden. Aber als ob das Selbstverständliche sich nicht von selbst verstünde, wurde auch dieser Gedanke erst am nächsten Morgen kostbare Stunden lang durchgesprochen, ehe man ihn ausführte.*) So geschah es, daß Davout, der von Naumburg her über Apolda dem bei Weimar stehenden Feinde in den Rücken fallen sollte, bei Auerstedt die Hauptarmee unter Braunschweig im Marsch antraf und Napoleon mit dem Gros seiner Truppen, von Gera herankommend, bei Jena Hohenlohe noch erreichte, der die Arrieregarde zu bilden und den Abzug nach Norden zu decken hatte.

An beiden Orten kam es am 14. Oktober zur Schlacht. Napoleon hatte sie schon seit mehreren Tagen herbeigesehnt. Jetzt glaubte er sich bei Jena der feindlichen Hauptmacht gegenüber, zog alle verfügbaren Korps an sich und griff Hohenlohe mit großer Überlegenheit an. Am Frühmorgen, noch im Nachtdunkel, ritt er an die Truppen des Marschalls Lannes heran, die schon bei Saalfeld gefochten hatten und nun zuerst ins Feuer kommen sollten, und erinnerte sie an die Siege des Vorjahres und wie die Sache jetzt ebenso läge wie dazumal, als sie Mack fingen. Dieses Korps hat dann im Verein mit der Avantgarde Neys auf dem Landgrafenberg dem Vorstoß des feindlichen Zentrums so herzhaft widerstanden, daß der Kaiser die Garde als Reserve sparen konnte, bis neue Kräfte anlangten.**) Dann war der Feind bald überwunden. Viel hatte dazu beigetragen, daß Hohenlohe auf seinem rechten Flügel

*) Wie vieles andere hätte das preußische Hauptquartier von Napoleon auch lernen können, im Kriege sehr früh zu Bette zu gehen und um Mitternacht, nachdem alle Nachrichten vom Abend eingelaufen waren, das neue Tagewerk zu beginnen.

**) Hier war es, wo aus einem Gliede der Gardelinie plötzlich hinter Napoleon der angstbewegte Ruf „Vorwärts!“ erscholl und der Kaiser den vorlauten Sprecher mit den Worten zurechtwies, er möge warten, bis er in zwanzig Schlachten werde kommandiert haben, ehe er es wage, ihm zu raten. Corresp., XIII., 11009. 5. Bulletin.

den begonnenen Angriff auf das Dorf Vierzehnheiligen nicht energisch durchführte, sondern zögernd seine Linien dem Feuer der Tirailleure Augereaus aussetzte, dem sie nicht Stand hielten, während auf der anderen Seite eine durch das Rautal vordringende französische Division vom Korps Soults eine preußische zurückwarf. Hohenlohe hatte gezögert, weil er Verstärkungen erwartete, die ihm von Rüchel in Aussicht gestellt worden waren. Rüchel kam wohl, aber erst, als die preußischen Bataillone bereits geworfen waren; anstatt sie nun aufzunehmen, opferte er den größten Teil seiner eigenen Truppen in einer nunmehr fruchtlosen Attacke; auch er mußte zurück.*) Da stürzte sich dann Murats Kavallerie auf die Weichenden, und in wilder Hast, zum Teil in voller Auflösung, floh die Armee der Preußen gegen Erfurt.

Während dies bei Jena geschah, wo 53.000 Preußen 78.000 Franzosen, (in den entscheidenden Stunden jedoch nur 54.000), gegenübergestanden hatten, war Braunschweig bei Auerstedt mit Davout ins Schlagen gekommen. Und trotz der fast doppelten Übermacht, über welche die Preußen hier verfügten — es standen ihrer 50.000 gegen 27.000 Franzosen — ging ihnen doch auch diese Schlacht verloren. Anfangs, nach einem übereilten Kavallerieangriff Blüchers, im Vorteil, hätten sie den Sieg erringen müssen, wenn sie nicht der dichte Nebel stundenlang an einer richtigen Schätzung des Gegners und einer kräftigen Aktion gehindert hätte — derselbe Nebel, der allerdings die Franzosen nicht abhielt, das strittige Dorf Hassenhausen gegen drei nacheinander eintreffende, schwerfällig agierende preußische Divisionen siegreich zu verteidigen und allmählich ihre Streitkräfte zu versammeln — und wenn General Kalckreuth seine Reserven (18.000 Mann) ins Feuer geführt hätte. Dieser tat es nicht, weil er keinen Be-

*) Bezüglich der Ursache der Säumnis Rüchels vergleiche man die Stelle im Berichte Friedrich Wilhelm III. über die Schlacht bei Auerstedt, wo der König Jenem mitteilen läßt, er würde es „gerne sehen“ „wenn er nach Möglichkeit, und wenn er keinen Feind vor sich hätte, uns zum Soutien heranrücken möchte“. (Bailleu, Deutsche Rundschau, Dezember 1899, S. 394.) Das Schwanken Rüchels zwischen dem Entschluß, nach Jena oder nach Auerstedt zu gehen, mag Zeit gekostet haben.

fehl dazu erhielt, und einen Befehl konnte er nicht erhalten, weil der Oberfeldherr, zu Tode verwundet, nicht mehr zu kommandieren vermochte und jede einheitliche Leitung aufhörte.*) So wurde es unmöglich, sich die Straße über Naumburg freizumachen, und der König, der jetzt das Oberkommando an sich nahm, befahl den Rückzug auf Weimar, wo er noch Rüchels und Hohenlohes Scharen intakt zu finden hoffte. Aber statt auf die Genossen traf er auf den triumphierenden Feind — ein Augenblick grausamster Enttäuschung und ernster persönlicher Gefahr zugleich. Bald war das Hauptquartier mit den Resten der Armee in haltloser Flucht vor den nachrückenden Franzosen. Anstatt sich zu sammeln, löste sich das Heer fast völlig auf, die Desertion ward allgemein, die Disziplin ging dahin. Von 120.000 Soldaten waren bald nur noch 10.000 Mann regulärer Truppen übrig, die Hohenlohe im großen Bogen über Nordhausen, Magdeburg, Neu-Ruppin nach dem ukermärkischen Prenzlau führte, um dort vor Murat zu kapitulieren. Der hatte ihm versichert, das Korps sei von 100.000 Franzosen umgeben, was ebensowenig der Wahrheit entsprach, als im Vorjahre das Märchen vom abgeschlossenen Frieden, wo es die Erhaltung der Wiener Donaubrücken galt. Andere kleinere Abteilungen ergaben sich ebenfalls, die von Blücher geführte nicht ohne heldenhafte Gegenwehr — eine Ausnahme. Dazu öffneten sich die wichtigsten Festungen dem Feinde, und die Hast, mit der sie es taten, war ein Schimpf ohnegleichen. So Erfurt, so Magdeburg, wohin sich eine bei Halle geschlagene Reservearmee geflüchtet hatte, so Stettin und Küstrin. „Das waren Greuel!“ schreibt der Hauptmann von Gneisenau an eine Freundin, „tausendmal lieber sterben als dies wieder erleben. Das wird wunderbare Zeilen in der Geschichte geben.“

*) „Sowie der Herzog blessiert war“, schreibt der König in seinem Berichte, „hörte die eigentliche Führung des Ganzen auf, weil Niemand sich des Kommandos anzunehmen imstande war, oder vielmehr, weil ein jeder der Hauptanführer bereits den Kopf verloren hatte“. Auch daß „die Infanterie wenig Routine im Richtigschießen“ hatte, daß „die Reserven gar nicht aufzufinden waren“, und „der gänzliche Mangel an guten Spezialkarten von diesen Gegenden“ werden von Friedrich Wilhelm als Ursachen der Niederlage angeführt. (Bailleu, a. a. O.)

Da ihm nichts mehr den Weg verlegte, ritt Napoleon am 27. Oktober 1806, umgeben von Prunk und Pracht, und — man glaubt es schwer — vom Zuruf des Volkes begrüßt, in Berlin ein. „Der Kaiser war stolz“, erzählt Coignet, „in seiner bescheidenen Kleidung, mit seinem kleinen Hut und der Kokarde für einen Sou. Sein Stab dagegen trug die große Uniform, und für die Fremden war es kurios, in dem schlechtest Gekleideten den Herrn einer so schönen Armee zu erblicken.“ Am Tage vorher hatte er in Potsdam am Sarge Friedrich II. gestanden. Nur stimmte es schlecht zu der Bewunderung, die er dem großen Toten zollte, daß er dessen Degen und Schärpe von dort wegnehmen ließ und den Pariser Invaliden zum Geschenke machte. In Berlin zog er die Summe seiner bisherigen Erfolge. Schon am Tage nach Jena hatte er seinen Sieg hoch bewertet. In einem Dekret vom 15. Oktober, das den deutschen Nordstaaten harte Kontributionen auferlegte, heißt es: „Das Ergebnis der gestrigen Schlacht ist die Eroberung aller dem Könige von Preußen gehörigen Länder bis zur Weichsel.“ Und nun verkündete er am 12. November, von der Residenz der Hohenzollern aus, der Welt: „Die g a n z e preußische Monarchie ist in meiner Gewalt.“ Es kam nur darauf an, ob sie es blieb. Zwar die preußischen Waffen konnten den Zusammensturz des heimischen Staates nicht mehr aufhalten; denn bis auf ein Häuflein von 15.000 Mann und einige Festungen in Schlesien und an der Ostsee war die Wehrkraft des Landes zerrieben und zerstoben. Aber Napoleon hatte noch andere Feinde. Einer von diesen hatte sich bereits zu Preußens Freund und Helfer erklärt: Rußland, ein anderer konnte es in jedem Augenblicke werden: England. Denn das ergab sich aus Napoleons System, daß er mit seiner Politik stets das Ganze des Weltteils umfassen mußte, und darum eigentlich nie einen vereinzelten Gegner hatte.

Am zweiten Tage nach der Schlacht vom 14. Oktober war ein Flügeladjutant des besiegten Königs im französischen Hauptquartier zu Weimar mit dem Verlangen nach Waffenstillstand und Frieden eingetroffen. Napoleon lehnte ab: seine errungenen Vorteile seien zu groß, um sie nicht bis Berlin zu verfolgen, dort werde sich der Friede leichter ergeben. Fried-

rich Wilhelm schickte dann Lucchesini dorthin mit der Vollmacht, Präliminarien zu unterzeichnen: Hannover, Bayreuth und das Land westlich von der Weser, auch ein gut Stück Geld als Kriegsentschädigung wollte man sich's kosten lassen. Aber des Feindes Bedingungen waren von den preußischen unendlich weit entfernt; er forderte alles Land links von der Elbe bis auf Magdeburg und die Altmark, 100 Millionen Franken Kriegssteuer und überdies Preußens Zustimmung dazu, daß Sachsen und die deutschen Länder jenseits des Elbflusses mit dem Rheinbunde vereinigt würden, d. h. den Verzicht auf den norddeutschen Bund und jede Beziehung zu anderen deutschen Staaten. Schon verstanden sich Lucchesini und Minister Zastrow hierzu, um so mehr als das Gerücht verlautete, der Kaiser wolle das alte Polen wiederherstellen, von den Preußen weite Strecken mit Warschau und Posen besaß, und deren Bewohner hätten sich auch bereits an den Mächtigen gewendet. Aber nun wurde Napoleon neuerdings schwierig. Hohenlohe und Blücher hatten unterdessen kapituliert, Magdeburg, Stettin und Küstrin waren gefallen, und die französischen Kolonnen streiften bis an die Weichsel. Konnte dieser reiche Erfolg nicht besser ausgenutzt werden als zu einem Separatfrieden mit Preußen? Ließen sich diese Erfolge nicht für eine allgemeine Pazifikation verwerten? Er sprach es in seinem 30. Bulletin vom 10. November offen aus: „Die französische Armee wird nicht eher Berlin verlassen, bis nicht die spanischen, holländischen und französischen Kolonien zurückgegeben sind und der allgemeine Friede geschlossen ist.“ Darum steigerte er jetzt seine Forderungen und kam endlich vom Separatfrieden ganz ab; nur einen Waffenstillstand wollte er vorläufig bewilligen, und diesen nur unter den drückendsten Bedingungen: bis zum Bug sollten die Franzosen das Land okkupieren, acht Festungen — Danzig, Kolberg, Glogau, Thorn, Graudenz darunter — sollten ihnen überliefert, die Russen, die bereits auf neuostpreußischem Boden standen, vom Könige aus dem Lande gewiesen werden.*) Und selbst diesen Vertrag unterzeichneten die Abgesandten am 16. No-

*) Corresp., XIII., 11277.

vember, und schon am nächsten Tage übergab ihn Napoleon in einem Armeebulletin der Öffentlichkeit, um möglichst rasch seine politischen Erfolge der Welt kund zu tun und zwischen Preußen und Rußland Zwietracht zu säen, damit dann das Erstere ohne Rückhalt, ein brauchbares Kompensationsobjekt, seinem Belieben überantwortet blieb. Aber der König verwarf den erniedrigenden Pakt. Er sah, daß in diesen Bedingungen nur die völlige Entwaffnung seines Landes und die Trennung der Höfe von Berlin und Petersburg beabsichtigt waren. Im Vertrauen auf Rußlands Hilfe wagte er dem Mächtigen zu widerstehen. Als Napoleon von der Weigerung Friedrich Wilhelms hörte — vielleicht auch schon vorher — entwarf er eine Proklamation, die für das Haus Brandenburg denselben tötlichen Sinn barg, wie jenes Schönbrunner Dekret für den Hof von Neapel: es sollte aufgehört haben zu regieren. Nur hatten damals, Ende Dezember 1805, die Dinge doch noch anders gelegen als jetzt. Dort war der entscheidende Sieg schon errungen; hier war er doch erst noch zu erkämpfen. Die Proklamation wurde fürs erste nicht verkündigt.*)

Alles kam nun für Napoleon darauf an, die heranrückenden Russen zu bewältigen, die am 23. Oktober, über 50.000 Mann stark, die Grenze Preußisch-Polens (Neuostpreußens) überschritten hatten. Er überließ diese Arbeit nicht allein seiner Armee. Zunächst suchte er die Polen gegen das Zarenreich auszuspielen. Unter seiner Protektion entstand in Warschau ein Insurrektionskomitee, und eine Deputation Hochadeliger aus Posen, die am 19. November in Berlin erschien, erhielt von ihm die Versicherung, Frankreich habe niemals die Teilung Polens anerkannt und er selbst, als Kaiser der Franzosen, werde mit dem größten Interesse den nationalen Thron sich

*) Sie ist bei Bailleu, Preußen und Frankreich, II., 581 abgedruckt, bis auf den entscheidenden Satz, der Preußens Schicksal aussprechen sollte. Er blieb unausgesprochen. Auf S. Helena sagte Napoleon, es sei damals sein größter Fehler gewesen, daß er Preußen habe bestehen lassen. „Ich hätte den König vom Throne stoßen können und bin sicher, Alexander hätte keinen Widerstand geleistet, vorausgesetzt, daß ich das Land nicht für mich behielt.“

wieder erheben sehen; die Polen könnten stets auf seinen allmächtigen Schutz zählen. Allerdings sagte er auch: er selbst könne ihnen die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit nicht verschaffen, die hinge von ihnen allein ab, ungefähr, wie er es schon am 3. November formuliert hatte: „Ich will sehen, ob Ihr verdient eine Nation zu sein.“ Am 27. November kam er selbst nach Posen, um die Insurrektion noch kräftiger zu betreiben. Zahlreiche Huldigungen begrüßten ihn als Befreier des Vaterlandes, und er ließ es so lange an ermutigenden Reden nicht fehlen, bis eine freiwillige Truppenaushebung in Warschau im Gange war, die Tausende von Nationalgarden lieferte. Und das war ihm die Hauptsache. Als ihm hier neuerdings eine Adelsdeputation die Kräfte des Landes zur Verfügung stellte, antwortete er: „Wenn Ihr erst eine Armee von 40.000 Mann habt, werdet Ihr würdig sein, eine Nation zu heißen; dann (!) werdet Ihr alles Recht auf meinen Schutz haben.“*) Seinem Schwager Murat trug er auf: „Fahren Sie fort, die gleiche Sprache zu führen: daß ich die Unabhängigkeit der Polen nicht früher proklamieren werde, als bis ich erkenne, daß sie sie auch wahrhaftig wollen und verteidigen können, d. h. bis ich sehe, daß sie 30.000 bis 40.000 Mann unter den Waffen haben.“**) Kurz, den idealen Zweck dieser Nation zu fördern, war nicht seine Absicht; für derlei hatte er längst keine Empfindung und bald auch, wie wir in Spanien sehen werden, kein Verständnis mehr. Er sah in Polen nur ein brauchbares Werkzeug seiner Politik, welches ihm jetzt gegen Preußen und Rußland dienen sollte, das er aber augenblicks aus der Hand zu legen entschlossen war, sobald es ihm nicht mehr nützte. Nichts ist bezeichnender als die Stelle im 36.

*) Talleyrand, Mémoires, I., 310.

**) Corresp., XIV., 11399, Brief vom 6. Dezember 1806. Wenn er daher schon am 1. Dezember an Sebastiani nach Konstantinopel schreibt, es stünden bereits 60.000 Polen unter den Waffen, so war das eine Übertreibung, die am Goldenen Horn ihre Wirkung üben sollte (s. unten). Am selben Tage wird übrigens auch Cambacérès in Paris — wie so oft! — belogen, die Polen würden bald 60.000 Mann auf den Beinen haben. Cambacérès, der in Paris den Rest von Regierungsgeschäften besorgte, den ihm der Kaiser übrig ließ, erfuhr in der Regel nur, was Napoleon nicht geheim gehalten wissen wollte.

Bulletin vom 1. Dezember: „Wird der Thron Polens sich wiederherstellen und die große Nation ihre Existenz und ihre Unabhängigkeit wieder gewinnen? Wird sie vom Grabe zum Leben auferstehen? Gott allein, der in seinen Händen alle Gestaltung der Dinge hält, wird dieses große politische Problem entscheiden.“ So mußte sich selbst der liebe Gott bemühen, wenn es die Politik dieses Mannes für nützlich fand.

Diese Zurückhaltung Napoleons in der Frage der polnischen Unabhängigkeit erklärt sich teilweise daraus, daß auch Österreich, welches gleich anderen Staaten ausgedehnte polnische Territorien in sich faßte — damals nördlich bis an den Bug — von einer nationalen Bewegung an seinen Grenzen notwendig berührt werden mußte, während Napoleon jetzt allen Grund hatte, mit der Donaumacht sich möglichst zu verhalten, um in seiner Flanke unbedroht zu bleiben. Er hatte schon vor dem Beginne des Feldzuges in Wien Annäherungsversuche gemacht und sie nach der Schlacht bei Jena wiederholt. Aber Stadion war nicht darauf eingegangen. Jetzt ließ er durch seinen Gesandten, den General Andréossy, den Gedanken anregen, Österreich solle seine polnischen Provinzen gegen Preußisch-Schlesien vertauschen. Doch der Wiener Hof, um den sich zur selben Zeit auch ein russischer Sendbote, Napoleons Landsmann Pozzo di Borgo, bemühte, verweigerte sich nach der einen wie nach der anderen Seite und blieb neutral; nur ein Beobachtungskorps von 40.000 Mann ward von ihm allmählich gegen die preußische Grenze vorgeschoben, teils um eine Erhebung in Galizien zu verhüten, teils um den weiteren Ereignissen im Norden nicht ganz ungerüstet zuzusehen.

Und noch einen zweiten Trumpf spielte Napoleon gegen Rußland aus: in der orientalischen Frage. Daß er die Absicht hatte, auch die Türkei in sein System europäischer Universalherrschaft einzufügen, ist schon wiederholt angedeutet worden; hat sie doch im letzten Grunde die Feindseligkeiten mit Rußland heraufbeschworen. Nun war es nur natürlich gewesen, daß er nach dem siegreichen Feldzuge von 1805 diesen Plan weiter verfolgte. *) Schon im Jänner 1806 hörte man von den Gene-

*) Am 11. März 1806 schrieb der österreichische Minister Graf Stadion an Starhemberg in London, der Besitz von Dalmatien lasse

ralen seiner Suite die Vermutung, er beschäftige sich mit einer türkischen Expedition, und im Mai darauf konnte der preußische Gesandte berichten, der Kaiser plane Verbindungen mit der Pforte, mit der Republik Ragusa — die dann von den Franzosen besetzt wurde — auch mit Persien, und General Sebastiani habe ihm die Ansicht Napoleons mitgeteilt, Rußland müsse hinter eine vom Baltischen zum Schwarzen Meere gezogene Barriere zurückgedrängt werden. Derselbe Sebastiani ging bald darauf in einer besonderen Mission nach Konstantinopel. Er hatte, wenn Rußlands Herrscher den Frieden mit Frankreich ablehnte, die Pforte gegen ihn aufzureizen, und erreichte wirklich, daß Sultan Selim III., gegen den Buchstaben eines früheren Vertrages, die russisch gesinnten Wojwoden der Moldau und der Walachei absetzte, worauf der Zar, dem es längst um einen Anlaß zu tun war, eine Armee nach Süden dirigierte. Dem erschrockenen Großherrn schrieb sofort Napoleon ermutigende Briefe. Aus Berlin: ganz Preußen sei ihm untertan und er verfolge mit 300.000 Mann seine Vorteile; das Schicksal verbürge die Fortdauer des türkischen Reiches und habe ihn ausersehen, es zu retten; jetzt sei der Augenblick, mit einem osmanischen Heere an den Dniester zu rücken, indes er selbst von der Weichsel her gegen Rußland operiere (11. November 1806). Und drei Wochen später aus Posen: Preußen, der Verbündete Rußlands, sei verschwunden, die französischen Armeen stünden an der Weichsel, Warschau sei in seiner Gewalt; das preußische und das russische Polen erhöben sich, um ihre Unabhängigkeit wiederzugewinnen; das sei auch für den Sultan der Augenblick, die seinige zu erkämpfen; eine längere Nachgiebigkeit gegen Rußland wäre der Untergang seines Reiches.*) Natürlich war Napoleons Absicht lediglich die, die russischen Streitkräfte zu teilen, so daß sie nicht allesamt ihm gegenüberstanden, und zugleich Österreichs Politik an der Donau fest-

---

den Umsturz des ottomanischen Reiches und eine bemerkenswerte Ausdehnung der Monarchie Napoleons im Süden und im Orient vorhersehen. (Wertheimer, II., 105.)

*) Corresp., XIV., 11230, 11232, 11338.

zuhalten, da man in Wien einem Übergreifen des Nachbars ins türkische Gebiet nicht gleichgültig zusehen konnte. Beides wurde erreicht. Alexander I. ließ seine Armee über den Dniester gehen, und die Türkei mußte ihm dafür noch im Dezember 1806 den Krieg erklären. Österreich aber blieb durch die Fortschritte der russischen Truppen an der unteren Donau in der Tat abgehalten, mit der nordischen Macht sich gegen Napoleon enge zu verbinden. War in Wien die Lockung mit Schlesien mißglückt, so glückte dagegen die Drohung mit Rußland.*)

Aber nun mußte es auch der mächtigste Feind der napoleonischen Politik, Großbritannien, empfinden, daß sein gewaltiger Gegner auf dem Festland einen Staat zertrümmert hatte. Am 21. November 1806 ging von Berlin ein Dekret in die Welt, das England in Blockadezustand erklärte und ihm den Kontinent — soweit er in den Kreis des französischen Übergewichtes fiel — versperrte. Wir wissen, wie bestimmt Bonaparte schon im Jahre 1802, bei den ersten Anzeichen neuer Feindseligkeit, dieses Programm entworfen hatte. „Will England den Krieg auf dem Kontinent entzünden, so wird es den Ersten Konsul zwingen, Europa zu erobern“, hieß es in jenem Briefe für Otto.**) Nun ist der Kaiser auf dem besten Wege dazu. Mußte nicht der Brite die Folgen tragen? „Die britischen Inseln“, sagt das Berliner Dekret, „sind von nun ab in Blockadezustand; jeder Handelsverkehr mit ihnen ist untersagt; Briefe und Pakete, die eine englische Adresse tragen, sind der Konfiskation verfallen; desgleichen jede englische Niederlage auf dem Kontinent, soweit Frankreich und die Territorien seiner Verbündeten reichen; desgleichen jedes Stück englischer Ware; alle englischen Schiffe sowie jene, die aus englischen Kolonien und Stapelorten nach dem Kontinente kommen, werden von den europäischen Häfen fernge-

---

*) Stadion äußerte sich damals, im Dezember 1806, sehr ungehalten zu Pozzo di Borgo über den Bruch Rußlands mit der Pforte, „denn er verwickle Rußland in ein System von Österreich nachteiligen Eroberungen“. Vandal, Napoléon et Alexandre I. I., 21.

**) Siehe oben S. 32.

halten; jeder englische Untertan ist kriegsgefangen."*) Dem Dekrete ging die Motivierung voraus, der Kaiser habe beschlossen, da die Engländer das Kriegsrecht zur See willkürlich auch auf Privateigentum ausdehnten, ihnen zu Lande mit derselben Münze heimzuzahlen. Klar stand ihm, dem Grenzenlosen, sein Zweck vor Augen: sich Europa dienstbar zu machen, um es gegen England zu verschließen. Dann mußten Britanniens Handel und Industrie verderben und versumpfen. Und gelang es endlich auch noch vom Lande her ihm die Reichtümer Indiens zu entfremden, dann war das stolze Inselreich besiegt und unterwarf sich dem, der allein noch über Erd und Meer sein Zepter schwang.**) Allerdings lag dieses letzte Ziel noch fern, und auf dem Schachbrett von Europa mußten erst noch die Figuren mit Kunst und List gerückt werden, bis der letzte König matt gesetzt war; aber es schien nicht unerreichbar, und voll von diesen Entwürfen zog Napoleon jetzt den Russen entgegen. Waren es nicht dieselben, die er vor einem Jahre mit leichter Mühe überwunden hatte? Und seitdem war das Selbstgefühl seiner Truppen durch neue Triumphe über die gefürchtete preußische Armee nur noch höher gestiegen. Wenn irgend einer, dann konnte er jetzt die Empfindung haben, daß das Schicksal einer Welt in seiner geballten Faust lag.

An demselben Tage, an dem Napoleon in Posen eintraf, am 27. November 1806, stieß die Avantgarde von Murats Kavallerie bei Blonje, im Westen von Warschau, auf russische Truppen. Vor dem in starken Märschen heranrückenden französischen Heere zog sich General Bennigsen, der die vorderste Armee kommandierte — eine zweite unter Buxhöwden

*) Corresp., XIV., 11283. Lumbroso, Il blocco continentale, p. 103 ff.

**) Daß der Kaiser fortwährend an Indien dachte, bezeugte damals sein Bruder Joseph dem preußischen Gesandten (Bailleu, II., 409), und Napoleon selbst hat auf S. Helena dem Arzte O'Meara erzählt, er habe bald nach dem österreichischen Kriege, bereits im Jahre 1806, eine Expedition dahin ins Auge gefaßt. In demselben Jahre gingen drei französische Agenten nach Persien.

war im Anzug — auf Warschau und endlich über die Weichsel und den Narew nach Ostrolenka zurück. Erst wenn die zweite Kolonne in die Nähe gelangt war, wollte er wieder avancieren. Das geschah in der ersten Dezemberhälfte, wo er seine Soldaten bis Pultusk und an die Wkra vorschob. Das russische Heer wurde durch ein ostpreußisches Korps unter L'Estocq, 13.000 Mann stark, ergänzt, das östlich von Thorn stand, gleichsam als rechter Flügel der Aufstellung. Das Ganze kommandierte General Kamenskoi als Oberbefehlshaber, der aber bald in Irrsinn verfiel, worauf das Kommando zwischen den beiden anderen Generalen geteilt blieb. Die Franzosen besetzten Warschau und Thorn und rückten auf dieser Linie über die Weichsel: die Korps von Bessières, Ney und Bernadotte von Thorn her gegen Osten, Murat, Davout und Lannes von Warschau gegen Norden; dazwischen gingen Augereau und Soult gegen die Wkra vor, die sie unter Napoleons Augen, der über Warschau herangekommen war, im Kampf überschritten. Der Kaiser, der jetzt die Hauptmacht des Feindes bei Golymin, westlich von Pultusk vermutet, will sie hier in der Front mit zwei Korps angreifen, indes Lannes mit dem seinigen rechts auf Pultusk marschieren soll, um den Russen den Rückweg über den Narew zu verlegen, Soult und Bernadotte aber links vorbei auf Makow dirigiert werden, um ihnen auch die Straße nach Ostrolenka abzuschneiden. Dieser Plan, der, wie jeder bisherige Entwurf Napoleons, die Vernichtung des Gegners im Auge hatte, mißglückte völlig. Das Gros der Russen stand nicht in Golymin, sondern in Pultusk, wo es am 26. Dezember gegen Lannes eine Schlacht bestand, die den Rückzug über den Fluß ermöglichte, und was Napoleon bei dem ersteren Orte am selben Tage zu fassen bekam, war nur die Nachhut des feindlichen Heeres, die zwar geschlagen wurde, sich aber, ohne verfolgt zu werden, nach Norden ziehen konnte. Die Umgehung durch Soult ward bei dieser Stellung des Feindes ganz gegenstandslos.*) So hatten sich die Russen der Umarmung durch die Franzosen entzogen, ohne

*) Beide Teile schrieben sich den Sieg zu: die Russen, weil sie sich des französischen Angriffs erwehrt und Lannes zurückgeschlagen hatten, die Franzosen, weil die Russen zurückgegangen waren.

daß diese einen anderen Gewinn als den von ein paar Geviertmeilen wüsten Landes verzeichnen konnten.

Wie ganz anders klingt das neben der Erzählung von den Siegen der letzten Monate! Hatten sie Napoleon unvorsichtig gemacht? Denn es war unvorsichtig, den Feind schlagen zu wollen, ohne — wie bisher — die Armee zusammenzuhalten, unvorsichtig, ein doppeltes Umgehungsmanöver auf eine Voraussetzung zu gründen, die nicht ganz sicher war. Und dazu kamen Schwierigkeiten, die der Kaiser wohl auch kaum vorher voll gewürdigt hatte. Schon die Flußübergänge hatten viel Zeit gekostet. Das Land, in dem man sich schlug, war kurz vorher von den Russen besetzt gewesen. Diese hatten bei ihrem Abzuge alles mit fortgenommen, was nicht niet- und nagelfest war, das übrige verwüstet, so daß die nachrückenden Franzosen nur auf öde Plätze trafen und keinerlei Zehrung fanden. Nun stellte sich der Hunger ein. Das Requisitionssystem mußte aufgegeben, Magazine mußten angelegt werden, und es wird mehrfach durch Augenzeugen bestätigt, daß hier nur der Spekulationsgeist der Juden die Armee vor dem Verkommen rettete. Und dazu kam, daß das sumpfige, von einem plötzlichen Tauwetter aufgeweichte Terrain die Rekognoszierung erschwerte und die Aktionstüchtigkeit der Truppen hemmte. Die ganze Gegend glich einem Kotmeere, worin die wackeren Soldaten bis über die Knie wateten und sich, vom Hunger entkräftet, mühselig vorwärts schleppten, indes die Geschütze im Moraste stecken blieben und untauglich wurden. Auf dem Marsche gegen Pultusk kam es zu Ausbrüchen hellster Verzweiflung, und mancher wackere Krieger, der noch kurz zuvor dem Tode mutig entgegengetreten war, nahm sich jetzt das Leben. Auf der grundlosen Straße konnte auch der Wagen des Kaisers nicht mehr weiter; man mußte ein Pferd an den Schlag heranführen, damit er nach Pultusk reiten konnte, wo wenig Tage zuvor die Soldaten Lannes', bis an die Schenkel im Schlamme, acht Stunden lang dem feindlichen Feuer getrotzt hatten. Das ganze Elend seiner Truppen sah der Imperator auf diesem Wege an sich vorüberziehen und hörte, wie selbst seine Getreuesten, die Garden,

im Widerwillen murrten.*) Das machte tiefen Eindruck auf ihn. Ein Jahr zuvor — es war am Tage vor der Austerlitzer Schlacht — hatte er im Kreise seiner Generale von seinen früheren orientalischen Plänen gesprochen. Als da einer derselben meinte, man könne sie vielleicht eben jetzt wieder aufnehmen, da man sich doch einmal auf dem Wege nach Konstantinopel befinde, wies der Kaiser den Sprecher ab. „Ich kenne meine Franzosen," sagte er. „Weite Expeditionen sind mit ihnen nicht leicht auszuführen. Frankreich ist zu schön. Sie entfernen sich nicht gerne davon und trennen sich nur widerwillig auf längere Zeit von der Heimat." Und nun vollends unter so verzweifelten Verhältnissen, wie sie hier jedes Manöver hinderten und aller Kriegskunst Hohn sprachen.**) Am 2. Dezember hatte er die Truppen in einem Tagesbefehl an den Sieg in Mähren erinnert. „Soldaten!" — hieß es darin — „wir werden die Waffen nicht niederlegen, ehe der allgemeine Friede die Macht unserer Alliierten gefestigt und unserm Handel seine Freiheit und seine Kolonien wiedergegeben hat. An der Elbe und an der Oder haben wir Pondichéry, unsere indischen Unternehmungen, das Kap der Guten Hoffnung und die spanischen Kolonien gewonnen. Wer gibt den Russen das Recht, in die Weltgeschichte einzugreifen und so gerechte Ansprüche zu vernichten? Sie und wir, sind beide nicht mehr die Soldaten von Austerlitz?" Aber was waren den Tapferen in den Sümpfen Polens Pondichéry und die spanischen Kolonien! War etwa Frankreich in Gefahr? oder auch nur sein Ruhm und seine Größe? Und dann, schien es nicht, als ob die Russen von Pultusk wirklich nicht mehr

*) Wer nach Savarys und Rapps Versicherungen annehmen wollte, daß es sich bei den Vorwürfen, welche die Truppen den Kaiser vernehmen ließen, nur um soldatische Scherze gehandelt habe, der wäre im Irrtum. Die Sache war ernst. Der Unteroffizier Coignet z. B. erzählt, die Garden hätten bei der Rückkehr in die Winterquartiere herbe Zurechtweisungen darüber erfahren, daß sie in der Widerwärtigkeit nicht mutiger ausharrten.

**) Ségur, Mémoires, II., 459. Der Herzog von Fézensac erwähnt in seinen Erinnerungen wiederholt die Unmöglichkeit, ausreichende Kundschaft einzuziehen, und schildert die außerordentlichen Beschwerden des Ordonnanzdienstes.

die von Austerlitz wären? Hatten sie nicht am 26. Dezember ebenso tapfer gestritten und gelitten, wie die Soldaten des Kaisers? Nein, Napoleon wußte wohl, daß er den Bogen, der seine einzige Wehr bildete, nicht überspannen durfte. Er folgte dem retirierenden Feinde nicht, sondern ließ die Armee Winterquartiere beziehen. Die Weichsel entlang, von Elbing bis Warschau, wurden die Depots der einzelnen Korps eingerichtet; diese selbst blieben jenseits des Stromes vorgeschoben bis zu einer Linie, die man mit den Punkten Frisches Haff-Willenberg-Ostrolenka-Brok am Bug markieren kann. Die schwierige Verpflegung machte eine größere Ausbreitung notwendig.

Die Ruhe sollte aber nicht lange währen. Die Russen hatten sich in zwei Kolonnen in der Richtung auf Grodno und Bjelostok zurückgezogen, sich dann aber unter Bennigsens Oberbefehl — Buxhöwden war abberufen worden — Mitte Januar bei Bialla vereinigt. Die Preußen unter L'Estocq waren durch die Rückwärtsbewegung ihrer Alliierten gleichfalls nach Osten bis in die Gegend von Angerburg genötigt worden, so daß die Verbindung mit Danzig ganz unterbrochen war, ja sogar die Straße nach Königsberg einem französischen Handstreich offen lag. Ein solcher ist denn auch wirklich geplant worden. Ney, dessen Korps von Thorn bis Wittenberg hin kampierte und bitteren Mangel litt, brach in der ersten Hälfte Januar 1807 auf eigene Faust nach Norden auf, um seine Truppen in bessere Kantonnements zu bringen und, wenn möglich, Königsberg wegzunehmen — zum großen Verdruß Napoleons, der ihn scharf zurechtwies und zurückkommandierte. Nicht ohne Grund. Denn der Marschall war auf seiner Exkursion mit dem preußischen Korps zusammengeraten, was die Folge hatte, daß Bennigsen sich mit der ganzen Armee erhob, um Ney in seiner exponierten Stellung auf dem Marsche zu vernichten, Bernadotte, der von Elbing her stand, über die Weichsel zu drängen und die Verbindung mit Danzig wiederherzustellen. Dann wollte er, die Festungen schützend und sich auf sie stützend, eine feste Position gewinnen. Das gelang nicht. Ney entkam, einer Warnung Bernadottes folgend, der

geplanten Umarmung. Das Unternehmen hatte aber doch noch weitere Folgen.

Den Kaiser traf die Nachricht von der Offensivbewegung des Feindes in Warschau, wohin er sich von Pultusk begeben hatte, um auch sich Ruhe zu gönnen. Die Hauptstadt des alten Polens tat alles, um ihm zu schmeicheln und zu gefallen, die Frauen nicht zuletzt, und wir hören, daß Napoleon nicht spröde blieb.*) Auf die Meldung von Bennigsens Vorgehen aber riß er sich sofort los und faßte seinerseits einen Plan zur Offensive. Er will mit der kompakten Masse seines Heeres nordwärts rücken, die lange Marschlinie des Feindes, noch ehe derselbe seine Abteilungen zum Kampfe vereinigen kann, durchbrechen und dessen einzelne Korps auseinandertreiben. Ein gütiges Geschick ließ Bennigsen diesen Plan aus einem aufgefangenen Briefe des Hauptquartiers an Bernadotte erfahren. Er ist bis über Allenstein hinausgelangt; nun zieht er dort eiligst seine Detachements an sich und beabsichtigt zunächst sich den Franzosen zu stellen. Das Preußenkorps, das er bei seinem Vormarsch in großem Bogen bis nach Freistadt (westlich von Osterode) dirigiert hatte, muß gleichfalls eilends nach Norden streben, um den Franzosen zu entkommen und sich mit der Hauptarmee vereinigen zu können. Napoleons Absicht war hiermit schon vereitelt. Er konnte nun zwar den Feind ereilen, aber ihn nicht mehr überraschen, er konnte ihn schlagen, aber ihn nicht mehr vernichten. Mit fünf Korps drang er über Willenberg hinaus; ein sechstes blieb zur Beobachtung am Narew zurück; ein siebentes, unter Bernadotte, der keinen Befehl erhalten hatte, konnte erst weit dahinter folgen. Am 3. Februar trifft er bei Allenstein auf den Feind, und es kommt zu einleitenden Kämpfen, die ihn für den nächsten Tag eine Schlacht erwarten lassen. Da ändert aber der Russe seinen Plan. Da das preußische Korps noch nicht eingelangt ist, will er nach Norden ausweichen,

*) Hier knüpfte sich auch, durch die schlechtesten Mittel der Verführung angebahnt, jene Beziehung zur Gräfin Walewska, der ein Sohn, der spätere Minister Napoleons III., entstammte und die der Kaiser bis zu seinem Sturze pflegte. (Näheres bei Masson, Napoléon et les femmes, p. 189 ff.)

um es dort an sich zu ziehen, und marschiert noch an demselben Abend ab. Napoleon folgt ihm auf den Fersen und detachiert Davout nach rechts, um ein Ausbiegen des Gegners nach Osten zu verhindern. Erst bei Preußisch-Eylau, am 7. Februar, wird Bennigsen erreicht, der sich jetzt zur Schlacht stellt und noch an demselben Tage die vordersten Abteilungen der Franzosen unter Murat und Soult zurückwirft. Unterdes aber langte die französische Hauptmacht an, Ney ausgenommen, der hinter dem L'Estocqschen Korps her war, um dessen Vereinigung mit Bennigsen zu hindern. Am Morgen des 8. Februar standen sich die feindlichen Heere zum Kampfe gegenüber, 67.000 Franzosen gegen 76.000 Russen, die auch an Geschütz überlegen sind. Der Schnee, den der eisige Nordwind dahertrug, deckte noch nicht die Opfer des vergangenen Tages, und schon kam es wieder zum Ringen, blutiger als je gestritten wurde. Nach langem Artilleriekampfe schritt Napoleon zum Angriff. Er will seinen linken Flügel eher vernachlässigen, um mit dem rechten desto entschiedener zu siegen. Hier ging Augereau, der die Verbindung zwischen dem Zentrum und Davout bildete, gegen die russische Mitte vor, etwa wie Soult bei Austerlitz. Aber wie anders war der Erfolg hier als dort! Dort wich der Feind, hier hielt er Stand und trieb den Angreifer mit blutigem Kopfe zurück. Ein Hagel von Kartätschen fuhr in das mühsam gegen den Schneesturm avancierende Korps, und als es kehrt machte, vernichtete die russische Kavallerie die Hälfte der Braven. Geradezu auf den Standort Napoleons am Friedhofe von Eylau stürmten die feindlichen Reiter heran, so daß die Suite bereits nach den Pferden rief, um das Hauptquartier in Sicherheit zu bringen. Der Kaiser aber soll ungeduldig abgewinkt und sich damit begnügt haben, eine Abteilung Garden vormarschieren zu lassen, worauf die atemlos gewordene Reiterschar zurückkehrte. Nun gelang es ihm aber doch nur mit größter Mühe, und nur hinter einem Vorhang von 80 Schwadronen, die Murat zu einer mächtigen Attacke vereinigte, die Lücke in seiner Aufstellung zu füllen. Da trat Davout in Aktion und drang gegen den linken Flügel der Russen vor; er bog denselben nordwärts um und bemächtigte sich der feindlichen Rückzugslinie. Die Armee Bennigsens

schien verloren, als plötzlich Scharnhorst mit einigen tausend von L'Estocqs Preußen — die anderen waren im Kampfe mit Ney zurückgeblieben — auf dem Plane eintraf, sich unverzüglich gegen Davout wandte und ihn weit zurückschlug. Als dann Ney, der erst zu Mittag die Ordre zur Schlacht erhalten hatte, auf dem linken Flügel anlangte, konnte er nicht mehr entscheidend in den Kampf eingreifen. Bald darauf hat die Dunkelheit dem gräßlichen Morden Einhalt getan.

Die Verluste zählten nach Zehntausenden. Noch nach Wochen lagen Hügel von Toten unbeerdigt, wanden sich unzählige Verwundete in Hunger und Schmerz in den entblößten Häusern von Eylau oder in den verlassenen Munitionskarren. Augereaus Korps mußte seiner Einbußen wegen ganz aufgelöst werden. Und all diese Opfer umsonst! Denn die Schlacht war ohne Entscheidung geblieben. Napoleon hatte — es war zum ersten Male — nicht gesiegt. In den ersten Stunden des folgenden Tages dachte er sogar an Rückzug und schrieb an Duroc, es werde bald nötig werden, daß das Hauptquartier sich in Thorn versammele, und man möge in Küstrin und Posen die Geldsendungen zurückhalten, weil es möglich sei, daß er, „um vor den Kosaken und den vielen leichten Truppen Ruhe zu bekommen“, auf das linke Ufer der Weichsel zurückgehe.*) Davout war schon — er erzählte es später selbst — im Begriffe, den Rückmarsch anzutreten. Bennigsen aber entschied es anders. Durch Neys Erscheinen mit frischen Kräften besorgt gemacht, brach er um Mitternacht mit seinen Russen auf, und am Morgen des 9. Februar

*) Corresp., XIV., 11789. Der Brief ist wohl am frühen Morgen diktiert worden. Etwa um dieselbe Zeit ein anderer an Talleyrand, der an Duroc gewiesen wird: dieser „werde ihm Nachrichten geben“. (Corresp., XIV., 11786.) Später, im Laufe des Tages, ist dessen Text geändert worden in: „der ihm Nachricht von dem über die Russen errungenen Siege geben werde“. Siehe meine Abhandlung „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleon I.“, S. 114. Da das Schreiben an Duroc nach dem Konzept veröffentlicht worden ist, ist die Annahme gestattet, daß es ebenfalls nachträgliche Korrekturen bei der Ausfertigung erfahren habe. Jedenfalls sind die Zeugnisse für eine anfänglich recht trübe Stimmung des Kaisers nach der Schlacht unanfechtbar. (Siehe unten.)

fanden die Franzosen das Feld vor sich leer. Hieß das nicht, ihnen den Sieg einräumen? Scharnhorst nannte es „Sünd und Schande“. Napoleon nahm aber den dargebotenen Lorbeer allsogleich für sich in Anspruch; sein Bulletin, das den Hergang der Affaire entstellend erzählte, verkündete aller Welt seinen Triumph, und, mehr um ihn zu bestätigen als ihn zu nutzen, schickte er Murat dem abmarschierenden Feinde ein paar Tagreisen weit nach.*) Dann aber zog er die ganze Armee hinter die Passarge zurück und ließ sie dort neuerdings Quartiere beziehen, da er sich zu schwach fühlte, dem Gegner zu folgen. Denn nicht allein die Verluste der Schlacht hatten die Kräfte seines Heeres reduziert. Viele Tausende waren von Hunger und Mangel getrieben aus den Reihen gelaufen und strichen marodierend durch das Land, der armseligen Bevölkerung mit List oder Gewalt ihr Restchen Habe abdrückend. Und dieses Beispiel der Kontribution auf eigene Faust wirkte ansteckend, so daß einer der Generale die Zahl der Marodeurs auf nahezu 60.000 schätzen wollte.**) Andere mochte die todesmutige Bravour der Russen eingeschüchtert haben, die bei Eylau auch Napoleon bewunderte. Wieder andere Stimmen gab es in der Armee — und der Freiherr von Gagern will sie gehört haben — die sich wider das abscheuliche Gemetzel erhoben, das doch nur dem wilden Ehrgeiz eines Einzigen

*) Wir erkennen den alten Bonaparte sofort wieder, wenn schon um 5 Uhr Abends der Kaiser an Cambacérès schreibt, er möge in den „Moniteur“ setzen, die russische Armee sei in voller Auflösung (Corresp., XIV., 11791) oder wenn es im 61. Bulletin heißt, Königsberg könne sich Glück wünschen, daß es nicht in seinem Plane lag, die Russen zu forcieren, oder wenn er in Briefen an Cambacérès, Daru und Andere die Verlustziffer mit 6000 Todten und Verwundeten angibt; die Wahrheit war das Dreifache.

**) So Fézensac in seinen Souvenirs militaires, p. 163. Wie arg der Mangel gewesen war, lernt man hieraus und aus Coignets Aufzeichnungen kennen. Der Kaiser selbst schrieb an Talleyrand davon und an Joseph: „Wir leben hier mitten in Schnee und Kot, ohne Wein, ohne Branntwein, ohne Brot!“ (1. März 1807, Corresp., XIV., 11911.) Freilich in Frankreich brauchte man davon nichts zu erfahren, und darum hieß es auch in einem seiner Briefe an Fouché „die Armee befinde sich vortrefflich, habe Nahrungsmittel für ein ganzes Jahr, und es sei widersinnig, zu meinen, daß man in einem Lande, wie Polen, an Brot, Fleisch und Wein Not leiden könnte“. (Fézensac, a. a. O.)

diene.*) Unter solchen Umständen beschloß der Kaiser, eine feste Stellung in Gegenden zu gewinnen, in denen es leichter war, die Truppen zu verpflegen und Verstärkungen heranzuziehen, um dem Feinde, wenn der böse Winter wich, mit überlegenen Kräften entgegenzutreten. Am liebsten wäre er wohl, wie seine Generale und selbst der gefügige Berthier rieten, über die Weichsel zurückgegangen. Aber das hätte wie Rückzug vor den Russen ausgesehen, deren Oberfeldherr auch nicht versäumt hatte, sich als Sieger von Eylau zu erklären. Deshalb kein Zugeständnis weiter. Die Armee blieb zwischen Weichsel und Passarge stehen, die Front gegen Osten, das Korps von Ney als Vorhut bis an die Alle bei Allenstein vorgeschoben, ein anderes unter Massena noch immer unbeweglich am Narew. Die Position hatte den Vorteil, und das war der ganze Gewinn der letzten Aktion, daß den Russen der Weg nach Danzig verlegt blieb, welche Festung jetzt mit allem Eifer belagert wurde.

Napoleon schlug sein Hauptquartier in Osterode auf. Auch hier herrschte wochenlang just kein Überfluß, und er und seine Offiziere lebten nicht selten von dem, was die Soldaten aufspürten und herbeischleppten. Anfänglich mußte er sich mit einer Scheune als Wohnung begnügen, bis eine passende ausfindig gemacht war. Erst als er Anfang April ins Schloß von Finkenstein übersiedelte, wurde seine Lage annehmlicher. Gleichwohl hat er das Elend des harten Winters, seinen Offizieren zum Exempel, mit leichtem Sinn ertragen, so wie auch sein Körper unter den Strapazen des Feldzuges eher gedieh; er schrieb an Joseph, sich niemals wohler gefühlt zu haben. In Osterode wie in Finkenstein herrschte bewegtes Leben. Ungezählte Boten kamen und gingen. Denn der Kaiser entfaltete hier eine unglaublich rege Tätigkeit, und es ist auch wohl etwas Richtiges daran, wenn Savary in seinen Aufzeichnungen meint, er hätte in einer großen Stadt wenigstens drei Monate zu den Geschäften benötigt, die er in dem Loche zu Osterode, wo er alles unter der Hand hatte und im Augenblick in Bewegung setzen konnte, in weniger als

*) Gagern, Mein Anteil an der Politik, I., 417.

einem verrichtete. Was hat hier nicht alles seine Aufmerksamkeit und seine Fürsorge gefunden! Wie unendlich vielfältig ist hier die Beschäftigung dieses unermüdlich tätigen Mannes! Die Angelegenheiten der Pariser Theater, neue Schulen, insbesondere eine Art Hochschule für Geschichte, wo die Lehre bis in die Tage der Gegenwart vorschreiten müßte — „denn unsere Jugend hat mehr Gelegenheit, die punischen Kriege kennen zu lernen als den Krieg mit Amerika im Jahre 1783" — ein neues Heilmittel, Frau von Staël, die aus Frankreich ferngehalten werden muß, die kleinsten Leiden der Glieder seiner Familie: alles beschäftigte ihn, und es wäre nichts unrichtiger als sich diesen Mann verloren nur in seine politischen und militärischen Entwürfe vorzustellen. Und doch gaben diese allein schon Veranlassung zu rastloser Arbeit. Denn die politische Lage Napoleons entsprach seiner militärischen: sie war um nichts günstiger. Der Türkei war es nicht gelungen, die Russen zu besiegen und sie zu einem größeren Kraftaufwand an der unteren Donau zu nötigen, im Gegenteile, aller Vorteil lag dort auf Seiten der nordischen Macht, so daß der Zar daran denken konnte, die Hälfte des Expeditionskorps auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu dirigieren. Aus Österreich, dessen man unsicher geblieben war, kam die Kunde von Rüstungen, die der Gesandte Andréossy in seinen Berichten bis zur Kriegsbereitschaft übertrieb. Günstig war nur, daß man durch die Eroberung einiger schlesischer Festungen (Glogau, Breslau, Brieg, Schweidnitz) etwas Schutz für die Flanke gewonnen hatte. Die Schweden hatten sich gegen Stralsund gewendet, und man mußte darauf bedacht sein, ihren Angriff abzuwehren oder zu entkräften. Die Engländer verkündeten es aller Welt, daß sie im Begriffe ständen, ein Expeditionskorps an die Nordseeküste des Kontinents zu werfen, und nötigten Frankreich, eine eigene Armee unter Brune an die bedrohten Punkte zu stellen. Sogar das bisher so untertänige Spanien schien schwierig werden zu wollen, Napoleon hielt Beweise davon in Händen. Dazu fiel in Paris auf die Nachricht von dem Rückmarsch an die Passarge die Rente und mit ihr der Kurs des Kaisers. Kein

Zweifel, er hatte vollauf zu tun, wenn er seine Situation verbessern oder doch nur erreichen wollte, daß er in den nächsten Wochen, die er zu seiner Verstärkung brauchte, nicht angegriffen wurde.

Jetzt war es, wo sich ihm der Gedanke aufdrängte, sich mit Rußland zu vergleichen. „Ich bin immerhin der Meinung," schreibt er am 14. März 1807 an Talleyrand nach Warschau, „daß eine Allianz mit Rußland sehr vorteilhaft wäre." Aber er fährt fort: „wäre das nur nicht eine so gar phantastische Sache und auf den russischen Hof irgendwie Einfluß zu gewinnen." So gibt er dem Gedanken vorläufig nicht weiter Raum. Auch ein Bündnis mit Österreich erschien ihm nützlich, „es sicherte wenigstens einige Zeit der Ruhe"; er wollte dafür gerne einige Opfer bringen.*) Aber das Nächstliegende war, es wieder mit Friedrich Wilhelm zu versuchen. Sogleich nach der Schlacht bei Eylau — just als ob Scharnhorsts Tat den Staat wieder lebendig gemacht hätte — bekam Preußen neue Geltung in den Augen des Eroberers, und noch von der Wahlstatt weg schrieb er an Talleyrand nach Warschau, er solle die Beziehungen zu den Hohenzollern wieder aufnehmen. Ja, so eilig hatte er es damit, daß ihm der Umweg über Polen zu weit schien und er einige Tage später seinen Generaladjutanten Bertrand direkt an den König nach Memel sandte, um ihm die Rückgabe seines Landes bis zur Elbe anzubieten, wenn er einen Separatfrieden schließen wollte. Bertrand sprach auch von der Rückgabe der polnischen Ländereien, die Napoleon im Januar unter eine besondere Regierung gestellt hatte, denn der Kaiser habe sich überzeugt, daß die Polen nicht fähig seien, einen Staat zu bilden. Aber Friedrich Wilhelm hielt an seinem Bundesgenossen fest und ließ dies dem Gegner durch einen besonderen Boten kund tun, worauf Napoleon sich sogar zu einer allgemeinen Friedensunterhandlung auf einem Kongreß bereit erklärte, wenn man nur — und das war ihm das Wesentlichste — auf einen Waffenstillstand eingehen wollte, der die Franzosen hinter die Weichsel, die Russen aber hinter den Niemen verwies. Doch auch das ward nicht erreicht. Preußen und Rußland verbanden

*) Corresp., XIV., 12028.

sich vielmehr noch enger miteinander in einem Vertrage, der von russischen und preußischen Bevollmächtigten am 26. April 1807 zu Bartenstein, dem Hauptquartier Bennigsens, unterzeichnet wurde und demzufolge England, Schweden, Österreich und Dänemark angegangen werden sollten, sich mit den Beiden noch einmal zu einer großen Befreiungskoalition zu vereinigen und die Verdrängung Napoleons aus Deutschland und Italien zu erstreben. Dieses sollte nicht mehr mit Frankreich unter einer Herrschaft stehen, jenes eine neue festere Gestaltung als ehevor gewinnen. Zwischen Österreich und Preußen sollte, unter dem Ausschluß jeglicher Eifersucht, eine rege Union platzgreifen. Auf keinen Fall aber durfte Rußland oder Preußen einen Separatfrieden mit Frankreich schließen.*)

Von Preußen zurückgewiesen, wandte sich Napoleon zu Österreich. Er beauftragte Andréossy, von der Donaumacht endlich eine bestimmte Erklärung zu verlangen: er sei immer zu einer Allianz bereit und willig, dafür Schlesien, das seine Truppen — es waren die rheinbündischen — fast ganz erobert hatten, dahinzugeben, nötigenfalls selbst auf Dalmatien gegen ein entsprechendes Tauschobjekt zu verzichten. Aber Österreich blieb auch jetzt gegen diese Anträge taub. Der Antrag, Schlesien, soweit es noch nicht in französischen Händen war, in Besitz zu nehmen, gelangte auch von preußischer Seite nach Wien und wurde ebensowenig genehmigt. Nur zu einer Vermittlung war man in Wien, wo vor allen Erzherzog Karl gegen die Teilnahme am Kriege sprach, bereit und produzierte als Basis derselben: eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse, die Integrität der Türkei, Polen aufgeteilt wie bisher, England zu den Unterhandlungen beigezogen (3. April 1807). Und selbst hierauf wollte Napoleon eingehen, wenn auch nur, um von österreichischer Seite während der nächsten Wochen nichts befürchten zu müssen; er forderte lediglich, daß es eine unbewaffnete Mediation sein solle, „etwa wie die Vergleichsaktion eines Friedensrichters, mit dem weißen Stab in der Hand". Als er dann seine militärische Lage gebessert sah, gab er der Sache keine Folge weiter. Rußland und Preußen aber beantworteten den Vermittlungsantrag des Wiener Hofes,

*) Martens, Traités conclus par la Russie, VI., 406 f.

auf den England eingegangen war, zustimmend, jedoch zugleich mit der dringenden Einladung, der Bartensteiner Konvention beizutreten, wozu sich wiederum Kaiser Franz nicht entschließen konnte. Das war ein großer Vorteil für Frankreich, daß Österreich neutral blieb. „Jedenfalls“, schreibt Montgelas in seinen Memoiren, „war dies der größte Dienst, der Napoleon jemals geleistet worden ist, denn er hätte unmöglich einem Angriffe von seiten Österreichs widerstehen können!“ Der Franzosenkaiser konnte selbst kaum daran glauben und fühlte sich in seiner rechten Flanke keineswegs sicher.

Aber auch in der linken nicht, wo die starke Festung Danzig noch immer widerstand und nur zu leicht einer Landung englischer oder schwedischer Truppen als Stützpunkt dienen konnte, während Diversionen an der Elbemündung oder bei Stralsund, wie Napoleon selbst zugab, zum Verlust von Berlin führen mußten. Zum Glück war aber England zu starken Kriegsopfern nicht geneigt. Das Kabinett Grenville hatte sich mit einer Demonstration vor Konstantinopel begnügt, die kläglich endete, nachdem die Stadt durch Sebastiani im Nu befestigt worden war, und als es sich dann gegen Ägypten wandte, hatte das ebensowenig Erfolg. Aber auch das neue Ministerium Portland mit den Franzosenfeinden Canning und Castlereagh, das Anfang April 1807 in Wirksamkeit trat, begnügte sich, in fernen Zonen Kolonien wegzunehmen, und ließ die französischen und deutschen Küsten unberührt. Nur die Schweden wagten einen Vorstoß über die Peene, wurden aber am 16. April von Mortier zurückgeworfen und durch einen Waffenstillstand zur Ruhe verurteilt. Erst vier Wochen später landeten 10.000 Mann Russen bei Weichselmünde, die von einer einzigen französischen Division unter Oudinot mit leichter Mühe besiegt wurden; sie kamen nicht weiter in Betracht. Die Belagerung Danzigs ward nun nicht mehr gestört, und Napoleon konnte unbehelligt neue Truppen aus Frankreich nach Osten ziehen.

Unterdessen war er eifrig darauf bedacht gewesen, die Kräfte der Türkei zu beleben und im Orient eine große Koalition gegen Alexander zu stiften. Er suchte einen Ver-

gleich zwischen der Pforte und Persien herbeizuführen, damit auch dieses sich wider Rußland wende. „Man muß auch Persien in Bewegung setzen“ — läßt er jetzt an Sebastiani schreiben — „damit es seine Kräfte gegen Georgien richte. Die Pforte soll dem Pascha von Erzerum Ordre geben, mit aller Macht dahin zu marschieren. Unterhalten Sie den guten Willen des Fürsten der Abchasen und bestimmen Sie ihn, an der großen Diversion gegen den gemeinsamen Feind teilzunehmen“. Nicht genug daran. Mit einem Sendboten des Schahs, der Ende April auf Finkenstein eintraf, schloß er einen Vertrag ab, worin er sich verpflichtete, Rußland zur Räumung von Georgien zu zwingen und dem König der Könige Kanonen und Artilleristen zu schicken. Dafür mußte Dieser sich anheischig machen, seine Beziehungen mit England abzubrechen, alle britischen Waren zu konfiszieren, alle britischen Schiffe zurückzuweisen, die Afghanen und die Völker von Kandahar wider England aufzureizen und ein Heer gegen Indien zu schicken. Zugleich ward ein Handelsvertrag in Aussicht genommen, der den Produkten der französischen Industrien auch diese Fernen erschließen sollte. Und noch eins. „Wenn“ — heißt es im Artikel 12 — „der Kaiser der Franzosen zu Lande eine Armee gegen die englischen Besitzungen in Indien senden wollte, so würde der Schah von Persien derselben freien Durchzug gewähren und in einer besonderen Konvention über deren Marschroute die Mittel zu ihrer Erhaltung und Beförderung und über die zu stellenden Hilfstruppen mit der französischen Regierung übereinkommen.“*) Ist es nicht ein denkwürdiges Schauspiel, diesen Mann mitten in seiner verlegenheitsvollen Lage, wo der Vorstoß eines einzigen österreichischen Armeekorps ihm eine Katastrophe bereiten konnte, mit einem Großfürsten des Orients ein Abkommen treffen zu sehen, das die weitesten Ziele seiner Politik markiert? Das eben macht die historische Größe aus, daß sie selbst in der Bedrängnis ihre letzten Zwecke nicht vergißt und über das nahe Ungemach weit hinweg in die Zukunft schauen kann.

*) De Clercq., II., 201 ff. Über die Verhandlungen hat jetzt Driault, La politique orientale de Napoléon, p. 170 ff. eingehend gehandelt.

Das Wichtigste war für ihn aber doch, sich so bald als möglich mit frischen Truppen zu verstärken, um dem Gegner, der jetzt gleichfalls rüstete, überlegen zu werden und es in dem nächsten Waffengange zu bleiben. Deshalb zog er aus Frankreich und Italien, was an militärischen Kräften disponibel war, heran und ersetzte es dort durch 80.000 Mann des Aufgebotes von 1808, nachdem er erst im letzten Herbste dasjenige von 1807 vom Senate gefordert hatte. Von Spanien verlangte er Hilfsvölker, schon um dem unzuverlässig gewordenen Bundesgenossen seine Waffen abzunehmen. Auch der Rheinbund ward neuerdings in Anspruch genommen. Auf diese Weise konnte er eine Reservearmee in Deutschland zur Beobachtung Österreichs aufstellen, konnte das Belagerungskorps von Danzig vermehren und seine Hauptmacht auf 160.000 bis 170.000 Mann bringen, während die Russen weit hinter dieser Zahl zurückblieben. Als dann am 26. Mai die stolze Ostseefestung fiel, wurde auch noch das dort beschäftigt gewesene Detachement frei und vermehrte die Kampfmittel an der Passarge, so daß 180.000 Mann für den Kampf bereit standen, während weiter zurück die Streitkräfte in zweiter Linie sich auf 100.000 Mann erhöht hatten.

Und während so die französische Armee zu neuen Kräften kam, entwich der Winter. Er war ihr ein schlimmer Feind gewesen, ihren Gegnern hinwieder ein sicherer Bundesgenosse, nur daß sie seinen Wert nicht genug zu schätzen wußten. Während der kalten Wochen hatte Bennigsen das Restaurationswerk des Feindes durch keinen einzigen ernsten Schritt gestört. Man hatte ihm geraten, die Franzosen, denen er noch im Februar nachgerückt war, nun auch anzugreifen, um sie über die Weichsel zurückzuwerfen, oder wenigstens Danzig zu schützen, indem er dem Gegner die Frische Nehrung streitig machte. Er unterließ all das und begnügte sich, Offensivpläne bald gegen den vorgeschobenen Ney, bald auf Elbing zu entwerfen, die er aber alle wieder beiseite legte, so daß Scharnhorst den Eindruck gewann, der Russe wolle seinen Ruf, von einem Napoleon nicht besiegt worden zu sein, nicht aufs Spiel setzen. Erst als Danzig gefallen war und der Feind ihm mächtiger als je gegenüber stand — er selbst verfügte über kaum

mehr als 100.000 Mann — als die gute Jahreszeit die Wege geebnet, die Verpflegung erleichtert, das Terrain für sichere Kundschaft und rasche Manöver wieder tauglich gemacht, als Napoleon selbst schon einen Angriffsplan entworfen hatte, kurz, als es zu spät geworden war, begann Bennigsen sich zu rühren. Jetzt wollte er die Avantgarde unter Ney anfallen, sie vernichten und sich dann an die Hauptarmee machen. Aber der „unerschrockene“ Marschall erkämpfte sich aufs ruhmwürdigste seinen Rückzug auf das Gros des Heeres, mit dem der Kaiser jetzt seinerseits vorrückte, indem er sich zwischen Bennigsen und das preußische Korps schob und beide vor sich herdrängte. Es war wieder wie vor Eylau.

Napoleons Absicht ging jetzt dahin, den Feind von der linken Seite her zu überflügeln, indes er ihn in der Front festhielt, und nach einem Siege gegen die russische Grenze zu drücken. Dieser Plan hatte das Auffallende — und er ist von militärischen Kritikern deshalb verurteilt worden — daß er dem Gegner einen Ausweg nach Osten offen ließ, während, wenn die Umgehung von dem rechten Flügel aus stattgefunden hätte, den Russen nur die Straße nach Königsberg übrig blieb, wo sie von der Übermacht vernichtet werden konnten. Oder wollte Napoleon das Heer Alexanders nicht vernichten? Lebte jetzt jener Gedanke eines Vergleiches mit dem Zaren wieder in ihm auf? Das ist nicht unwahrscheinlich. Denn gerade in diesen Tagen — es waren die ersten des Juni 1807 — sollten Napoleons Absichten auf die Türkei scheitern. Sultan Selim III. hatte das Anerbieten eines französischen Hilfskorps von 25.000 Mann unter Marmont aus nicht ungerechtfertigtem Mißtrauen abgelehnt, sein Feldherr den Krieg gegen Rußland nur lässig geführt und den Feind nicht gehindert, bis nach Orsowa vorzudringen. War es unter solchen Umständen nicht geraten, vorläufig die Absichten auf die Türkei, anstatt sie *gegen* Rußland durchzuführen, *mit* Rußland zu teilen, d. h. sich mit dem Zaren auf Kosten der undankbaren Moslim, die sich so schlecht in die Rolle eines dienstwilligen Werkzeuges der französischen Politik zu finden wußten, zu vergleichen? Und durfte man wohl, wenn man dies beabsichtigte, auf die Vernichtung des russischen Heeres ausgehen? Dem türkischen

Abgesandten hat es damals der Kaiser offen gesagt: er fühle sich zwar mit dem Sultan Selim verbunden wie die rechte Hand mit der linken, sollte sich aber die Türkei nicht zur gehörigen Zeit erklären, so würde er mit Rußland Frieden schließen, ohne die Pforte.

Doch dem sei wie ihm wolle. Das Wahrscheinlichere ist, daß Napoleon sich hier nur von strategischen Rücksichten leiten ließ. Jedenfalls ist es Tatsache, daß er einen Teil seiner Armee links nach Norden zur Umgehung ausschickte, eine andere Abteilung unter Viktor gegen die Preußen sandte, Ney und die Garden die Nachhut bilden ließ, während er selbst mit drei Korps Bennigsen zu erreichen suchte. Das Letztere gelang zwar am Abende des 10. Juni bei Heilsberg, aber hier hatte sich der Feind gut verschanzt und warf die anrückenden Franzosen, die von ihren 50.000 Kämpfern nicht weniger als 10.000 einbüßten. Nur die Furcht vor der Umgehung im Norden zwang ihn dann doch am rechten Ufer der Alle über Bartenstein weiter zurückzugehen, während Napoleon, vorsichtig gemacht, vorerst Ney und die Garden heranzog, ehe er auf dem linken Ufer nach Preußisch-Eylau marschierte, in der Meinung, der Gegner werde von Bartenstein nordwestwärts über Domnau die Verbindung mit L'Estocq suchen, die er stören will. Diese Meinung war irrig. Bennigsen strebte über Schippenbeil und Friedland dem Pregel zu, um vor allem seine russischen Verstärkungen heranzuziehen. Als er nach Friedland kommt, trifft er am 13. Juni auf Reiterei Lannes', der entsendet worden war, um sich der dortigen Magazine zu bemächtigen, und wirft sie zurück. Um dann Lannes in der Vereinzelung zu schlagen, zieht er hier fast alles, was er an Streitkräften bei sich hat, 46.000 Mann, auf das linke Ufer der Alle und beginnt am Morgen des 14. Juni den Kampf. Lannes nimmt ihn auf und weiß ihn so lange hinzuhalten, bis Napoleon selbst mit den Korps von Ney, Viktor, Mortier und der Garde von Preußisch-Eylau her eintrifft. Der Russe, der hier mit Erfolg gegen einen minder mächtigen Gegner zu fechten hoffte, mußte nun die Schlacht gegen die Übermacht (78.000 Franzosen) annehmen und verliert sie. Nicht ohne tapfere Gegenwehr. Denn Ney, der um 5 Uhr

nachmittags mit seinen Leuten gegen den linken Flügel des Feindes avancierte, ward zurückgewiesen, und erst als Napoleon, die Gefahr erkennend, mit einer Division (Dupont) vom Reservekorps durch die Fliehenden hindurch den Angriff aufs neue wagte, hatte er Erfolg. Ein heftiges Geschützfeuer bringt dann auf dieser Seite die Russen zum Weichen und Ney, der unterdes wieder vorgerückt war, in den Besitz der Brücken im Süden der Stadt. Das zwingt Bennigsen, auch das Zentrum und den rechten Flügel durch Friedland über die Alle zurückzukommandieren. Nun aber dringen allerwärts die Franzosen nach, so daß der Flußübergang nur unvollständig bewerkstelligt werden kann und eine Abteilung russischer Truppen diesseits der Vernichtung durch des Feindes Kanonen preisgegeben bleibt. An demselben Tage erlitt auch das Preußenkorps vereinzelt eine Niederlage gegen die französische Umgehungsarmee; es ward bis unter die Tore von Königberg gedrängt und konnte sich nur mit Mühe, nahezu aufgelöst, nach Tilsit an den Niemen flüchten, wo am 18. Juni der retirierende Bennigsen anlangte. Dieser rückte dann über den Fluß und brach die Brücken ab.

Am Tage nach der siegreichen Schlacht bei Friedland schrieb Napoleon an Josephine: „Meine Kinder haben den Jahrestag von Marengo würdig begangen: die ganze russische Armee in Deroute, achtzig Kanonen verloren, 30.000 Mann tot oder gefangen, fünfundzwanzig ihrer Generale getötet, verwundet oder in unseren Händen, die russische Garde vernichtet. Das ist eine würdige Schwester von Marengo, Austerlitz und Jena!“ Das war ein wenig übertrieben. Zwar hatte sich die Armee Bennigsens nach der Affaire in Auflösung befunden, und auch dem Minister des Äußern, Budberg, ging eine Meldung zu, daß sie zerstreut sei, aber schon bei Allenburg war es ihr gelungen, sich zu sammeln und in leidlicher Ordnung weiter zu ziehen. Allerdings waren ihre Verluste so groß, daß ihr Feldherr dem Zaren vorschlug, Friedensunterhandlungen zu eröffnen, die sich schon zu dem Zwecke empfahlen, um Zeit zur Verstärkung zu gewinnen. Denn einmal

war man sicher, jenseits der Memel die Preußen L'Estocqs und russischen Nachschub unter Lobanow zu finden, und dann war ja die Armee nicht von ihrer Linie abgedrängt worden, so daß sich Napoleon immerhin noch der Möglichkeit einer neuen Schlacht versehen konnte, zu der er auch westlich von Tilsit Vorkehrungen traf. Nur war es diese Erwägung nicht allein, die Bennigsen an die Diplomaten appellieren ließ: das Entscheidende lag in der durchaus unlustigen Stimmung der russischen Truppen, insbesondere der Offiziere, die fast ausnahmslos — auch Bennigsen — der von dem Großfürsten Konstantin geführten Partei zugehörten, die den „Kampf für fremde Interessen“ verurteilte. Diese Stimmung äußerte sich mit einer Offenheit, die jeder Disziplin spottete. Der Großfürst selbst mahnte sogar den Bruder, noch vor der Niederlage bei Friedland, an das Schicksal des Vaters. Und das war ein Thema, das, wie es scheint, in der Armee ohne sonderliche Scheu erörtert wurde.*) Auch die Freunde von ehedem, Czartoryski und Nowosilzow, hatten sich bereits für die Beendigung des Krieges erklärt, und da kam die Unglücksbotschaft mit der Bitte um Frieden nach Tilsit. Jetzt ward auch Alexander dafür gewonnen. Er schickte am 16. Juni — der König von Preußen befand sich in Memel — den Fürsten Lobanow zu Bennigsen, damit Dieser ihn weiter an Napoleon sende, um in seinem (Bennigsens) Namen einen Waffenstillstand zu begehren. Lobanow bekam überdies vom Kaiser die heimliche Ordre mit, wenn bei dieser Gelegenheit die Franzosen den Wunsch nach Frieden äußern sollten, zu erklären, daß auch der Zar ihn hege, und seine von ihm unterzeichnete Vollmacht vorzuweisen.**) Am 19. Juni kam Lobanow mit Berthier im

*) Vgl. die von M. Lenz in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, VI., 191, Anm. 1 zitierte Notiz Rüchels aus Memel für Hardenberg: „Unter uns gesagt, im Notfalle gibt es nur eine Stimme: Pahlen!“ Pahlen war der Anstifter der Ermordung Paul I. gewesen.

**) Die Sache ist in dem Schreiben Alexanders an den König von Preußen von demselben Tage verschwiegen; nur die Forderung eines Waffenstillstandes wurde ihm in einer Abschrift des Auftrags an Bennigsen mitgeteilt. Bailleu, Briefwechsel, S. 157.

französischen Hauptquartier zusammen. Er erfuhr von dem Marschall das freundlichste Entgegenkommen, und noch an demselben Abend ging Duroc ins russische Lager, um zu verhandeln. Hier stellte er als Bedingung für die Waffenruhe die Auslieferung der noch nicht gefallenen preußischen Festungen Kolberg, Pillau und Graudenz. Darüber mußte an den Zar berichtet werden. Der lehnt sie ab, schickt aber Lobanow neuerdings mit einer Vollmacht zu Pourparlers über den Frieden ins französische Lager zurück. Da zeigte sich nun Napoleon die Möglichkeit, sein Problem eines Bündnisses mit Rußland auszuführen, das ihm immer neue und ungünstigere Nachrichten aus der Türkei nur noch näher an die Hand rückten. Er läßt die störende Bedingung fallen, und es kommt am 21. Juni ein Waffenstillstand auf die Dauer von einem Monat zustande, der den Niemen als Demarkationsgrenze bezeichnet. Ein besonderer Artikel (V.) bestimmt aber auch, es sollten binnen kürzester Zeit Bevollmächtigte Rußlands und Frankreichs zusammentreten, um Frieden zu schließen.*)

Das war zwar freilich gegen den Wortlaut des Bartensteiner Vertrages vom 26. April und im Grunde Verrat an Preußen. Aber darüber setzte sich Alexander hinweg. War denn nicht jener Vertrag ein frommer Wunsch geblieben? konnte er fragen. Wenn er jetzt, wie im Jahre 1805, den Plan gefaßt hatte, gleichsam an der Spitze des legitimen Europas gegen den Usurpator zu marschieren, um ihn von seiner Höhe herunter zu zwingen, mußte er nicht sehen, daß Europa nicht hinter ihm stand? England hatte viel zu lässig und unvollkommen gerüstet, um in den Kampf tätig einzugreifen, und wurde nun auch im Geldpunkte schwierig, denn als Rußland sechs Millionen Pfund unentbehrlicher Subsidien forderte, erfolgte zunächst eine abschlägige Antwort, dann, vor kurzem erst, das Angebot von nur $2^1/_5$ Millionen, die man obenein mit Preußen und Österreich teilen sollte. Dagegen lastete das Gewicht der britischen Oberherrlichkeit zur See auch auf den russischen Schiffen und machte sich mitunter sehr empfindlich geltend; Gründe genug, den Zar England abhold werden zu lassen. Und wenn dieser Staat dem Barten-

*) De Clercq, II., 205, Martens, XIII., 309.

steiner Vertrage nur bedingungsweise beigetreten war, so war ihm die Donaumacht, wie wir wissen, ganz ausgewichen. Erst als man in Wien die Möglichkeit eines russisch-französischen Separatfriedens ins Auge faßte, ward ein Abgesandter zu Alexander geschickt, der dort die Hoffnung auf Österreichs Mitwirkung wiederbeleben sollte; er kam zu spät. Angesichts der Neutralität des Wiener Hofes hatte schon im April Gentz in einer Denkschrift Alexander I. geraten, mit Napoleon Frieden zu schließen und seine Kräfte, die jetzt ohne Österreichs Beteiligung nur nutzlos vergeudet würden, für die Zukunft zu sparen; man wollte wissen, daß diese Vorstellungen damals großen Eindruck auf den jungen Monarchen gemacht hätten.*) Und auch mit Schweden gab es ein Hindernis. Dieser Staat hatte sich allerdings dem Kriege gegen Napoleon beigesellt. Aber Finnland war noch schwedische Provinz, und Finnland lag auf dem Wege der „natürlichen Ausdehnung“ Rußlands. Denn das war eben der große Zwiespalt, in welchem sich jenerzeit die russische Staatskunst mit sich selbst befand, daß sie, indem sie für die alte Ordnung in Europa kämpfte, für eine Sache eintrat, die sie doch wieder im eigenen Interesse schädigen mußte, und wem heute der Charakter Alexanders schwankend und unzuverlässig erscheint, der möge dafür nicht nur ihn allein, sondern auch die expansive russische Politik mit verantwortlich machen. Er für seine Person stand jetzt überdies unter dem Drucke jener Partei, die nach Frieden verlangte, und es kann uns unter all diesen Umständen nicht überraschen, wenn wir ihn auf den Friedensvorschlag des Feindes eingehen sehen. Was aber überraschen muß, das war,

*) Martens, Recueil, VI., 416. Gentz riet damals dem Zaren, Österreich dadurch zum Kriege zu bewegen, daß er in Wien erklären ließ, er werde sonst mit Frankreich sich in dasjenige teilen, was niemand mit Rußland verteidigen wolle. Es scheint, daß Alexander die Mahnung beherzigte. Wenigstens läßt er Mitte Mai in Wien durch Pozzo die Möglichkeit in Aussicht stellen, sich ohne Österreich mit dem Feinde zu vergleichen, „worauf die Donaumacht ausgeschlossen bliebe von einem System, das aus Umständen entstehen würde, die sie selbst so ungünstig gestaltet hat“. (Vandal, Alexandre I et Napoléon, p. 39.) Hier mußte der Zar gegen die Meinung seines Ministers Budberg gehandelt haben, der Gentzens Rat zu befolgen widerriet. (Martens, VI., 419.)

daß er auch Napoleons Antrag, ein Bündnis zu schließen, nicht ablehnte, sondern, in plötzlicher Wendung, begeistert zustimmte. Wie war das gekommen?

Nach dem Eintreffen der letzten unglücklichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz war er tief gebeugt, voll Kummers über das Schicksal Preußens, für das er mit den Waffen eingetreten war, aber auch nicht ohne Besorgnis für das eigene Staatsgebiet. Dieses — lauteten die ersten Instruktionen für Lobanow — müsse, was sich von selbst verstehe, intakt erhalten werden; im übrigen sei dem Vertreter Preußens bei den Verhandlungen in allem, was diesen Staat anbelange, volle Unterstützung zu leisten. Da kamen aber Berichte Lobanows zurück, die dem Zaren das Gemüt erleichterten. Sein Vertreter hatte nicht nur den besten Empfang gefunden, der große Sieger hatte sogar in schäumendem Champagner auf des Zaren Gesundheit getrunken; von einer gemeinsamen Verhandlung mit Preußen hatte er zwar nichts wissen wollen, sondern nur von einem Sonderabkommen mit Rußland, aber dafür bot er auch nicht weniger als die Weichselgrenze an — also reichen Gewinn anstatt des gefürchteten Verlustes — und überdies ein enges Bündnis. Das wollte nun freilich alles überlegt sein. Man hatte bereits mit Friedrich Wilhelm und Hardenberg, der bei den Verhandlungen das Wort führen sollte, besprochen, wie man sich dort stets für dessen Vorschläge einsetzen wolle — und die Weichselgrenze ging auf Kosten des Freundes, die Allianz vollends bedeutete Krieg mit England mit allen seinen schlimmen Folgen für Rußlands Handel. Es waren kritische Stunden, in denen Alexander mit seinem Minister Budberg in Sczawel, wohin er zurückgegangen war, die lockenden Anträge Napoleons durchsprach. Was den Separatfrieden betraf, so war man dazu rasch entschlossen und auch bald über die Bedingungen klar: Entschädigung für die Könige von Neapel und Sardinien, die Wiedereinsetzung des Herzogs von Mecklenburg, der Rußlands wegen sein Land verloren hatte, vor allem aber die Wiederherstellung Preußens wollte man verlangen; dafür war man bereit, unter Frankreichs Vermittlung, die alten Verträge mit der Türkei zu erneuern, ja selbst auf die Durchfahrt der Kriegsschiffe durch

die Dardanellen zu verzichten. Freilich war es die Frage, ob man für Preußen vollen Wiedergewinn des Landes durchsetzen werde; das hing doch wohl von Napoleon ab. Nun, wenn schon nicht die volle Unversehrtheit zu erlangen war, dann wollte man wenigstens dafür eintreten, daß dem Verbündeten die Elbe als Grenze im Westen gesichert blieb. Und im Osten? Der Sieger schlug die Weichsel vor. Durfte man so viel preußisches Gebiet annehmen? Sicher nur gegen zureichende Entschädigung des Alliierten — etwa durch Böhmen, damit Österreich für seine „Doppelzüngigkeit" gestraft werde. Sollte es aber nicht zur Weichselgrenze kommen, dann will man doch die Gelegenheit nutzen und wenigstens den ostpreußischen Distrikt bis zur Memel gewinnen — natürlich auch nur gegen Entgelt; man hatte ja noch das von Katharina II. in die Ehe gebrachte ostfriesische Jever in Händen, das sich ohnedies nicht halten ließ.*)

So viel für den Frieden. Auf das „Bündnis" freilich wird man zunächst noch nicht eingehen. Man wird es aber Napoleon für die Zukunft in Aussicht stellen. Seinem Wunsche nach einer Ausschließung der britischen Schiffe von den russischen Häfen wird man nur mit der Bereitwilligkeit begegnen, sich vorerst mit Dänemark und Schweden zu einer überlegenen Seemacht zu vereinigen und durch sie England zum Nachgeben zu bewegen. Anders wäre es freilich, wenn Jener sich über die Türkei deutlicher aussprechen wollte; dahin müsse getrachtet werden; denn dann könnte das Gespräch auch auf „die Wiederherstellung der beiden alten Kaiserreiche des Orients und des Occidents" und auf die Frage gebracht werden, was dann die Grenze zwischen den beiden Weltgebieten bilden sollte.**)

*) Sbornik, 89. p. 37.

**) Ich folge hier der im 89. Bande des Sbornik, S. 35 veröffentlichten Aufzeichnung, in der ich mit M. Lenz (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, VI., 220 ff) eine spätere Etappe in den russischen Erwägungen annehme als sie in dem von Martens, VI., 421 und Tatistscheff, p. 145 ff. im Auszug mitgeteilten Instruktionsentwurf zum Ausdruck gelangte, wo der Allianz noch mit keinem Worte Erwähnung geschieht und der Abgesandte den

Man sieht, Alexander ist unter dem Eindruck der Berichte seines Vertreters unternehmend geworden. Er strebt jetzt nicht weniger an, als sich mit dem gefeierten Imperator des Westens, dem unerbittlich Siegreichen, in die Herrschaft der Welt zu teilen, er, der Geschlagene von Austerlitz und Friedland! Wenn ihm das gelang, welch ein Meisterstück der Politik! Da verlohnte es sich wohl, vertragsbrüchig zu werden. Und es hatte allen Anschein, daß es gelang. Als nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes Lobanow selbst das Dokument seinem Herrn überbrachte, muß sein mündlicher Bericht so zufriedenstellend gelautet haben, daß Alexander jedes Bedenken vor der Allianz fallen ließ. Wir kennen diesen Bericht nicht. Aber es läßt sich vermuten, daß er den „springenden Punkt" in der Gedankenfolge des Zaren berührte: die Türkei. Noch im Mai war Selim durch einen Aufstand der Janitscharen vom Throne gestoßen worden, und von seinem Nachfolger Mustapha verlautete, daß er ein Franzosenfeind sei. War auch Napoleon vielleicht noch nicht von alledem in Kenntnis, so wußte er doch sicher schon genau genug, wie es in Konstantinopel stand, um sich dem russischen Sachwalter gegenüber über die Zukunft des Osmanenreiches „deutlich" auszusprechen. Davon mag Lobanow erzählt haben. Jedenfalls ist die Instruktion, die er jetzt mit sich nach Tilsit nimmt, wohin Napoleon vormarschiert war, von jener ersten durchaus verschieden: „Sie werden dem Kaiser Napoleon — bisher war er amtlich nur schlechtweg Bonaparte genannt worden — ausdrücken, wie sehr gerührt ich von allem bin, was er mir durch Sie mitteilen ließ, und wie sehr ich wünsche, daß eine enge Verbindung zwischen den beiden Nationen alles vergangene Unheil wieder gut mache. Ein neues System soll das bisherige ablösen, und eine Aussprache ohne Mittelspersonen wird leicht eine Verständigung herbeiführen."

Am 25. Juni fand diese Begegnung der beiden Herrscher in Tilsit statt, zu der Napoleon selbst die Anregung gegeben hatte und zu der er am Tage vorher den Zar in aller Form

preußischen Vertreter bei den Verhandlungen in allem unterstützen sollte. Das letztere Moment namentlich erscheint mir für die Zeitfolge der beiden Dokumente als das entscheidende.

durch Duroc hatte einladen lassen.*) In der Mitte des Niemen ward auf einem Floß ein prächtiges Zelt aufgerichtet, in dem sie sich ohne Zeugen sprechen sollten. Sie kamen beide in Nachen herzugefahren, unter den Zurufen ihrer Garden, welche die Ufer belebten. Nahe an zwei Stunden währte ihre Unterredung, indes das Gefolge außerhalb des Zeltes harrte, und in dieser Zeit ward das Aussehen der Welt verändert. Was hiebei von dem einen und dem andern vorgebracht wurde, ist nicht direkt überliefert. Nur den Anfang des Gespräches will man erlauscht haben. Danach hätte Alexander angehoben: „Ich hasse die Engländer, wie Sie selbst sie hassen, und werde in allem, was Sie gegen sie unternehmen, Ihnen zur Seite stehen,“ und Napoleon erwidert: „In diesem Falle läßt sich alles begleichen, und der Friede ist gemacht.“ Richtig, denn wozu weiter noch der Krieg, wenn er jetzt von Rußland friedlich erreichte, wozu er es hatte zwingen wollen, d. i. den Beitritt zur Kontinentalsperre, falls England die vorgeschriebenen Bedingungen nicht annahm. Für diesen Fall ist vielleicht jetzt auch schon der Marsch nach

*) Daß die Anregung von Napoleon ausging ist wohl kaum mehr zu bezweifeln. In demselben Bericht Lobanows vom 21. Juni (Martens, XIII., 298), worin er das Allianzanerbieten meldete, ist auch gesagt, Berthier habe hinzugefügt, „daß, wenn die zwei Souveräne die Möglichkeit hätten, sich auszusprechen, der Friede binnen der kürzesten Zeit geschlossen sein könnte.“ Nach Bennigsens Memoiren (bei Tatistscheff, p. 127) hätte Diesem Duroc die gleiche Versicherung gegeben: Napoleon wünsche eine persönliche Annäherung. Napoleon freilich stellt in einem Schreiben an Talleyrand vom 24. Juni (Corresp., XV., 12813) die Sache anders dar: „Der Kaiser von Rußland hat sich bis auf neun Meilen von hier genähert und man versichert mir, daß er eine Begegnung wünscht. Daran liegt mir nun nicht viel, aber ich versage sie nicht.“ Doch das klingt gekünstelt und stimmt nicht zu allem andern — wir wissen, daß Talleyrand kein Freund Rußlands war. An demselben Tage sagte Lobanow zu Duroc: „Die persönlichen Auseinandersetzungen der beiden Herrscher würden die Verhandlungen wesentlich erleichtern“ (Martens, XIII., 299), was darauf hindeutet, daß die Sache bereits zur Sprache gekommen war. Auch wäre Alexander sicher nicht über Tauroggen bis Puktopoehnen, wo ihn Duroc antraf, herbeigekommen, wenn er etwa ein Refus hätte gewärtigen müssen. Daß er die Andeutung Napoleons mit dem größten Eifer ergriff, ist gleichfalls sicher.

Indien in Aussicht genommen worden, der Napoleon in letzter Zeit wieder lebhaft beschäftigte und für den seinerzeit schon der Vater Alexanders sich hatte bereit finden lassen. Kam nun noch hinzu, daß der Korse die Integrität der Türkei — den Punkt, der im Juli 1806 die Mächte getrennt hatte — opfern zu wollen erklärte, von der Idee einer Herstellung des alten Polens abkam und Rußland auf Finnland verwies, wofür der Zar hinwieder sich mit den Änderungen, die Napoleon in Deutschland und in Italien vorgenommen hatte, einverstanden erklärte, so lieferte all das die Basis für einen Vergleich, mit dem beiden Teilen für den Augenblick ein Genügen geschah. Ob freilich alle diese Fragen gleich in der ersten Unterredung zur Sprache kamen, ist zweifelhaft, sicher aber ist, daß sie während des fast ununterbrochenen vertrauten Verkehrs der beiden Monarchen eifrig diskutiert wurden. Auch Friedrich Wilhelm, der an demselben Tage Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen hatte, traf dann mit Napoleon am 26. Juni zusammen, wenn auch nur noch in der Rolle eines Schützlings des Zaren und nicht mehr als gleichwertiger Souverän, der seine eigene Sache vertritt.

Zwei Wochen lang blieb man in Tilsit beisammen, bis der Friede aufgezeichnet war. Napoleon entfaltete seine ganze Liebenswürdigkeit, um den Zar für sich einzunehmen, und es konnte auf den eitlen Fürsten nicht ohne gewinnenden Eindruck bleiben, daß der Sieger ihm, dem Besiegten, die Huldigung seiner Freundschaft darbrachte. Einige Monate später erzählte er dem Gesandten Napoleons, Savary, er sei ehedem gegen den Kaiser überaus voreingenommen gewesen, doch hätten sich bei der ersten Begegnung, in den ersten drei Viertelstunden, wo er mit ihm sprach, alle Vorurteile verflüchtigt, so sehr richtig sei gewesen, was er vorbrachte. Wir wissen übrigens heute, daß er dem Zauber des neuen Alliierten keineswegs erlag, sondern die Augen weit offen hielt. Umgekehrt machte auch der Zar auf Napoleon den Eindruck eines „hübschen jungen Mannes von mehr Geist als man ihm gewöhnlich zumutet“. Und noch spät, als bereits alles vorüber war, auf St. Helena, erinnerte sich der Kaiser der Tilsiter Tage als der Zeit, in der er sich vielleicht am glücklichsten gefühlt

habe: „Ich hatte mit Widerwärtigkeit und Sorge zu kämpfen gehabt, unter anderem nach Eylau, und nun war ich Sieger, nun diktierte ich, und Kaiser und Könige machten mir den Hof.“ *) Diese persönlichen Stimmungen der beiden maßgebenden Männer mögen das Verständigungswerk befördert haben, denn sie erleichterten die Zugeständnisse, die von beiden Seiten zu machen waren und die dann allerdings den Keim zu späterem Zwiste bildeten. Zunächst legte Napoleon auf die Herstellung Polens als unabhängiger Macht nun gar kein Gewicht mehr. Aber er wollte doch nicht, daß die polnischen Gebiete, in denen sich bereits unter seiner Ägide eine nationale Verwaltung etabliert hatte, wieder an Preußen zurückfielen. An wen sonst? Wir hören, daß er sie geradezu Alexander als „König von Polen“ anbot, der sie ja schon vor zwei Jahren, als ihn noch Czartoryski beriet, für sich ersehnt hatte. Jetzt lehnte der Zar ab.**) Er war klug genug, den geschickten Schachzug zu durchschauen, der Rußland in unaufhörlichen Zwist mit seinen nächsten Nachbarn bringen und dadurch für Napoleons Pläne mit der Türkei unschädlich machen mußte. Dann tauchte der Gedanke auf, das Land, mit Sachsen und dem preußischen Schlesien, das dazwischen lag, zu einem Königreich vereinigt, dem Bruder Jérôme zu übertragen, woran Napoleon den anderen knüpfte, ihn mit der Schwester des russischen Kaisers, Katharina, zu vermählen. Aber auch hier zeigte sich Widerstand. Napoleon sah ein, daß für diese unvermittelte Art, mit seiner Macht bis an die Weichsel vorzurücken, noch nicht die Zeit gekommen sei, und stand davon ab. Er tat es in aller Form in einer Note vom 4. Juli, die er Alexandern übergab. Darin hieß es: „Den Prinzen Jérôme auf den Thron von Sachsen und Warschau berufen, hieße fast alle unsere Beziehungen im Nu umstoßen.“

*) Gourgaud, Journal inédit, II., 55.

**) Das Anerbieten Napoleons ist durch den bei Schilder, Alexander I., I., 199 und Schiemann Nikolaus I., 98 zitierten Brief des Fürsten Kurakin an die Kaiserin-Mutter vom 30. Juni 1807 erwiesen, worin bestimmt gesagt ist, daß es vom Kaiser Alexander abgehangen habe, alle polnischen Provinzen Preußens und mit ihnen den Titel eines Königs von Polen zu gewinnen. „Beides schlug ihm Napoleon vor, er aber war großmütig genug es abzulehnen.“

Jeder kleine Nachbarzwist der beiden Staaten würde von ihm empfunden werden und so dieser politische Fehler nur zu bald den Freundschaftsbund zerreißen. Er sei deshalb bereit, in einem geheimen Artikel zu erklären, daß jene Heirat, an die er gedacht haben soll, nicht in seiner Politik liege. Diese Politik bestehe darin, daß sein unmittelbarer Einfluß nicht über die Elbe hinausgehe. „Die Länder zwischen diesem Fluß und dem Niemen sollen die Barriere bilden, welche die beiden großen Reiche trennt und alle die Nadelstiche unschädlich macht, die unter den Nationen den Kanonenschüssen vorauszugehen pflegen.“ *) Aus diesem Schriftstücke ging aber auch hervor, daß von der Weichselgrenze für Rußland nicht mehr die Rede war: „Der Schutz des Kaisers von Rußland läßt Preußen wieder in den Besitz der Länder zwischen den beiden Haff und hinauf zu den Quellen der Oder eintreten.“ Und weiter ging daraus hervor, daß Preußen in der Tat, wie schon Alexander angenommen hatte, alles Land im Westen bis zur Elbe verlor. Seine polnischen Territorien einigte man sich nun — und hierzu soll der Zar den Vorschlag gemacht haben — als „Herzogtum Warschau“ zu organisieren und dem neuen „König“ von Sachsen, Friedrich August I., mit einer besonderen Verfassung und Verwaltung zu überantworten. Dachte sich der Beherrscher Rußlands seinen Einfluß auf Polen leichter möglich, wenn das Land in den schwachen Händen eines kleinen Fürsten lag? Mag sein. Da Sachsen aber seit dem Dezember des Vorjahres zum Rheinbund gehörte, so blieb auch Warschau Napoleons Machtsphäre nicht entrückt, die damit tatsächlich über die Elbe hinausreichte.**) Er bewies das

*) Corresp., XV.,1 2849. Bei Martens, XIII., 301 ist die Note ohne Rücksicht auf den französischen Abdruck mitgeteilt, während Tatistscheff, p. 164, unrichtig nach der „Correspondance“ zitiert.

**) Es ist nach den (von Schiemann, I., 99, zitierten) Forschungen Schilders nicht unwahrscheinlich, daß Alexander, als er seine eigene Kandidatur für Polen ablehnte, die Gründung des Herzogtums Warschau in Vorschlag brachte. Vergl. auch die Äußerung Napoleons zu dem russischen Gesandten im Jahre 1810: „Warum hat der Kaiser Alexander in Tilsit den ersten Plan, den ich ihm vorschlug, zurück gewiesen? Er hätte sich die Sorgen, die ihm das Herzogtum Warschau bereitet, erspart.“ Nur für die Annahme, daß der Zar selbst es dem Rheinbundkönig von Sachsen zugewiesen haben

auch sofort, indem er polnische Domänen im Werte von siebenundzwanzig Millionen Franken für sich behielt, um später damit seine Generale zu belohnen, Alexandern dagegen, für seinen Verzicht auf den Memeler Distrikt, den Bialystoker Kreis von dem Gebiete des Herzogtums Warschau zuwies, wenn auch erst, nachdem er vom Zaren an seine Zusage, ihm eine bessere Grenze gegen Polen verschaffen zu wollen, erinnert worden war.*) Für Jérôme fand sich in den preußischen Ländern links von der Elbe, die man mit kurhessischen und braunschweigischen Territorien zu einem Königreich Westfalen verband, ein Ersatz.**)

Napoleons Angebot Polens für den Kaiser Alexander hatte durchschimmern lassen, daß er die Türkei noch keineswegs aufzugeben gesonnen sei. Er sprach zwar fortwährend von der Notwendigkeit, den Osmanen ihr europäisches Gebiet zu entziehen, unterließ es aber, Rußland einen bestimmten Teil davon zuzusprechen. Als der Zar, der sicher auf Konstantinopel gerechnet hatte, einmal dieses Verlangen äußerte, traf er auf entschiedenen Widerstand. „Nein, Konstantinopel niemals!“ rief Napoleon dagegen; „das wäre ja die Weltherr-

---

soll, fehlt noch der entscheidende Anhaltspunkt. Er hat wenigstens in den ersten Instruktionen für Lobanow sehr energisch sich dagegen verwahrt, daß Preußen in den Rheinbund aufgenommen werde, „vû que la Prusse, quoique nominativement rétablie, deviendrait alors nécessairement vassale de Bonaparte“.

*) Siehe Alexanders Antwort vom 6. Juli auf Napoleons Note vom 4. bei Tatistscheff, p. 166. Wenn darin der Zar für Preußen noch linkselbische Gebiete: Magdeburg, die Altmark und Halberstadt begehrt, so hatte er, nach seiner oben zitierten Denkschrift zu urteilen, wohl kaum viel Hoffnung, bei Napoleon durchzudringen.

**) Westfalen hatte zu bestehen aus den Staaten von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Altmark und dem Gebiete von Magdeburg links von der Elbe, den Gebieten von Halle, von Hildesheim und der Stadt Goslar, dem Ländchen Halberstadt und Hohenstein, dem Gebiete von Quedlinburg, der Grafschaft Mansfeld, dem Eichsfeld, den Städten Mühlhausen und Nordhausen, der Grafschaft Stolberg, den Staaten von Hessen-Kassel, den ehemals hannoverschen Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen mit Hohenstein und Elbingerode, den Bistümern Osnabrück und Paderborn, Minden und Ravensberg und der Grafschaft Rittberg-Kaunitz.

schaft!" *) Und die gönnte er schließlich nur sich selbst. So war es in Tilsit, bei aller Freundschaft im Benehmen der beiden Fürsten, gegen die Friedrich Wilhelms morose Miene die Folie bildete, nicht ganz ohne Differenz abgegangen, für die dann Napoleon in einem „mezzo termine", wie er es nannte, nach seinem Belieben die Lösung fand. Endlich, am 7. Juli 1807, war man so weit gekommen, daß die Diplomaten — Talleyrand und Kurakin — die Urkunden unterzeichnen konnten.

Es waren deren zwei: ein Friedenstraktat und ein Schutz- und Trutzbündnis. In jenen waren alle Bedingungen, die Preußen betrafen, aufgenommen und ausgesprochen, daß „aus Rücksicht für den Zar und als ein Beweis von Freundschaft und Vertrauen" Friedrich Wilhelm seine Länder östlich der Elbe zurückgestellt erhalten solle, ohne den Kottbuser Kreis, der an Sachsen kam, und ohne die polnischen Provinzen Südpreußen und Neuostpreußen, wovon der Bialystoker Kreis an Rußland fiel, während das übrige das „Herzogtum Warschau" bildete. Der Zar erkennt Joseph als König von Neapel an und wird ihn auch als Herrn von Sizilien anerkennen, sobald für den legitimen Fürsten eine Entschädigung gefunden ist. Auch Ludwig als König von Holland, Jérôme als König von Westfalen und der Rheinbund erhalten Rußlands Zustimmung. Sollte beim Friedensschluß mit England Hannover an Westfalen gelangen, so gibt dieses ein Territorium links der Elbe mit etwa 3 bis 400.000 Seelen an Preußen ab. Napoleon empfängt Cattaro und die Ionischen Inseln, wofür er Coburg, Mecklenburg und Oldenburg zurückstellt, Danzig frei gibt und nur die mecklenburgischen und oldenburgischen Häfen besetzt hält. Er wird zwischen Rußland und der Türkei, Alexander zwischen Frankreich und England vermitteln. Die Russen räumen die Donaufürstentümer, die bis zum Frieden auch nicht von Truppen des Sultans besetzt werden sollen.

Soweit die Friedensurkunde. Sie ließ die Frage offen, was zu geschehen habe, wenn England und die Türkei auf die Bedingungen der vermittelnden Mächte nicht eingingen. Darauf gab das zweite Instrument, der geheime Bundesvertrag,

*) Nach Ménevals Zeugnis, der der Szene beigewohnt hatte (Mémoires, II., 105). Vgl. Bailleu, Briefwechsel, S. 158.

die Antwort. Darin verpflichtete man sich gegenseitig zu Schutz und Trutz zunächst wider Großbritannien, wenn dieses nicht bis 1. November 1807 die russischen Friedensvorschläge angenommen haben würde, die von dem englischen Hofe verlangten, daß er all seine seit 1805 gemachten Eroberungen an Frankreich und dessen Alliierte wieder zurückstelle und allen Flaggen volle Unabhängigkeit auf dem Meere einräume, wofür er Hannover zurückerhalte — und wider die Pforte, wenn die Vermittlung Frankreichs zu keinem Ergebnis geführt haben sollte. In dem ersten Falle verband sich Rußland, dem Systeme der Kontinentalsperre beizutreten, seine Beziehungen zu England abzubrechen und in Gemeinschaft mit Frankreich auch Dänemark, Schweden, Portugal und Österreich zum Handelskriege gegen Großbritannien zu zwingen — in dem zweiten vereinigten sich Frankreich und Alexander, den Türken ihre europäischen Besitzungen, bis auf Konstantinopel und Rumelien, zu entreißen. Sollten Dänemark, Portugal oder Schweden dem Ansinnen der Verbündeten Widerstand leisten, so würden sie von Beiden mit Krieg überzogen; sollte Schweden allein sich weigern, so würde es durch Dänemark befehdet werden.*)

Zwei Tage später, am 9. Juli 1807, ward auch mit Preußen der Friede unterzeichnet. Vergebens, daß die junge schöne Königin Luise, der Beleidigungen nicht achtend, die ihr durch Napoleons Bulletins wiederholt zugefügt worden waren, aus Memel herbeigeeilt und vor dem Gewaltigen erschienen war, um ein besseres Los ihres Landes zu erbitten oder doch wenigstens Magdeburg zu retten. Sie sollte nichts erreichen als Höflichkeiten und vage Versprechungen, die der Kaiser am nächsten Morgen nicht mehr achtete. „Großmut in der Politik ist Dummheit", hat er einmal zu einer Abordnung der Stadt Lübeck gesagt. Auch jetzt hielt er sich an den Satz. Seine Bedingungen blieben dieselben, die er mit Alexander für Preußen verabredet hatte. Daß dieses sich verpflichten mußte, gegen England verschlossen zu bleiben und, wenn John Bull nicht Frieden machte, sich mit Frankreich

*) Ich folge hier dem authentischen Wortlaute des Bündnisvertrages, der unter den Beilagen dieses Bandes mitgeteilt wird.

und Rußland zum Kriege gegen ihn zu verbünden, verstand sich nahezu von selbst.

Dies waren im wesentlichen die Tilsiter Abmachungen. Man hat in ihnen eine Teilung der Herrschaft über Europa in dem Sinne erblicken wollen, daß Napoleon dem Zaren die östliche Hälfte des Weltteils überließ und sich dafür den ungestörten Dominat über das Abendland ausbedang. Wir wissen, daß Alexander von ähnlichem geträumt hatte. Aber so standen die Dinge nicht. Man erkennt doch in den Urkunden den Sieger und den Besiegten mit Deutlichkeit. Napoleon zieht sich von der Türkei keineswegs zurück, und seine Verbindung mit Persien hält ihn im Orient fest. Er wird zwar — so war es festgestellt worden — unter Umständen in Gemeinschaft mit den Russen den Türken ihre europäischen Provinzen abnehmen, aber es wird doch wesentlich von ihm abhängen, ob diese Umstände eintraten und wie dann die Beute verteilt wurde. Wo die „Grenze zwischen den Machtgebieten des Orients und des Occidents“ verlaufen sollte, darüber schwieg der Vertrag. Nur das eine sagte er deutlich: daß Rußland die stolze Hoffnung von Generationen, das griechische Kreuz auf der Aja Sophia aufzurichten, aufgeben müsse.*) Und war nicht auch in der zweiten großen Frage der russischen Po-

*) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, VII., 517, erwähnt eines Teilungsprojektes, das unter den beiden Monarchen zur Sprache gekommen sei und wonach Rußland Bessarabien, die Moldau, die Walachei und Bulgarien bis zum Balkan erhalten sollte. Nun ist zwar sicher, daß auf Napoleons Anregung mehrfach Gespräche über das Teilungsthema gepflogen wurden, und wahrscheinlich, daß Alexander mit einem von Hardenberg entworfenen Plane (Ranke, Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg, III., 460 f.) herausgerückt sein wird, dessen Bestimmungen den von Thiers zitierten ungefähr entsprachen, worauf gewiß Napoleon mit Eifer einging, schon um seinen neuen Alliierten sicher zu machen; auch deutet der Artikel XXII des Vertrages in seinen Bestimmungen bezüglich der Donaufürstentümer an, daß diese dem Zaren mögen zugesagt worden sein: aber zu verbindlichen schriflichen Festsetzungen ist es hierüber nicht gekommen. Welcher Wert der von Martens, III., 60, angeführten Instruktion für Alopäus vom 31. März 1810 zukommt, worin gesagt wird, Napoleon habe „seit dem Winter 1807“ dem Zaren fortwährend die Teilung der Türkei angeboten, Dieser aber sie als mit den russischen Interessen unvereinbar abgelehnt, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

litik, der polnischen, der Zar unterlegen? War das Herzogtum Warschau unter einem Rheinbundfürsten nicht eine Karte, die Napoleon gegen Rußland ausspielen konnte, wann es ihm beliebte? Und war dieses Rußland selbst nicht von Frankreich, wenn auch nur von dessen Industrie, erobert in dem Augenblick, da es den Handelskrieg mit England begann? Nein, in den Verträgen vom 7. Juli 1807 stand nichts, was nach Verzicht oder Umkehr von seiten Napoleons aussah. Sie bedeuteten mit ihren Zugeständnissen an Rußland nur eine Rast auf dem Wege nach der Universalherrschaft. Schon als im Jahre 1803 der Krieg mit England unvermeidlich geworden war, wollte man in Wien wissen, der Premierkonsul habe sich Alexander I. zu nähern gesucht und ihm Vorschläge gemacht, die auf eine Teilung der Herrschaft über Europa abzielten. Damals äußerte sich der österreichische Minister Cobenzl über diese Bemühungen folgendermaßen: „Noch nie hat sich jemand mehr dem Verdacht ausgesetzt, nach der Weltherrschaft zu trachten, als Bonaparte. Man muß es nur so anfangen, daß man zunächst zu Zweien ist, um schließlich allein übrig zu bleiben“.*)

Fünftes Kapitel.

Französische Zustände. Bayonne und Erfurt.

Man würde aber doch irren und Napoleons Scharfblick nicht gerecht werden, wenn man annähme, er habe sich im Jahre 1807 nur aus Gründen der großen Politik zum Frieden mit Rußland bestimmen lassen. Nein, was seinen Entschluß, am Niemen Halt zu machen, zur Reife brachte, das war mit

*) Siehe hierüber „Gentz und Cobenzl“, S. 73. Das Gerücht hatte der österreichische Diplomat Saurau von Panin gehört. Wahrscheinlich war damit die Annäherung Napoleons an Rußland vom Ende des Jahres 1802 gemeint, mit ihm der Pforte gegenüber gemeinsame Sache zu machen. S. Sbornik, 70, 485 und 77, 21. Auch Tatistscheff, p. 44.

die Rücksicht auf Frankreich, dessen Gunst und guten Willen er nicht verscherzen durfte. Denn schon war er auf dem besten Wege dazu. Die Franzosen, die bereits dem Kriege von 1805 ihre Sympathie versagt hatten und nur durch die unerhörten Siege des Kaisers und manchen klingenden Ertrag für den Staatssäckel mit demselben versöhnt werden konnten, begannen, als im Jahre darauf das wüste Kämpfen wieder anhob, einzusehen, daß ihre Soldaten gar nicht mehr für die Interessen ihrer Heimat, sondern nur noch für die maßlose Herrschsucht dieses Fremdlings stritten, gegen dessen Joch sich die Regierungen Europas immer aufs neue empören mußten, und an dem Franzosentum der kaiserlichen Politik zu zweifeln. Und nun waren auch die wunderbarsten Erfolge nicht mehr imstande, diesen Zweifel zu zerstreuen. Der Sieg von Jena, erzählt ein Zeitgenosse, habe in Paris gar keinen Eindruck gemacht. Man konnte allerdings, als dann die Nachrichten vom Zusammenbruch des preußischen Staates, vom Einmarsch in Berlin, vom Verschwinden der feindlichen Armee einlangten, seine Bewunderung dem großen Manne nicht versagen, dem so gar nichts unmöglich schien, nichts — bis eben auf eins: den ersehnten, dauerhaften, allgemeinen Frieden, den gerade derlei unerhörte Erfolge immer wieder aufs Spiel setzten. Aus solcher Erwägung wuchs zunächst nur in engen, dann aber in immer weiteren Kreisen heimlich die Unzufriedenheit mit dem Empire empor. Und wenn sie sich auch noch so ängstlich vor den zahllosen Späheraugen verbarg, Napoleon erfuhr dennoch davon; hier war es ein vorlauter Boulevardspaß, dort ein beißendes Witzwort aus dem Faubourg Saint-Germain, oder ein unvorsichtig redigierter Journalartikel, der ihm bekannt wurde, kurz, er war unterrichtet. Und selbst wenn es ihm an bestimmten Mitteilungen gefehlt hätte, er hätte es doch gewußt, daß das französische Volk, dem er seine Söhne für seine Schlachten abforderte, dieses Opfer nicht mehr mit der Überzeugung darbrachte, es geschehe zu seinem Heile, sondern daß es sich innerlich von ihm abzuwenden drohte. Er war zu klug, um dieses Symptom gering zu schätzen. Wenn er sich gleich mit einer starken Armee, die er an seine Person geheftet, jeder Volksbewegung

gewachsen fühlte, so hatte er doch zuviel von der Revolution gelernt, um populäre Strömungen nicht als vollberechtigte politische Faktoren gelten zu lassen. Was sollte auch aus ihm werden, wenn Frankreich am Ende aufhörte, seine Wechsel auf die Zukunft zu honorieren? Nein, das durfte nicht geschehen. Und weil er das Bedürfnis des französischen Volkes nach dem Frieden kannte und seinen Abscheu vor dem ewigen Kriege, so vertrug er sich mit Rußland und ließ noch von Tilsit aus in Frankreich eifrig die Nachricht verbreiten, daß man nahe am Ende des Blockadekrieges stehe. Dann kehrte er nach Paris zurück, um sich hier als sorgender Regent zu erweisen und den Eroberer in Vergessenheit zu bringen.

Es war äußerlich dieselbe Festesstimmung wie vor einem Jahre, die ihn hier begrüßte: Illuminationen und Zurufe und Adressen und Ansprachen, nur noch etwas bombastischer als diejenigen, zu denen man sich schon damals aufgeschwungen hatte. Napoleon gehöre nun gar nicht mehr der Menschengeschichte an, sondern dem Zeitalter der Heroen, sagte ihm zum Beispiel der Präsident des Appellhofes ins Gesicht, und er hörte es mit ernster Miene an, und ernst war es ihm ohne Zweifel auch mit der Verachtung solcher Kreatur. Bei der Eröffnung des Gesetzgebenden Körpers verlas er eine Thronrede, die den Franzosen den Stolz und die Zufriedenheit ihres Monarchen aussprach, und im Staatsrat ward ein Bericht über die innere Lage verfaßt, der die Segnungen des kaiserlichen Regiments darstellen sollte. Solche Rechenschaftsberichte waren bisher unter dem Kaiserreiche wiederholt erstattet worden, Ende 1804 ein erster und im März 1806, nach dem Kriege, ein zweiter, beide mit dem Grundton: Napoleon sei unermüdlich darauf bedacht, für das Wohl seines Volkes zu sorgen, werde jedoch stets aufs neue von außen her in diesem Werke gestört. Der Erfolg war gewesen, daß sich Frankreich mit Wut gegen die Feinde wandte und demjenigen zujubelte, der sie rasch und glänzend besiegte. So war es noch 1805 gewesen. Jetzt stand die Sache anders. Wenn jetzt der Minister des Innern mit der Versicherung, der Kaiser plane keine Eroberungen mehr und verlange nicht mehr nach dem blutigen Lorbeer, den man ihn zu pflücken zwinge, Glauben finden

wollte, so mußte das Grundmotiv seiner öffentlichen Erklärungen durchaus geändert werden. Das geschah denn auch, und nun lautete es: wenngleich das böse Europa dem Kaiser den Krieg aufgenötigt habe, so sei er doch dadurch keineswegs in der Erfüllung seiner Regentenpflichten beirrt gewesen, um so weniger, als der Kampf selbst nur im Interesse Frankreichs, d. i. seiner industriellen Geltung, geführt wurde. Diesen Text variierte der Minister in seinem Exposé von 1807, indem er von seinem Herrn erzählte: „Während er im Schnee Litauens den Soldaten in seinem Zelt aufsuchte, wachte sein Blick in Frankreich über der Hütte des Armen, der Werkstatt des Handwerkers, und nur wenn wir aus der Ferne von seinen Erfolgen hörten, wurden wir seine Abwesenheit inne.“ Zwar hätten einige Zweige des Handels gelitten. Aber dies sei ein vorübergehender Übelstand, denn der Krieg, der geführt werde, sei ein kommerzieller Unabhängigkeitskrieg, und jede Eroberung, die der Kaiser gemacht habe, ein künftiger schätzbarer Gewinn für den gesamten französischen Handel. Auch sei es ein nicht geringes Verdienst des Monarchen, den Schauplatz des Ringens so weit weg verlegt zu haben, „daß Frankreich, während im übrigen Europa der Kampf wütete, ruhig und sicher der Zukunft entgegenblicken konnte, den Frieden wünschend, ohne durch den Streit ermüdet zu sein, gewärtig der hohen Bestimmung, die ihm derjenige bereitete, dem es sein Vertrauen, seinen Ruhm und seine Liebe dargebracht hat. Diese Erwartung eines großen Volkes ist erfüllt, seine Hoffnungen sind übertroffen worden. Der Augenblick des Glückes ist gekommen, wer wollte es wagen, sein Ende abzusehen!“

An diesen im Grunde gleißnerischen Versicherungen war dennoch zweierlei richtig: einmal, daß Napoleon den Handelskrieg gegen England wirklich für eine der französischen Wohlfahrt dienliche Sache hielt, und zweitens, daß er in der Tat auch während des Krieges die Sorge um die Verwaltung Frankreichs nicht von seinen Schultern gelegt hatte. Denn die Vertretung durch Cambacérès war nur eine formelle gewesen, und in Paris hatte man selbst mit geringfügigen Anfragen den Kurier nach Warschau, Osterode oder Finken-

stein beladen.*) Dort konnte aber doch nur wenig Eingreifendes geschehen, und erst jetzt ward den inneren Zuständen die volle Aufmerksamkeit des Monarchen zuteil. Napoleon wußte, wie wenig mit den schönen Worten seines Ministers getan war: durch Taten mußte Frankreich überzeugt werden, daß nur seine Herrschaft ihm Wohlfahrt und Ansehen verbürge.

Sogleich nach seiner Ankunft verlangte er die Import- und Exportziffern des französischen Handels zu kennen und zu wissen, wie Italien und der Rheinbund dafür nutzbar gemacht werden könnten. Das neue Handelsgesetzbuch ward veröffentlicht. Die Bank mußte den Zinsfuß herabsetzen. Um der Verarmung zu steuern und den Verarmten zu helfen, sollten in allen Departements Arbeitshäuser errichtet werden, damit der Bettel aufhöre. Napoleon legte auf dieses Projekt großes Gewicht. Er empfahl es seinem Minister des Innern mit warmen Worten und mit dem Appell an die Zukunft: „Man soll nicht über diese Erde gehen, ohne Spuren zu hinterlassen, die unser Andenken der Nachwelt empfehlen.“ Aus gleichen Gründen wünscht er die öffentlichen Bauten gefördert, die nach dem siegreichen Feldzuge von 1805 in Aussicht genommen und begonnen worden waren: Straßen über den Simplon und den Mont Cenis, neue Kanäle, neue Telegraphenlinien zur Beschleunigung der Korrespondenz, die Restauration der Grabkirche von Saint Denis, welche die Revolution zerstört hatte, die Gründung einer neuen Stadt in der Vendée, die Errichtung monumentaler Triumphbogen in Paris, den Fortbau der Kaís an den Ufern der Seine, die Verschönerung der Hauptstadt durch eine breite Straße von den Tuilerien zu den Boulevards (Rue de la Paix), den Ausbau des Louvre, den der Rivolistraße, den Bau des Pont des Arts, einer Austerlitz- und einer Jenabrücke, die Aufrichtung einer Triumphsäule

*) Pasquier allerdings (Mémoires, I., 299) sieht in der Beschäftigung Napoleons mit den kleinsten Dingen der inneren Verwaltung inmitten der großen politischen und kriegerischen Ereignisse etwas Affektiertes, einen „Charlatanismus“, um durch die vielen Dekrete über Nebensächliches, die dann pünktlich im „Moniteur“ erschienen, seine außerordentliche Aufmerksamkeit auf alles zu beweisen. Das mag sein, es war aber doch auch ein gutes Mittel, die Administration, die sich derart überwacht sah, in Atem und Pflicht zu halten.

auf dem Vendômeplatz u. dergl. mehr. All das ward unternommen, schaffte vielen Händen Arbeit und hielt im ganzen die Not fern, so daß der Bettel wirklich verboten werden konnte.*)

Eine besondere Erscheinung in den öffentlichen Mißständen, die schon vor dem Kriege mit Preußen die Aufmerksamkeit Napoleons gefesselt hatte, war das stetige Elend der Landbevölkerung in den östlichen Departements, deren Ursache man endlich in der Ausbeutung durch den Wucher der Juden erkannte. Seitdem nämlich die Nationalversammlung im Jahre 1791 den Israeliten die gleichen bürgerlichen Rechte mit allen übrigen Franzosen eingeräumt hatte, waren von Osten her aus der Fremde jüdische Händler herbeigeströmt, die sich in den Rheindepartements niederließen und hier meist wucherische Geldgeschäfte betrieben. Insbesondere nach der Herstellung der inneren Sicherheit durch Bonaparte häuften sie sich in den deutschen Provinzen an. Nach einem offiziellen Berichte, den der Minister des Innern im April 1807 an Napoleon erstattete, betrugen allein im elsässischen Departement Oberrhein die Schuldsummen, die sie seit 1799 auf Hypotheken zu fordern hatten, bei 23 bis 30 Millionen Franken, und Marschall Kellermann bezeichnete mit mehr als 70 Prozent den von ihnen gewöhnlich verlangten Zins, so daß alljährlich für anderthalb Millionen Franken zwangweise Versteigerungen von Bauerngut vorgenommen wurden. Vom Militärdienste wußten sich die meisten freizumachen. Napoleon hatte anfänglich daran gedacht, alle wucherischen Hypothekarschulden für null und nichtig zu erklären, ließ sich aber dann zu einer milderen Maßregel herbei. Am 30. Mai 1806 erschien ein Dekret, das alle Zwangsverkäufe für ein Jahr aussetzte, wenn es sich dabei um Grundschulden an Juden handelte. Zugleich ward angeordnet, daß eine Versammlung jüdischer Rabbis und Notablen der Regierung auf verschiedene Fragen Rede stehe. Nachdem diese Vertrauensmänner den Wucher als strafwürdig erklärt hatten, ward — um die höchste Autorität

*) S. Corresp., XVI., 13358 und besonders den Brief vom 14. November 1807 im „Amateur d'autographes" (15. Juni 1903), wo von weitaussehenden Kanalprojekten die Rede ist.

in Glaubenssachen einen bestimmenden Einfluß gewinnen zu lassen — der große Sanhedrin der jüdischen Nationalgeschichte, der seit Jahrhunderten nicht mehr zusammengetreten war, nach Paris einberufen, wo er im Februar und März 1807 in einer Reihe von Beschlüssen den Glaubensgenossen den Wucher als sündhaft untersagte, die Jugend zur Handwerksarbeit ermunterte, den Juden die Erwerbung von Grundbesitz statt des Geldhandels empfahl und sie aufforderte, sich als Franzosen zu betrachten und danach zu verhalten. Nur die von der Regierung vorgelegte Bestimmung, daß jede dritte Judenehe eine gemischte, d. h. eine Verbindung mit einer christlichen Person sein müsse, lehnte die große Versammlung ab. So stand die Sache, als der Kaiser vom Feldzug heimkehrte. Ihm boten diese Beschlüsse doch zu wenig Garantie, und er ließ, wie es Champagnys, des Ministers des Innern, Meinung gewesen war, ein Ausnahmegesetz für die jüdische Bevölkerung ausarbeiten, dessen wesentlichste Bestimmungen folgende waren: ein Zins von über 5 Prozent soll behördlich reduziert, ein solcher von über 10 Prozent als wucherisch erklärt und die Schuld annulliert werden; kein Jude darf ohne behördlichen Erlaubnisschein Geschäfte machen, keiner ohne notariellen Akt auf Faustpfänder leihen; Juden, die zur Stunde, da das Dekret gesetzeskräftig wird — es wurde am 17. März 1808 verkündet — noch nicht im Elsaß ansässig sind, dürfen sich dort nicht niederlassen, und in den anderen Departements nur dann, wenn sie Grund und Boden erwerben; jeder Jude unterliegt der Wehrpflicht und entbehrt des Rechtes, einen Stellvertreter zu stellen. Kein Zweifel, das Gesetz war der Verfassung und dem Code Napoléon entgegen. Aber es tat seine Wirkung. Die Berichte aus dem Osten, wo von den 77.000 Juden Frankreichs über 60.000 ihren Sitz hatten, lauteten schon nach ein paar Jahren günstiger, und Napoleon konnte in immer größerem Umfange Ausnahmen eintreten lassen, bis der Zustand der vollen Rechtsgleichheit wieder erreicht war.*)

*) Für Paris und das Seinedepartement ward das Märzdekret noch im Jahre 1808 wieder außer Kraft gesetzt. S. Sagnac, Les juifs et Napoléon. Revue d'hist. mod., III., 476.

Des Kaisers Bemühung um die materielle Wohlfahrt der Franzosen berührte sich enge mit seiner Finanzpolitik. Er hatte bisher seine Kriege geführt, ohne die Steuern wesentlich zu erhöhen und ohne Anlehen aufzunehmen. „Solange ich lebe“ — hatte er am 18. Mai 1805 an Marbois geschrieben — „werde ich kein Papier emittieren.“ Es schien ihm kein Mittel erfolgreicher, die Abneigung des Volkes gegen seine Kriege zu mildern, als wenn er ihm bewies, daß sie keine großen pekuniären Opfer heischten. Das Requisitionssystem im fremden Lande hatte diese Politik bisher unterstützt, und daß der größte Teil des stehenden Heeres zumeist auch im Frieden außer Landes blieb, war gleichfalls eine Entlastung. Damit war aber noch lange nicht alles getan. Denn gerade 1805 hatte man eine traurige Erfahrung gemacht. Da man die Steuern beim Kriegsbeginn nicht erhöhte, dennoch aber Geld benötigte, nahm man es damals aus den baren Vorschüssen, mit denen ein Konsortium von Geldleuten, der Bankier Ouvrard an der Spitze, die Anweisungen der Steuereinnehmer auf die während des nächsten Jahres einlaufenden Steuergelder zu eskomptieren pflegte. Dieselbe Kompagnie besorgte nebenbei auch die Geschäfte der spanischen Krone, indem sie die Subsidien, die Spanien an Frankreich zu leisten hatte, vorstreckte, um sich nach dem Einlangen der amerikanischen Silberflotte wieder mit hohem Zins bezahlt zu machen. Nun unterbrach aber der von Spanien an England erklärte Krieg den Transport der Barren, woraus für das Konsortium eine Verlegenheit erwuchs, aus der es nur durch die Bank von Frankreich gerissen wurde, die deshalb ihren Barfonds erschöpfte. Alsbald trat eine Krise ein; es erfolgten bedeutende Fallimente; alle Kapitalisten gerieten in Unruhe. Es war just die Zeit, da Napoleon im Dezember 1805 den Frieden mit Österreich unterhandelte. Seine Anwesenheit in Frankreich wurde unerläßlich, und er soll später — so erzählt Montgelas*) — versichert haben, daß dieses Moment ihn vor anderen zum Abschluß des Preßburger Vertrages gedrängt habe und von den Österreichern leicht zu Zögerungen hätte benützt werden können, die ihm sehr unangenehm geworden wären. Derlei durfte nicht mehr vorkommen.

*) Denkwürdigkeiten, S. 124. Siehe oben S. 116.

Damals hatten der Friede, das neu gefestigte Vertrauen der Bevölkerung und die vierzig Millionen österreichischer Kriegsentschädigung dem Übel gesteuert. Jetzt, nach dem zweiten siegreichen Feldzuge, wurde mit den aus Preußen, Polen, Westfalen gezogenen Millionen neben einem Kriegsschatze auch eine „Dienstkasse" (Caisse de service) dotiert, die in Hinkunft die Hilfe der Bankiers überflüssig machen und selbst den Vorschuß auf die Steuergelder leisten sollte. Daneben ward zur Kontrolle der Finanzgebarung ein oberster Rechnungshof gegründet.*)

So gelangte der Kaiser dahin, seinen Franzosen zu demonstrieren, daß seine Kriege nicht nur keine neuen Opfer von ihnen forderten, sondern daß sie sogar mit ihren Erfolgen dem Staatshaushalte dienstbar werden konnten. Und die materielle Situation des Landes besserte sich wirklich. Wenn auch der Handel durch die Blockade litt, wenn auch die Teuerung von Zucker und Kaffee die weitesten Kreise hart berührte, so diente doch der Ausschluß der englischen Manufakturen den französischen Fabriken. Die Hoffnung auf den allgemeinen Frieden und der konsolidierte Staatskredit ließen im Jahre 1807 die fünfprozentige Rente mit 99 einen Kurs erreichen, zu dem sie sich während des Kaiserreichs nicht wieder erheben sollte.**)

Aber Napoleon wußte nur zu gut, daß ein Volk von dem hohen Kulturgrade der Franzosen nicht bloß nach materiellem Wohlsein verlangte, sondern daß es außerdem noch Bedürfnisse hatte, die sich nicht mit Geld und Brot befriedigen ließen. Er glaubte sie genau zu kennen. Als er im Jahre 1797, nach dem italienischen Kriege, zum erstenmal daran dachte und den Vorsatz faßte, Frankreichs Herr zu werden, hatte er nur

*) Ganz ohne neue Abgaben ist es übrigens nicht abgegangen: die Getränkesteuer, die man im Juli 1804 als Produktionssteuer eingeführt hatte, ist im April 1806 durch Verkaufstaxen erhöht worden; ebenso die Abgabe auf Tabak; auch das Salz wurde im März dieses Jahres — wenn auch nur in bescheidenem Maße — aufs neue Gegenstand der Besteuerung. Die direkten Abgaben wurden allerdings nicht erhöht.

**) Edm. Blanc, Napoléon I. ses institutions civiles et administratives, p. 324.

die Befriedigung der Ruhmsucht und Eitelkeit der Franzosen als das notwendige Requisit zur Herrschaft über sie bezeichnet, und seitdem war er dieser Anschauung treu geblieben. Von allen Schlachtfeldern hatte er ihnen die Glorie ihrer Waffen heimgebracht und damit ihrem nationalen Stolze genügt. Jetzt wollte er auch für ihre persönliche Geltung sorgen. Am 12. August 1807 erläßt er ein merkwürdiges Handschreiben an Cambacérès: „Weil in der menschlichen Natur der Wunsch begründet ist, seinen Kindern neben einem zureichenden Vermögen auch ein Denkzeichen des Ansehens zu hinterlassen, das man genossen“, behalte er sich das Recht vor, ebenso wie die im vorigen Jahre gegründeten Titularherzogtümer, auch noch andere Adelstitel an solche zu verleihen, die dem Staate Dienste geleistet haben. Die Minister, Senatoren, Staatsräte, Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers — auch die Erzbischöfe — sollten das Recht auf den Grafentitel erhalten, den sie als Majorat vererben konnten, wenn sie daran eine Rente von dreißigtausend Franken knüpften; die lebenslänglichen Präsidenten der Wahlkollegien und der Gerichtshöfe, die Generalprokuratoren und Bürgermeister der bedeutendsten Städte des Landes sollten Barone werden und gleichfalls Anspruch auf ein Majorat haben, wenn sie es mit jährlich fünfzehntausend Franken dotierten; die Mitglieder der Ehrenlegion sollten ihre Ritterwürde mit dreitausend Franken Rente, die Großwürdenträger aber ihren Fürstentitel mit einer Rente von zweihunderttausend Franken ihren Nachkommen hinterlassen dürfen.*) Das war nun alles den erbrechtlichen Bestimmungen des Code Napoléon geradezu entgegen. Der Kaiser aber suchte dem Senat die Sache mit dem bestimmten Hinweis darauf mundgerecht zu machen, daß mit diesen Erbtitulaturen, wie mit den neufeudalen Herzogtümern, nirgend ein politisches Vorrecht verbunden sei und das Grundgesetz der Gleichheit durchaus gewahrt bleibe. Die Senatoren, durch den Grafentitel gelockt, nickten, und im März 1808 wurde das Gesetz perfekt.**)

*) Corresp., XV., 13020.

**) Kurz nachdem das Dekret über den neuen Adel erlassen war, sagte Napoleon zur Rémusat ungefähr folgendes: „Die Freiheit ist nur das Bedürfnis einer wenig zahlreichen Klasse, die von der Natur mit

Diese Auszeichnungen des Civiles waren aber geringfügig gegenüber denen, die Napoleon seinen Feldgenossen zuerkannte. Jetzt begann die Verleihung der italienischen Titellehen an die Marschälle: Soult wurde Herzog von Dalmatien, Mortier Herzog von Treviso, Savary Herzog von Rovigo, Bessières Herzog von Istrien, Duroc Herzog von Friaul, Victor Herzog von Belluno, Moncey Herzog von Conegliano, Clarke Herzog von Feltre, Caulaincourt Herzog von Vicenza, Massena Herzog von Rivoli, Lannes Herzog von Montebello, Marmont Herzog von Ragusa, Oudinot Herzog von Reggio, Macdonald Herzog von Tarent, Augereau Herzog von Castiglione, Bernadotte Fürst von Ponte Corvo. Davout, Ney und Lefebvre hatten sich deutsche Herzogstitel erworben: von Auerstedt, Elchingen und Danzig, und Berthier das Fürstentum Neufchâtel für sich erobert *) Mit diesen Titeln waren reiche Ländereien, die ihnen von den Domänen in Polen, Italien und Deutschland als Majorate überlassen wurden, verbunden. Vorläufig verteilte der Kaiser elf Millionen, zur Hälfte in Barem, zur anderen Hälfte in Rententiteln. Davon erhielt Berthier eine Million, Ney, Davout, Soult und Bessières bekamen jeder 600.000, Massena, Augereau, Bernadotte, Mortier und Victor je 400.000, die

---

höheren Fähigkeiten ausgestattet wurde als der Durchschnitt. Man kann sie also ungestraft einschränken. Die Menge dagegen liebt die Gleichheit. Ich verletze sie nicht, wenn ich Titel austeile ohne die abgebrauchte Frage nach der Geburt zu stellen. Meine Titel sind eine Art Bürgerkrone, die man durch seine Werke erreichen kann. Geschickte Menschen geben denen, die sie regieren, die gleiche Bewegung wie sich selbst. Nun, meine Bewegung ist nach aufwärts, darum muß auch etwas die Nation in gleicher Richtung bewegen . . . Nicht, daß ich nicht sähe, wie diese Adeligen, diese Herzoge vor allem, die ich da mache und die ich so außerordentlich dotiere, ein wenig unabhängiger von mir werden würden. Ausgezeichnet und reich, werden sie trachten, mir zu entwischen und auf das, was sie „Standesgeist“ nennen, zu pochen. Jedoch sie werden nicht so rasch laufen, daß ich sie nicht alsbald wieder erreichte.“ (Mémoires, III., 153.) Später, nach seinem Sturze, hat er es aber doch als einen Fehler bezeichnet, seine Werkzeuge durch Reichtum unabhängig gemacht zu haben.

*) Neben diesen militärischen Herzogen gab es auch welche aus dem Civile: Cambacérès (Parma), Maret (Bassano), Lebrun (Piacenza), Fouché (Otranto), Champagny (Cadore), Gaudin (Gaëta).

übrigen 200.000 Franken.*) Außerdem wurde die ganze siegreiche Armee bedacht. Von den achtzehn Millionen, die zu diesem Zwecke aufgewendet wurden, fielen zwölf an die Mannschaft, und zwar so, daß die Blessierten die dreifache Belohnung erhielten, sechs an die Offiziere. Den Soldaten, die ein Glied im Feldzuge verloren hatten, wurden ständige Bezüge von 500 Franken, Unter- und Oberoffizieren, die sich besonders hervorgetan hatten, Renten bis zu 10.000 Franken zugewiesen. Natürlich hatte dies alles nur den Zweck, sich der Armee um so mehr zu versichern, je unsicherer der Kaiser der Sympathien der übrigen Bevölkerung wurde. War es doch längst sein Bestreben, das Heer möglichst zu entnationalisieren, damit es nicht aufhöre, seinen internationalen Plänen zu dienen.**) Darum auch — und nicht aus finanziellen und hochpolitischen Gründen allein — ließ er die große Armee in Deutschland und Polen stehen. Nur die Garde war nach Frankreich heimgekehrt, wo sie den gemessenen Befehl erhielt, sich möglichst von dem Civile fernzuhalten.

Indem Napoleon für das materielle Interesse, für Ruhmsucht und Ehrgeiz der Franzosen sorgte, glaubte er genug getan zu haben für dieses Frankreich, das er einmal cynisch seine Maitresse nannte, die so treu an ihm hänge, daß sie ihm ihre Schätze und ihr Blut darbringe.***) Er blieb fest bei seiner Meinung, daß die Freiheit kein Volksbedürfnis sei, sondern nur die Prätension derjenigen, die er wegwerfend „Ideologen“

*) Die Einkünfte der Marschälle wurden in späteren Jahren noch bedeutend vermehrt, so daß z. B. Berthier, Fürst v. Neufchâtel, Vizeconnetable, Marschall und Oberstjägermeister jährlich 1,355.000, Davout, Herzog v. Auerstedt, Fürst v. Eckmühl 910.000, Ney, Herzog v. Elchingen, nach 1812 Fürst von der Moskwa, 728.000, Massena, Herzog v. Rivoli, nach 1809 Fürst von Eßling, 683.000 Franken bezogen. Übrigens betrug auch das Ministergehalt in der Kaiserzeit im allgemeinen nicht weniger als 200.000 Franken, das des Ministers des Äußern sogar mehr. Gesandte, die in fremden Ländern die Macht des Kaisers aufs prächtigste zu repräsentieren hatten, bezogen ein mehr als entsprechendes Salair, so z. B. Caulaincourt, der jetzt nach Rußland ging, 7—800.000 Franken.

**) Vgl. Band I., S. 132.

***) „Wenn ich 500.000 Menschen brauche, so gibt sie mir sie.“ (Roederer, Oeuvres, III., 539.)

nannte, denen er die Anarchie der Revolution zur Last legte und deren Einfluß auf die öffentliche Meinung er mit aller Kraft bekämpfte. Daher seine Maßregeln gegen die Presse, gegen Journale und Bücher, die sich im Laufe der Jahre immer mehr verschärften, daher seine Bemühungen, die Debatten über seine Gesetze der Öffentlichkeit gänzlich zu entziehen, daher seine Attentate auf die Unabhängigkeit des Richterstandes, der den Gegnern seines Systems gewaltsamer Beglückung Zuflucht gewähren konnte, daher sein Plan, die heranwachsende Generation durch eine korrekte und uniformierte Instruktionsmethode vor allen Anfechtungen einer freieren Geistesregung zu bewahren: eine unermüdliche Tätigkeit, die in einem historischen Bilde nicht übergangen werden darf.

Wir kennen bereits Napoleons Abneigung gegen Frau von Staël, die Frankreich verlassen mußte, „weil sie“ — wie er sich vernehmen ließ — „imstande war, Leuten das Denken beizubringen, die es nicht konnten oder es verlernt hatten“. Aus Finkenstein schrieb er an Fouché, er freue sich, daß man von ihr nichts höre.*) Chateaubriand, der seinen „Genius des Christentums“ im Jahre 1802 „dem Wiederhersteller der Religion“ gewidmet, hatte sich durch eine abfällige Kritik der Affaire Enghien die Ungnade des Kaisers zugezogen und mußte bald ebenfalls ins Weite ziehen, weil sein Einfluß in den oppositionellen Salons von Paris gefährlich erschien. Ein Artikel über Spanien, den er kurz vor Napoleons Rückkehr 1807 in seinem „Mercure de France“ erscheinen ließ und der Anspielungen enthielt, die nicht mißverstanden werden konnten, brachte ihn dann auch um sein Vermögen, da das Blatt unterdrückt wurde.**) Vor härterem Schicksal bewahrte

*) Corresp., XV., 12397. Das Schicksal der Staël teilten auch die Récamier, die längst durch ihre Beziehungen zu Moreau und Bernadotte verdächtig geworden war, und Frau von Chevreuse. Diese durfte selbst dann nicht nach Paris zurückkehren, als sie, auf den Tod erkrankt, ihren Arzt konsultieren wollte; sie starb im Exil.

**) In dem Artikel, der Besprechung eines Reisewerkes von Laborde, hieß es: „Wenn alles vor dem Tyrannen zittert und es gleich gefährlich ist, seiner Gunst wie seiner Ungnade zu begegnen, dann erscheint der Geschichtschreiber als Rächer der Nationen. Umsonst ver-

ihn nur die Freundschaft Fontanes', der, wie mancher Andere, sein Talent willig in den Dienst des Allgewaltigen gestellt hatte. Jakob Delille, der Dichter des „Landmannes“, der „Imagination“, der Übersetzer der „Äneide“, blieb nur seines hohen Ansehens und der Unverfänglichkeit seiner Stoffe wegen ungekränkt. Seinem Beispiele folgten eine Anzahl Poeten, die jedem politischen und sozialen Problem sorgfältig aus dem Weg gingen und sich an gleichgiltige oder untergeordnete Gegenstände hielten, die sie — wie zum Ersatz — in vollendeter Form behandelten, und man wird vielleicht nicht irren, wenn man die hohe Geltung, welche die Kunst gefälliger Sprache und perfekter Darlegung für sich allein schon in Frankreich genießt, zum Teil auch von jener Zeit eingeschränkten Denkens und gehemmter Phantasie datiert. Auf den Bühnen, denen der Kaiser besondere Aufmerksamkeit widmete, wollte er keine Stoffe vorgeführt sehen, „die aus uns naheliegenden Zeiten“ gewählt wurden; jedenfalls mußten sie vor Heinrich IV. liegen, dessen populäre Gestalt ihm Eifersucht und Abneigung einflößte. „Ich höre,“ schrieb er an Fouché, „daß man ein Drama „Heinrich IV.“ aufführen will. Diese Epoche liegt nicht fern genug, um nicht Leidenschaften zu erwecken; die Bühne bedarf vielmehr des Altertümlichen.“ Als dann Legouvé ein Stück: „Der Tod Heinrichs IV.“ eingereicht hatte, ließ es zwar der Kaiser passieren, tadelte aber daran, daß der Dichter dem König die Worte in den Mund legte: „Ich zittere“. Ein König könne zwar zittern, denn er sei auch nur ein Mensch, aber er dürfe es nicht sagen. Seitdem „schauderte“ Heinrich nur noch. Mozarts „Don Juan“ mußte ihm erst als ungefährlich für den Esprit public geschildert werden, bevor er ihn aufführen ließ. Schauspiele und Lustspiele mit modernen Vorwürfen gelangten

traut Nero seinem Glück, Tacitus ist bereits geboren; unbekannt wächst er bei der Asche des Germanicus heran, und schon hat die Vorsehung einem unbekannten Kinde den Ruhm des Herrn der Welt ausgeliefert.“ Als dem Kaiser die Zeilen zu Gesichte kamen, rief er im Zorne aus: „Hält mich Chateaubriand für einen Dummkopf, der nicht versteht?“ (Ségur, Mémoires, II.) Seitdem pflegte er gerne mit Gelehrten das Gespräch auf Tacitus zu bringen, um gegen dessen Parteilichkeit sich zu erklären.

ebenfalls nicht zur Darstellung, „denn“ — versichert die Rémusat — „man scheute sich, die Fehler und Schwächen der einzelnen Gesellschaftsklassen zur Anschauung zu bringen, wo doch die ganze Gesellschaft von Bonaparte erneuert worden war, dessen Werk man respektieren sollte“. Die klassischen Dramen Racines und Corneilles wurden strenge zensuriert und kamen selten ohne Striche auf die Bretter. Wenn es zum Beispiel in des Letzteren „Heraklius“ hieß:

> „Denn wer, wie ich, ein Sprosse dunkler Herkunft,
> durch Aufruhr sich den Weg zur Macht gebahnt,
> vom Kriegsmann sich zum Kaiser aufgeschwungen,
> hat anders nicht als durch ein schwer Verbrechen
> den Thron erobert“ . . .,

so glaubte man den Anlaß zu Anspielungen am wirksamsten zu vermeiden, wenn man die Stelle einfach wegließ. Anderes „verbesserte“ man wohl auch. Im übrigen wurden die Theater in Paris im Jahre 1807 auf neun eingeschränkt.

Wenn dies der schönen Litteratur Schicksal war, so wird man über das der Tagespresse nicht zweifelhaft sein. Wir kennen die Anfänge der Zeitungszensur unter dem Konsulat. Unter dem Empire gab es bald nur noch vier unabhängige Blätter in Paris: den „Citoyen français“, den „Mercure de France“, das „Journal des Débats“ und den „Publiciste“. Schon die Namen mißfielen dem Kaiser, er wollte nichts von Citoyens und Debatten wissen; in der Tat mußte der „Citoyen“ in „Courrier français“, das „Journal des Débats“ in „Journal de l'Empire“ umgetauft werden. Diese Blätter standen in steter Gefahr, unterdrückt zu werden, was dem „Mercure“ dann auch, wie erwähnt, widerfuhr. Als sie im Jahre 1805 einmal eine Bemerkung über den Luxus des Hofes gemacht hatten, bekamen ihre Redakteure zu hören, „daß die Zeiten der Revolution vorüber seien, daß es in Frankreich nur noch e i n e Partei gebe und daß der Kaiser es nicht dulden würde, wenn die Zeitungen irgendetwas gegen sein Interesse vorbrächten.“ Ein Jahr später schrieb Napoleon an Talleyrand: „Meine Absicht ist, daß die politischen Artikel dem „Moniteur“ vom auswärtigen Amte zugesendet werden sollen. Wenn ich während eines Monats gesehen haben werde, wie sie

gemacht sind, werde ich den anderen Zeitungen verbieten, anders über Politik zu reden, als indem sie den „Moniteur" kopieren." *) Als dann aber der Inhalt der Pariser Blätter nichtssagend wurde, war das auch nicht nach dem Sinne des Monarchen. Gepriesen wollte er sein.

Und wie er in der Litteratur und den öffentlichen Blättern jede kritische Diskussion seiner Regierung hintanhielt, so wünschte er sie auch dort zum Schweigen zu bringen, wo ihr die Verfassung noch einen letzten Zufluchtsort eingeräumt hatte: im Tribunat. Selbst hinter geschlossenen Türen sollte sie unmöglich werden. Deshalb wurde dem Gesetzgebenden Körper in der letzten Dezembersitzung des Jahres 1807 ein Senatskonsult vorgelegt, das die Auflösung des Tribunats aussprach, dessen Mitglieder in den Corps législatif, den Präsidenten aber in den Senat berief und überdies die Mitgliedschaft im Gesetzgebenden Körper an ein Alter von vierzig Jahren knüpfte. Napoleon, der damals erst achtunddreißig zählte, wußte sehr wohl, wie eilig es oft die Jugend mit politischen Entwürfen hatte, und wollte nur gesetzte, ruheliebende Männer in dieser Körperschaft sehen, die bloß zum Schein noch den Namen der „gesetzgebenden" führte. Sein Wille allein gab Frankreich Gesetze, alles übrige war nur wesenlose Form. Deshalb konnte er jetzt auch ein Dekret erlassen, das die von der Verfassung gewährleistete Unabsetzbarkeit der Gerichtspersonen in Frage stellte, und zwar in der Weise, daß jeder Richter eine Probezeit von fünf Jahren zu absolvieren hatte, ehe er als definitiv unabsetzbar anerkannt wurde, worüber eine vom Kaiser ernannte Kommission von zehn Senatoren entschied; deshalb konnte auch das Institut der Staatsgefängnisse für politische Verbrecher wieder erstehen. Und überall wirkte der Senat — wenige liberale Männer, wie Garat, Lanjuinais u. a., ausgenommen — mit untertäniger Beflissenheit mit, unbekümmert um den verhohlenen Widerwillen unbefangener Köpfe gegen seine grenzenlose Servilität, in der er mit den Hofleuten

*) Corresp., XII., 9933. Ich folge dem etwas abweichenden Texte des Briefes (vom 5., nicht vom 6. März 1806) nach einer Kopie auf dem Wiener Staatsarchiv.

des Kaisers wetteiferte. Was schadete es ihm auch, wenn man über ihn urteilte, wie zum Beispiel Josef Chéniers „Tiberius“ über diese Kämmerlinge:

> „Sie suchen ihre Überzeugung nur
> in meinem Wink. Sie schmeicheln, wenn sie reden,
> sie schmeicheln, wenn sie schweigen. Denn von Furcht
> gelähmt sind ihnen Zunge, Hirn und Arm.
> Ich muß für sie erröten, da sie selbst
> dazu den Mut nicht finden.“

Chénier ließ ja das Stück in seinem Pulte wohl verschlossen liegen, indes sein „Cyrus“ für den Imperator in die Posaune stieß. Was wollte es sagen, daß man sich die Worte „Despotismus“ und „Tyrannei“ zuflüsterte? Man flüsterte sie eben nur. Als eines Tages Suard, einer der angesehensten Publizisten, Napoleon gegenüber Tacitus lobte und seine Schilderungen der römischen Kaiser, ward ihm erwidert: „Ganz gut. Aber er hätte uns auch erklären müssen, warum das römische Volk diese schlechten Kaiser duldete, ja sogar liebte. Das wäre der Nachwelt vor allem wichtig zu wissen.“ Damit berührte er die Grundbedingungen seiner eigenen Herrschaft, denn er wußte wohl, daß der Augenblick noch nicht gekommen war, wo ihn Frankreich entbehren konnte.*) Als jetzt einmal Frau von Rémusat Talleyrand ihren Schmerz darüber ausdrückte, daß sie dem Kaiser seiner üblen Eigenschaften wegen — denn er bringe Zwist unter Freunde und Eheleute und beute die Schwächen seiner Diener aus, um sie alle um so sicherer getrennt zu beherrschen — gram sein müsse, wo doch ihr Dasein an seinen Hof gebunden sei, antwortete Jener, der Napoleon auch nicht im geringsten liebte: „Sie brauchen Ihr gutes Herz nicht durch eine Empfindung für diesen Mann zu kompromittieren, aber Sie können es sicher glauben, er ist trotz all seinen Fehlern heute noch für Frankreich, das

*) Ein paar Jahre später sagte er einmal zu Narbonne: „Täuschen Sie sich nicht, ich bin ein römischer Kaiser, bin von der besten Art der Cäsaren, von denen, die begründen. Sind Sie nicht selbst von der Ähnlichkeit meiner Regierung mit der des Diokletian überzeugt? von dem Netz, das ich so weit spanne, von den Augen des Kaisers, die überall sind, von jener Civilautorität, die ich in einem durchaus kriegerischen Reiche allmählich zu befestigen gewußt habe?“ (Villemain, Souvenirs contemporains, I., 128.)

er zusammenhält, sehr notwendig, und jeder von uns muß sein Möglichstes dazu tun.“ *) Das war das Geheimnis des Imperators.

Hatte Napoleon auf solche Weise vorgesorgt, daß auch nicht der Hauch eines abfälligen Urteils Ansehen und Geltung seines Regiments bei der Masse des französischen Volkes störe — „die öffentliche Meinung macht und vernichtet die Souveräne“, sagte er einmal **) — so war es daneben längst seine Idee gewesen, die künftige Generation von vornherein gegen derlei Anfechtungen sicherzustellen, indem er sie zum Imperialismus erzog, ungefähr wie die Jesuitenschulen den Ultramontanismus herangebildet hatten. Die Anfänge dieser Bemühungen fallen schon in die Zeit des Konsulats und sind bereits erwähnt worden; jetzt werden sie durch das Institut der „Universität“ vollendet. Ein besonderer Umstand wirkte dabei mit. Im Jahre 1804 waren, in Übereinstimmung mit dem Konkordat, die großen bischöflichen Seminare gegründet worden. Bald darauf hatte der Klerus sogenannte „kleine Seminare“ damit verbunden, die gleich den staatlichen Gymnasien für das höhere Berufsstudium vorbereiteten. Diese geistlichen Schulen standen, wie jene, jedermann offen und fanden um so mehr Zuspruch, als ihre Lehrer die Unterrichtsmethode an den kaiserlichen Anstalten und den sittlichen Geist derselben zu tadeln wußten. Tadel aber konnte Napoleon, der nun einmal den ganzen Verwaltungsorganismus als sein Werk angesehen wissen wollte, nicht ertragen, und es reifte in ihm der Plan, sich dieser Konkurrenz in der Erziehung seiner Franzosen baldigst zu entledigen. Er sieht in der Gründung einer großen einheitlichen Lehrkörperschaft „das geeignetste Mittel, die politischen und moralischen Meinungen zu lenken“, wie er sich im März 1806 im Staatsrat äußerte, und schon wenig Wochen später, am 10. Mai 1806, ließ er zum Gesetz erklären, daß unter dem Namen „Kaiserliche Universität“ eine Korporation gebildet werden solle, der ausschließlich der öffentliche Unterricht und das Bildungswesen zu übertragen seien. „Seine Majestät“ — hieß es in dem

*) Rémusat, Mémoires, III., 268.

**) Ségur, Histoire et mémoires, IV., 58.

Berichte, den Fourcroy, der Direktor der Unterrichtssektion, erstattete — „will eine Korporation, deren Lehre nicht jedem Fieber der Mode ausgesetzt ist, die vorschreitet, wenn die Regierung feiert, und deren Verwaltung und Statuten so national werden sollen, daß man nie leichtsinnig die Hand daran wird legen dürfen. Wenn diese Hoffnung sich erfüllt, so glaubt Seine Majestät in dieser Korporation eine Gewähr gegen die verderblichen Theorien der allgemeinen Umwälzung zu finden. Seine Majestät wollte in einem Staate von 40 Millionen ausführen, was Sparta und Athen besessen und was die religiösen Orden versucht, aber nur unvollkommen erreicht haben. Welcher Vorteil, wenn die als die beste anerkannte Unterrichtsmethode zugleich die allgemein gültige ist für das ganze Reich, indem sie allen, die in derselben Gesellschaft leben, die gleichen Kenntnisse, die gleichen Grundsätze vermittelt, damit ein Geist herrsche und volle Übereinstimmung der Gefühle und Bestrebungen dem Ganzen zugute komme".*) Eine Übergangszeit von vier Jahren war in Aussicht genommen. Aber der Kaiser drängte, und schon am 17. März 1808 war das Statut ausgearbeitet und wurde — ohne die Autorisation der Legislative — dekretiert. Danach umfaßte die Universität den gesamten Unterricht, alle Lehranstalten, öffentliche und private, von den Primärschulen bis hinauf zu den Fakultäten. Die öffentlichen Schulen wurden von der Universität gegründet und verwaltet, die Privatanstalten von ihr bevollmächtigt und überwacht.**) Sie hatte ihr eigenes, mit 400 Millionen Franken Rente fundiertes Budget, das vom Staatsbudget getrennt ward, „damit der Unterricht nicht unter den vorübergehenden Bedrängnissen der Reichsfinanzen leide". An der Spitze der aus den Lehrern und Professoren Frankreichs gebildeten Korporation stand ein vom Kaiser ernannter Großmeister, daneben ein Kanzler und ein Schatzmeister, und diesen zur Seite ein Universitätsrat von dreißig Räten, von denen zehn

*) Taine, Le régime moderne, II., 157, nach Beauchamps, Recueil des lois et règlements sur l'enseignement supérieur.

**) Nur einige höhere Fachschulen, wie die militärisch organisierte École polytechnique, das naturwissenschaftliche Museum, das Collège de France, die Bau- und Handwerksschulen sowie die großen geistlichen Seminarien, waren nicht darin begriffen.

der Kaiser auf Lebenszeit, zwanzig der Großmeister auf ein Jahr ernannte. Dieses Ratskollegium hatte die Schulreglements abzufassen, die Lehrbücher auszuarbeiten und besaß eine Disziplinargewalt über die Mitglieder der Universität, d. i. den gesamten Lehrerstand Frankreichs. Ein Teil dieses letzteren — zum Beispiel die Professoren an den Lyceen — mußte sich zur Ehelosigkeit verpflichten. Alle waren vom Militärdienste frei. Die Lehrer an den Gelehrtenschulen wurden in der „Ecole normale“ auf ihren Beruf vorbereitet. Wer sich besonders auszeichnete, erhielt — vom Avancement abgesehen — vom Großmeister Ehrentitel zuerkannt, er wurde Titularoffizier der Universität. Der ganze Unterrichtsbereich des Landes ward in Unterrichtsprovinzen, „Akademien“, eingeteilt, die je unter einem Rektor und einem Akademierat standen, wie die Universität unter dem Großmeister und dem Kollegium.*)

So streng zentralisiert und absolut regiert war fortan das Erziehungswesen Frankreichs wie der ganze Staat. Man hat seither die Institution gepriesen, und man hat sie streng verurteilt. Eins ist sicher, die jungen Leute in den Lyzeen lernten mehr als die Söhne der aristokratischen Familien, die zu Hause unterrichtet wurden. Nur ließ die Uniformität der Vorschriften dem eigenen Intellekte des Lehrers allzu wenig Spielraum übrig, und wenn in der Entwicklung und geistigen Ernährung individueller Talente eine Hauptaufgabe der Schule liegt, damit sie dereinst dem allgemeinen Besten die größtmöglichen Dienste leisten, so wurde hier das Gegenteil erreicht und wohl auch beabsichtigt. Denn in Wahrheit sollte doch auch diese Einrichtung nur dem persönlichen Systeme des Kaisers dienen. Wenngleich die Staatsverwaltung die Direktion der Studien an die Korporation abgetreten und sich auf solche Weise entlastet hatte, so behielt sie doch Aufsicht und Kontrolle fest in Händen. Die Entschlie-

*) Bei der Einrichtung der Universität hatte Napoleon nur den Knabenunterricht im Auge. Von öffentlichen Mädchenschulen wollte er nichts wissen. „Junge Mädchen“ — antwortete er auf eine betreffende Vorstellung — „werden am besten durch ihre Mütter erzogen. Ein öffentlicher Unterricht paßt nicht für sie, da sie nicht zum öffentlichen Leben berufen sind.“ (Blanc, Napoléon I., ses institutions etc., p. 223.) Man sah, die Staël lag ihm in allen Gliedern.

ßungen des Großmeisters mußten vorerst das Urteil des Staatsrates passieren, der sie annullieren konnte, und in den Departements wurden die Schulen von den Präfekten untersucht, die darüber an den Minister des Innern berichteten. Gleich das erste Lehrbuch ward der Universität von dem Ministerium mit auf den Weg gegeben: der Katechismus, der im Jahre 1806 im Einvernehmen mit dem gefügigen Kardinallegaten Caprara, dem Napoleon wiederholt aus seiner Geldklemme geholfen hatte, zustande gekommen war. In diesem Katechismus war das politische Glaubensbekenntnis des heranreifenden Franzosen in folgende Sätze gekleidet: „Wir schulden unserem Kaiser Napoleon I. Liebe, Achtung, Gehorsam, Treue, den Kriegsdienst und die zur Aufrechthaltung und Verteidigung seines Thrones gebotenen Tribute; wir schulden ihm auch heiße Gebete für sein Heil und für die geistige und materielle Wohlfahrt des Staates. Wir schulden ihm dies vor allem deshalb, weil ihn Gott, der die Reiche gründet und nach seinem Wohlgefallen verteilt, in Krieg und Frieden mit seinen Gaben überhäuft, ihn zu unserem Souverän, zum Werkzeuge seiner Gewalt, zu seinem Abbild auf Erden gemacht hat; außerdem aber, weil er derjenige ist, den der Höchste in schwierigen Zeitläuften erweckt hat, um den öffentlichen Kultus der heiligen Religion unserer Väter wiederherzustellen und denselben zu schützen, der durch seine tiefe und tätige Weisheit die Staatsordnung wieder herbeigeführt und aufrecht erhalten hat, der den Staat mit seinem kräftigen Arme verteidigt, und weil er der Gesalbte des Herrn ist infolge der Weihe durch den Papst, das Oberhaupt der allgemeinen Kirche.“ Auf die Frage, was man von jenen zu halten hätte, die ihrer Pflicht gegen den Kaiser untreu würden, lautete die Antwort: „Nach dem heiligen Apostel Paulus würden sie wider Gottes eigene Anordnungen sündigen und der ewigen Verdammnis schuldig werden.“ *)

Das war viel Erfolg für den hungernden Leutnant von Valence, sich von dem ersten Kulturvolke der Welt als das „Abbild Gottes auf Erden“ verehrt zu sehen. Und doch wie

*) Lanfrey, III., 457. Haussonville, L'Église romaine et le premier Empire, II., 257 ff.

wenig für sein maßloses Verlangen! Die Grenzen dieses Staates genügten ihm längst nicht mehr, und auch als bloßes Abbild der Gottheit auf Erden zu wandeln, war im Grunde nicht nach seinem Sinn. Am Tage seiner Krönung zum Kaiser, im Dezember 1804, hatte er zum Minister Decrès gesagt, er sei zu spät auf die Welt gekommen, auf der es jetzt nichts Großes mehr zu erreichen gebe, und, als jener darauf remonstrierte, hinzugefügt: „Ich gebe zu, meine Karriere ist glänzend und ich habe einen schönen Weg gemacht. Aber welcher Unterschied gegen die alten Zeiten! Nehmen Sie nur Alexander den Großen. Nachdem er Asien erobert hat, erklärt er sich zum Sohne Jupiters, und der ganze Orient — seine Mutter Olympia, Aristoteles und einige athenische Pedanten ausgenommen — glaubt, daß er es sei. Nun, wenn ich mich heute so zum Sohne des ewigen Vaters erklären würde, es gäbe kein Fischweib, das mich nicht auspfiffe. Nein, die Völker sind zu sehr aufgeklärt; es bleibt nichts Großes mehr zu tun.“*) Kurz, er war nicht zufrieden.

Niemand bekam dies deutlicher zu erfahren als Napoleons nächste Umgebung. Von der Kaiserin bis zum letzten Lakaien herab hatte der ganze Hof unter dem Ungenügen des Herrschers zu leiden. Josephine, die sich sehr wohl daran erinnerte, wie seinerzeit der junge General die Verbindung mit ihr als einen Glücksfall schätzte, war tief unter ihn herabgesunken und zitterte vor der Scheidung, von der ihr bald Napoleon die ersten Andeutungen machen wird. Nicht daß er die Trennung von der Lebensgefährtin, an die er gewöhnt war, herbeiwünschte; nur die Rücksicht auf die Vererbung seiner Krone legte ihm den Gedanken näher als zuvor. Denn Ludwigs Sohn, der kleine Napoleon, den der Kaiser einst zu adoptieren gedachte, war während des Krieges gestorben, sein Brüderchen nur ein Kind von zwei Jahren und von sehr zarter Konstitution.**) Kurz zuvor hatte ihn die Geburt eines natürlichen Sohnes davon überzeugt, daß die Kinderlosigkeit seiner Ehe nicht ihm zur

*) Marmont, Mémoires, II., 242.

**) Der dritte Sohn der Königin Hortense, der spätere Kaiser Napoleon III., war 1807 noch nicht geboren.

Last falle,*) und außerdem hatte das Bündnis mit Rußland ihm den Gedanken einer „standesgemäßen“ Verbindung, vielleicht mit dem Zarenhause selbst, nahe gelegt. Seine Auffassung von der Familie und den starken Banden der Verwandtschaft ließ ihn vermuten, daß er die nordische Macht noch fester an seinen Willen knüpfen würde, wenn es ihm gelänge, sich mit ihrem Hofe zu vereinen, und die beiden Schwestern Alexanders I. gewannen vor den übrigen mannbaren Prinzessinnen der europäischen Fürstenhöfe, die er jetzt ins Auge zu fassen begann, den Vorzug. Diese Idee, seine Macht einem Sohne zu hinterlassen, fand in dem Polizeiminister Fouché einen besonders warmen Vertreter. Der „reichgewordene Jakobiner“, wie ihn Napoleon nannte, war jüngst dem Kaiser, weil er ihm eine republikanische Verschwörung des Generals Malet zu spät zur Kenntnis gebracht hatte, verdächtig geworden und trachtete nun mit allen Mitteln, den üblen Eindruck zu verwischen und sich in seiner Stellung zu erhalten. Als eins derselben erschien ihm, einer neuen Ehe das Wort zu reden. Es kümmerte ihn dabei wenig, daß er ehedem, als die Brüder Bonaparte unter dem Konsulat zur Scheidung drängten, warm für Josephine eingetreten war. Jetzt fand er selbst für den Scheidungsgedanken mehr als ein Argument zur Begründung: Nur wenn der Kaiser das Empire einem Sohne vererbe, werde die Wiederkehr des verderblichen Regiments der Bourbons — verderblich namentlich für „reichgewordene Jakobiner“ — illusorisch gemacht und England zum Frieden bewogen werden, während sonst die Engländer in ihrem Widerstande durch die Annahme bestärkt würden, mit dem Imperator werde auch das Imperium verschwinden.**) Unter solchen Umständen war es für Josephine nicht leicht, ihre Stellung zu behaupten. Sie war nun ganz Untertänigkeit und fügsame Ergebenheit, sprach den Kaiser, selbst

*) Am 13. Dezember 1806 hatte ihm Eleonore Revel, die geschiedene Frau eines entlassenen Hauptmannes, eine Jugendfreundin seiner Schwester Karoline, einen Knaben geboren, der auf den Namen Léon getauft wurde. Masson, Napoléon et les femmes, p. 169.

**) Madelin, Fouché, II., 60. Siehe unten S. 265 Napoleons Äußerung in Erfurt.

im vertraulichen Beisammensein, nur mit „Majestät“ an, duzte ihn seit langem nicht mehr, mied ängstlich jeden Anlaß, dem Gewaltigen unbequem zu werden, und blieb immer gleich graziös, gleich liebenswürdig, gleich unbedeutend. Sie gab dem ganzen Hofe das Beispiel ängstlicher Beklommenheit, und charakteristisch ist es, wie sie sich vor der Heimkehr des Siegers fürchtete, „denn er werde wohl vieles zu tadeln wissen“.

Und in der Tat, die Signatur des ganzen Hofes war Angst und Ehrfurcht. Seit dem Kriege von 1805 war Napoleon insofern ein anderer geworden, als er jetzt sorglich jede Familiarität mit irgendwem vermied, sich mit großem Zeremoniell umgab und, wenn er sich je zu einem vertraulichen Tone verleiten ließ, sofort durch ein paar dürre Worte von oben herab dessen Eindruck verwischte. Keiner der Brüder durfte sich in seiner Gegenwart setzen, keiner unangesprochen das Wort an ihn richten, keiner duzte ihn mehr. Oft beim Cercle waren weit über hundert Personen versammelt, von denen niemand zu sprechen wagte, sondern jeder stumm das Erscheinen der Majestät erharrte. War dann der Kaiser in übler Stimmung über die bösen englischen Blätter, die den „General Bonaparte“ unsanft genug berührten, so bekam das der ganze Hofstaat zu spüren. Er konnte da recht unmanierlich werden, z. B. einer Dame, die ihm ihren Namen genannt hatte, sagen: „Guter Gott, man hat mir doch erzählt, Sie seien hübsch“, oder einem alten Herrn: „Sie haben ja im Grunde nicht mehr lange zu leben“, u. dergl. m.*) So trat an die Stelle seiner melancholischen Träumerei in der Zeit des Konsulats jetzt fast durchwegs nur schlechte Laune, und es ward immer schwieriger, ihm zu dienen. Es war als wollte er, gerade in dieser Zeit seiner größten Erfolge, mit seiner Mißstimmung jeder Zumutung die Spitze abbrechen, sich mit der errungenen hohen Stellung, die er bereits in der Welt einnahm, zu bescheiden, dem Frieden allenfalls ein Opfer zu bringen und sich und der Nation Ruhe zu gewähren. „Er trug“, erzählt Pasquier, „gewöhnlich nach großen Erfolgen eine sorgenvolle Miene zur Schau, als wollte er damit sagen, seine größten Pläne seien ja doch noch keineswegs ausgeführt und

*) Chaptal, Souvenirs. p. 321 f.

man möge ja nicht glauben, daß nichts mehr zu tun sei. Diese Wahrnehmung wurde stets von Jenen gemacht, die sich ihm näherten und ihn niemals weniger zugänglich fanden als dann, wo man hätte voraussetzen müssen, daß das Glück seine Seele den Empfindungen größerer Güter zugänglich gemacht habe.*) Als ihn einer seiner Minister zu dem Vertrage von Tilsit, der ihn zum Herrn von Europa mache, beglückwünschte, fuhr er ihn an: „Ihr seid auch wie der große Haufe. Herr werd' ich erst sein, wenn ich den Vertrag von Konstantinopel unterzeichnet haben werde, und der jetzige entfernt mich davon um ein Jahr."**) So wachte er eifersüchtig über dem letzten Ziele seines Ehrgeizes: die Ruhmesgröße eines Alexander zu gewinnen — worin im Grunde doch die Haupttriebfeder all seines Tuns bestand.***)

Napoleon führte jetzt keineswegs eine regelmäßige Lebensweise. Manchmal behielt er die Räte einer Sitzung bis tief in den Abend hinein bei sich, ohne selbst im geringsten zu ermüden. Dann wieder kam es häufig vor, daß er sich des Nachts erhob, um entweder seinen Sekretären zu diktieren oder um stundenlang warme Bäder zu nehmen, an die ihn sein Leibarzt Corvisart gewöhnt hatte, in der Meinung, sie beruhigten ihn. Davon war aber kaum die Rede. Seine nervöse Reizbarkeit wuchs vielmehr stetig. Derselbe, der sich in den Mühsalen des Feldzuges wohl fühlte und in der Schlacht, selbst in den kritischesten Augenblicken, nicht mit der Wimper zuckte, konnte daheim über die kleinste Unbequemlichkeit außer sich geraten. Voll Ungeduld zerriß er so manches Kleidungsstück, das ihn nur im mindesten beengte,

*) Mémoires, I, 308. Vgl. Barante, Souvenirs, I, 217: „Der Kaiser war immer nur milde und für jedermann entgegenkommend, wenn die Geschäfte schlecht gingen," mit der Äußerung Josephinens (bei Rémusat, Mémoires, III., 170): „Der Kaiser ist so glücklich, daß er gewiß viel zanken wird."

**) Chaptal, Souvenirs, p. 350.

***) Siehe die Aufzeichnungen Molés, eines der Lieblinge des Kaisers, in der „Revue de la Révolution", 1888, und Napoleons Unterredung mit Barante, 1812 in dessen Memoiren, I., 372. (Zitiert von Bailleu, Zur Geschichte Napoleons I., II., Hist. Zeitschr. N. F. Bd. 45, S. 59, 68.)

und es war eine besondere Verständigung unter den Dienern nötig, ihm die Staatsgewänder an den Leib zu passen. Oft sah er deshalb auch etwas salopp aus und machte jetzt, wo er seit ein paar Jahren dick geworden war, in Gang und Haltung keinen sehr majestätischen Eindruck.

Um so prächtiger entfaltete sich sein Hofstaat. Er hatte bei seiner Heimkehr Fouché unter anderem darüber Vorwürfe gemacht, daß er die aristokratischen Salons im Faubourg Saint-Germain mit ihren oppositionellen Gesprächen und Witzeleien nicht besser zu überwachen wisse. Fouché erklärte darauf den Hochadeligen, sie könnten den Zorn des Mächtigen nur durch ihr Entgegenkommen entwaffnen, und in der Tat ließen sich eine ganze Reihe von Trägern alter Namen, die seit der Hinrichtung des jungen Condé frondiert hatten, bei Hofe vorstellen, was diesem neuen Glanz verlieh. Und Napoleon hatte Geschmack daran gefunden, den Prunk seiner Würde in festlichen Schaustellungen auszulegen. Es kamen jetzt auch mehrere der Rheinbundfürsten nach Paris, sei es um ihrem neuen Herrn persönlich zu huldigen oder um von ihm eine neue Gunst zu erbetteln. Einer der beiden Mecklenburger meinte dies am sichersten zu erreichen, wenn er der Kaiserin auffallend den Hof machte. Andere, wie der Kronprinz von Bayern und der Erbprinz von Baden, wohnten regelmäßig den Staatsratssitzungen bei, wenn der Kaiser präsidierte. Auch Dalberg kam, um die Ehe Jérômes mit Katharina von Württemberg am 23. August 1807 einzusegnen und für den Rheinbund eine Verfassung und ein Konkordat mit Rom zu erlangen. Die letzteren Zwecke wurden nicht erreicht. Für Napoleon bedeutete der Rheinbund nur eine militärische Hilfskraft und an ein Konkordat war bei der Verwicklung mit Rom nicht zu denken. Dalberg soll vor den übrigen deutschen Souveränen dadurch hervorgestochen haben, daß man mit ihm ein anregendes Gespräch führen konnte. Auch die Siegeshelfer des Kaisers, die Marschälle, waren der Mehrzahl nach bei Hofe, hier aber nicht in Uniform, sondern in Staatskleidern, nicht als Krieger, sondern als Kämmerlinge, weil es Napoleon nicht liebte, an Stunden vertrauteren Verkehrs im Felde und an manches Opfer, das ihm dort gebracht worden war, erinnert

zu werden. Er sprach auch mitunter nicht gerade rühmend von ihnen. Davout, meinte er, „könnte er noch so viel Ruhm geben, er würde ihn doch nie zu tragen wissen“, Ney habe „eine Anlage zu Undank und Aufruhr“, Bessières, Oudinot, Victor galten ihm für „mittelmäßig“. Außer Lannes fand nur noch Soult den Mut, ihm über militärische Dinge eine abweichende Meinung zu sagen. Die meisten anderen standen im Banne seiner mächtigen Persönlichkeit. Der brutale Vandamme gestand einmal, er fange zu zittern an, wenn er „diesem Teufel von einem Menschen“ in die Nähe komme, Napoleon könne ihn durch ein Nadelöhr ins Feuer treiben.

Im Spätsommer 1807 war der Hof in Fontainebleau. Da gab es Theatervorstellungen der ersten Kräfte der Comédie française, Konzerte der besten italienischen Sänger, Bälle, Parforcejagden u. dgl. m. Aber viel Vergnügen war nicht dabei. Napoleon war auch hier, wie immer, von Geschäften erfüllt und meist recht schlecht gelaunt. „Wie bedauere ich Sie,“ sagte Talleyrand zu dem ersten Kammerherrn Rémusat, „denn Sie haben die Aufgabe, den Unamüsierbaren zu unterhalten.“ Und darunter litt der ganze Hofstaat. Die steifen, schweigsamen Cercles und die ewigen Tragödien — denn das Lustspiel war verpönt — erzeugten Langeweile und Ermüdung. Der Kaiser, dem das nicht entging, fragte seinen berühmten Diplomaten, was hiervon wohl der Grund sei, worauf Talleyrand zur Antwort gegeben haben will: „Das rührt daher, weil sich das Vergnügen nicht nach der Trommel bewegt und Sie aussehen, als wollten Sie zu jedem einzelnen sagen, wie Sie es bei der Armee tun: „Vorwärts, meine Herren und Damen, marsch!“ Auch Talleyrand durfte übrigens nicht mehr wagen als Andere. Napoleon behauptete zwar, er sei der einzige Mensch, mit dem er reden könne, nur wünschte er um alles nicht, daß er für unentbehrlich gelte oder sich dafür hielte, denn es war ihm schließlich unangenehm geworden, daß man seinem Minister und nicht ihm selbst eine Anzahl seiner Erfolge anrechnete. Dazu kam, daß Talleyrand, dessen politische Überzeugung, die wir von 1805 her kennen, viel weniger für als gegen Rußland gestimmt war, jetzt, unter dem neuen Kurs, nicht gut eine offizielle Stellung im Mini-

sterium bekleiden konnte. Darum erfüllte Napoleon nach dem Kriege gerne seinen alten Wunsch nach einem Großwürdenamt, ernannte ihn zum Vizegroßwähler mit einem reichen Einkommen, entzog ihm aber dafür das Portefeuille des Äußern, das an Champagny, den bisherigen Minister des Innern, fiel. Die Wahl dieses gefügigen Beamten sollte der Welt zeigen, wie sehr der Kaiser sein eigener Minister war. Damit hatte Talleyrand viel von seinem Einfluß und alle Initiative eingebüßt: aber da Napoleon keineswegs auf die Meinung des erfahrenen Mannes völlig verzichten wollte, konnte man Diesen in Fontainebleau noch immer jeden Abend mit seinem Klumpfuß in des Kaisers Kabinett hinken sehen, wo er stundenlang verweilte.

Allerdings, die Zeit lieferte Stoff genug für ihre Erörterungen.

Mitten in die Feste von Fontainebleau hinein fiel eine Nachricht, die alle Welt entsetzte und für Napoleon und seine Pläne von ganz besonderer Wichtigkeit war: die Engländer hatten das neutrale Dänemark mit einer Flotte und einem Expeditionskorps überfallen, Kopenhagen drei Tage hindurch, vom 2. bis 5. September 1807, bombardiert und fünfunddreißig dänische Kriegsschiffe weggenommen. Solch einer brüsken und raschen Tat hatte sich niemand von dem stets zögernden Britannien versehen, auch Napoleon nicht. Allerdings ergab sich, daß die englische Regierung aus Tilsit durch eine Indiskretion Kenntnis erlangt hatte, man wolle Dänemark in den Kontinentalbund nötigen und durch dessen Flotte die britischen Schiffe von der Ostsee und vom Baltischen Meer fernhalten. Diesem Schlage war nun das Ministerium in London mit der Untat von Kopenhagen zuvorgekommen. Denn wenn jetzt auch der energische dänische Prinz-Regent Friedrich (für den unfähig gewordenen Christian VII.) eine Allianz mit Frankreich schloß — am 30. Oktober 1807 — so war doch die Flotte dahin und die Passage durch den Sund den Briten nicht mehr zu wehren.

Mit diesem Verhalten Englands war die eine große Frage, die das Tilsiter Bündnis offen gelassen hatte, nahezu

gelöst: von einer friedlichen Verständigung zwischen Großbritannien und dem von Napoleon beeinflußten Kontinent war nun kaum mehr die Rede. Rußland mußte auch bald nachher seine Mission, den Frieden zu vermitteln, als gescheitert erkennen, da das Torykabinett nur mit dem Wunsche geantwortet hatte, gerechtere und annehmbarere Bedingungen Frankreichs kennen zu lernen, und, dem Allianzvertrage gemäß, England den Krieg erklären. Das geschah am 7. November 1807. Nicht eben leichten Herzens hat sich der Zar dazu entschlossen, denn für sein Reich war der Verkehr mit dem Inselstaate, wie schon erwähnt wurde, eine Notwendigkeit. Der Ertrag Rußlands lag im Export der Erzeugnisse seiner reichen Felder und Wälder, den die Engländer vermittelten und auch am leichtesten und billigsten vermitteln konnten, während anderseits der Mangel an heimischer Industrie den russischen Konsum an die britischen Fabrikate wies. Die zunächst betroffenen Kreise der Bevölkerung, in erster Linie der grundbesitzende Adel, dann die Kaufmannschaft, die Finanzleute, sahen sich wiederum, wie im Jahre 1801, von den größten Verlusten bedroht; die Armee, die früher selbst den Frieden gewünscht hatte, wollte doch nicht für den Ruin des Landes geblutet haben: kurz, die Opposition gegen die Einführung der Kontinentalsperre war eine fast allgemeine und äußerte sich hie und da mit bedenklicher Offenheit. Sie sollte späterhin nicht wenig zum Bruch mit Napoleon beitragen. Für jetzt allerdings hielt Alexander, der der Überzeugung lebte, es werde noch lange kein erfolgreicher Kampf mit dem Übermächtigen gewagt werden können, seinen absoluten Willen aufrecht, so wenig persönliches Zutrauen er auch innerlich dem großen Verbündeten entgegentrug.*) Das Wesentlichste war ja doch für ihn, daß er in dieser Allianz das Mittel sah, in den Besitz der türkischen Donaufürstentümer Moldau und Walachei und des schwedischen Finnland zu gelangen. Erreichte er beides — und Napoleon hatte es ihm, wenn auch nur mündlich, zugesagt — dann

*) Im November 1807 hat er, als der preußische Gesandte Schoeler ihn vor allzu großem Vertrauen warnte, geantwortet, von Vertrauen zu Napoleon könne gar nicht die Rede sein.

konnte er mit diesen Erfolgen der Opposition immerhin wirksam begegnen.

Jedoch gerade hier gingen die Alliierten bald auseinander, nicht offenkundig wohl, aber insgeheim. Napoleon war durch seinen Gesandten Savary, den im Dezember 1807 der „Großbotschafter" Caulaincourt in Petersburg ablöste, und durch Soult und Davoût, die mit ihren Korps in Polen und Preußen stehen geblieben waren, von der oppositionellen Strömung in Rußland genau unterrichtet. Er wußte auch, und wußte es aus eigener Erfahrung, wie plötzlich der Zar sich in eine entgegengesetzte politische Richtung drängen ließ. Er durfte also die Möglichkeit eines Systemwechsels an der Newa nicht aus den Augen lassen. Wir kennen seinen Grundsatz, wonach er seine Freunde stets so behandelte, als ob sie in jedem Augenblicke seine Feinde werden könnten. Wie leicht konnte sich nicht Rußland unter den vorwaltenden Umständen wieder in einen Gegner verwandeln! Sollte er einem solchen Verbündeten zu größerer Macht verhelfen? Sollte er dem Zaren wirklich die Donaufürstentümer verschaffen und ihm damit den unmittelbarsten Einfluß auf die orientalischen Verhältnisse einräumen, die er doch selbst und allein zu dirigieren wünschte und im Interesse des französischen Nationalwohlstandes zu dirigieren wünschen mußte? *) Nein. Er hielt es sogar für unerläßlich — auch wenn ihn nicht andere Gründe dazu bewogen hätten — seine Armee beobachtend an der russischen Grenze stehen zu lassen und die Räumung Preußens durch

*) Ende Januar 1807 hatte Talleyrand an Hauterive geschrieben: Frankreich wolle die Türkei ungeteilt, „damit Andere sich nicht aus ihren Teilen verstärken und um dem französischen Handel im Süden die vorzüglichste, ja einzige Quelle seines Wohlstandes zu sichern." (Driault, La politique orientale de Napoléon I., p. 384). Es wäre interessant näher zu erfahren, ob und welchen Eindruck das von Driault a. a. O., p. 378, mitgeteilte Memoire des ehemaligen türkischen Gesandtschaftssekretärs Codrika aus dem Jahre 1806 auf Napoleon gemacht habe, worin die europäische Türkei einem französischen oder süddeutschen Prinzen unter Napoleons Garantie und Schutz zugeteilt werden, der Sultan als Beherrscher der asiatischen Türkei und Khalife in Bagdad seinen Sitz nehmen, Ägypten, „der Stapelplatz alles Handels zwischen Asien und Europa", an Frankreich gebracht werden sollte.

unerschwingliche Forderungen an diesen Staat hinauszuzögern.*) Und dazu kam noch ein anderes.

In der Türkei herrschte zwar jetzt, wie wir sahen, eine antifranzösische Stimmung vor; aber die Pforte hütete sich doch sorgfältig, mit Frankreich zu brechen, um nicht das gefürchtete Schicksal der Teilung selbst heraufzubeschwören. Freilich, wenn man offen gegen sie auftrat, dann blieb ihr wohl nichts anderes übrig, als sich mit England zu vergleichen, und dann öffnete sich dem britischen Handel, der doch von ganz Europa ferngehalten werden sollte, ein breiter Zugang, während sich für Napoleon das Ausfallstor nach Osten verschloß. Das durfte nicht geschehen; die Balkanhalbinsel mußte gänzlich unter seinen Einfluß kommen. Darum hatte er ja Korfu verlangt und ließ es jetzt in Eile befestigen, darum befahl er, sogleich nachdem die russische Kriegserklärung an England bekannt geworden war, seinem Marineminister, eine Flotte zusammenzustellen, mit der er nochmals Malta und Sizilien zu erobern gedachte, indes im Westen ein Angriff auf Gibraltar die Briten vom Mittelmeer gänzlich ausschließen sollte, darum erbat er jetzt vom Sultan Durchzug für seine Truppen von Dalmatien durch Albanien, darum auch vermehrte er das dalmatinische Korps: aber noch mehr der Türkei zuzumuten war nicht möglich, ohne sie ins englische Lager zu treiben. Die Aufforderung, die Donaufürstentümer an den Erbfeind auszuliefern, hätte dies ohne Zweifel bewirkt. Deshalb kein Wort davon. Mochte Napoleon auch immerhin, wie Alexander später versicherte, in Tilsit selbst zuerst von den Donaufürstentümern zu reden begonnen haben, es war ja doch nur geschehen, um den Zar für sein antibritisches System zu gewinnen. Da mit dessen Kriegserklärung an Georg III.

*) In einer Konvention vom 12. Juli 1807 hatte sich der preußische Unterhändler General Kalckreuth von dem französischen die Übereinkunft abgewinnen lassen, daß Preußen zwar in gewissen Terminen und Etappen geräumt werden solle, jedoch nur dann, wenn es die Kriegsschuld voll bezahlt oder deren Bezahlung genügend garantiert haben würde. Da nun diese Schuld im Auftrage Napoleons willkürlich mit über 150 Millionen Franken beziffert wurde, so war wenig Aussicht vorhanden, daß Friedrich Wilhelm III. jene Bedingung jemals erfüllen konnte.

der Zweck erreicht war, wurde das Versprechen nicht weiter geachtet. Allerdings hat sich Napoleon, dem Tilsiter Vertrage gemäß, auch um den Frieden zwischen Rußland und Türkei bemüht, und schon am 29. August 1807 war unter seiner Vermittlung zu Slobosia ein Waffenstillstand unterzeichnet worden, aber von einer Abtretung der beiden Fürstentümer stand nichts darin, sondern nur, daß beide Teile, Russen und Türken, ihre Truppen daraus zurückziehen sollten. Die Folge war, daß Alexander seine Unterschrift verweigerte, seine Soldaten in den Fürstentümern stehen ließ und in Napoleon drang, seine Zusage zu erfüllen. Da machte dieser zwei Züge auf dem großen Schachbrett, die Rußland im Orient matt setzen sollten.

Der erste bestand darin, daß er sich — natürlich unter fortwährenden Beteuerungen seiner Freundschaft für den Zar — zwar bereit erklärte, Rußland die Donauländer zu verschaffen, aber nur wenn es ihm gestattete, das preußische Schlesien zu annektieren; dann wäre er auch sofort bereit, Preußen zu räumen. Wenn sonst aber der Zar seine Truppen nicht aus der Walachei zurückzöge, würde auch er die seinigen nicht aus Deutschland ziehen. Es war eine vortreffliche Position, die sich da Napoleon ausgewählt hatte. Schlesien trennte das bis zur Vernichtung reduzierte Preußen von Österreich, dominierte Beide, überdies auch Warschau, und verschaffte so Frankreich ein starkes Übergewicht in den osteuropäischen Angelegenheiten und zugleich eine vortreffliche Angriffsstellung gegen Rußlands Flanke, wenn dieses je einmal seiner Habsucht nach Süden folgen sollte. Napoleon hatte wohl selbst nicht angenommen, daß Alexander hierauf eingehen werde, denn Dieser konnte, da er eben erst in Paris durch seinen Gesandten Tolstoi die Forderung hatte stellen lassen, endlich dem Preußenkönig sein Land zurückzugeben, nicht gut in demselben Augenblick den Freund und Schützling berauben helfen. Der Zar lehnte ab und ließ seine Divisionen an der Donau stehen, worauf Napoleon in Konstantinopel auf seine guten Dienste und auf die bösen Russen verweisen konnte, die den Frieden nicht wollten, und damit erreichte, daß die Türken den Engländern wirklich ihre Häfen verschlossen hielten. Die

französischen Divisionen blieben nun in Preußen stehen, und da Rußland dies als andauernde Bedrohung empfand, wurde Tolstoi nicht müde, seine Forderung zu wiederholen und zugleich die Garantie der Donaufürstentümer für den Zar zu verlangen; Frankreich könnte sich ja, meinte man in Petersburg, seine Kompensation ebenfalls auf türkischem Boden nehmen, etwa in Albanien. Aber darauf ging nun wieder Napoleon nicht ein, denn das wäre ja der Beginn der Teilung gewesen, mit der er doch nur den Zar hinzuhalten gedachte, wenigstens so lange, bis der Krieg mit England beendet war.

Der zweite Schachzug gegen Alexander war der folgende. Gustav IV. von Schweden war teils aus Furcht, das Schicksal Dänemarks zu erfahren, teils aus persönlicher Abneigung gegen Bonaparte und sein System, bei seinem Bündnis mit England verblieben, worauf Napoleon an jenen Artikel der Allianz erinnerte, der diesen Fall vorgesehen hatte, und in Alexander drang, seinem Schwager — das war der König von Schweden — den Krieg zu erklären und sich die Provinz Finnland zu erobern; Bernadotte mit einem Armeekorps in Holstein sei schon dazu bestimmt, dabei mitzuwirken. Ja, in einem Briefe vom 2. Februar 1808 ermutigte er sogar den Zar, die russische Grenze gegen Schweden hin so weit zu stecken, als es ihm immer beliebe; er werde ihm dabei alle nur mögliche Unterstützung bieten, da ihn „der Wunsch nach Rußlands Ruhm, Glück und Größe (extension) beseele“. Der Zar, dem allerdings die Donaufürstentümer näher am Herzen lagen als Finnland, ging, schon um auf einen Erfolg des neuen Systems verweisen zu können, dennoch darauf ein, und während sein Minister noch in Petersburg den Gesandten Schwedens in Sicherheit wiegte, überschritten plötzlich seine Truppen in der letzten Februarwoche 1808 die finnische Grenze. Er hatte sich offenbar, und namentlich im Hinblick auf den versprochenen Beistand Frankreichs, die Expedition sehr leicht gedacht und seine Truppen an der Donau nicht reduziert. Es kam aber anders. Die Schweden, unterstützt von den Engländern, leisteten erfolgreichen Widerstand, das Unternehmen erwies sich schwierig, der Zar mußte das Expeditionsheer vermehren, und da er Polen — wegen der Franzosen in Preußen — nicht

von Soldaten entblößen durfte, sah er sich genötigt, die Verstärkungen nun doch aus den Donaufürstentümern heranzuziehen, d. h. auf deren Eroberung fürs erste zu verzichten. Das wäre freilich nicht nötig gewesen, wenn Bernadotte wirklich eingegriffen hätte. Aber er tat es nicht. Denn es war eben Napoleons Absicht, Alexander so tief in das finnische Unternehmen zu verwickeln, daß er das türkische vernachlässigen mußte. „Frankreich“ — beklagte sich der Zar Caulaincourt gegenüber — „hat sich doch verpflichtet, die Anstrengungen Rußlands gegen Schweden wirksam zu unterstützen. Warum hat Marschall Bernadotte plötzlich in seinem Vormarsch innegehalten?“ Der Botschafter erwiderte mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten, über den Belt nach Schonen zu gelangen. Das war nicht die wahre Antwort. Diese hätte der Zar in einem Briefe Napoleons an Talleyrand vom 25. April 1808 lesen können, wo es heißt: „Ich konnte doch meine Soldaten nicht so leichthin nach Schweden werfen; das ist nicht der Ort, wo es etwas für mich zu holen gibt,“ oder in einem Schreiben an Caulaincourt, der harte Vorwürfe zu hören bekommt, weil er dem Zaren gute militärische Ratschläge für den Krieg mit Schweden gegeben hatte. Dagegen wurden in Polen und in Preußen die französischen Divisionen konzentriert und bei Modlin der strategische Punkt des Einflusses des Bug in die Weichsel stark befestigt — für alle Fälle, denn die Unzufriedenheit im Lande des Alliierten stieg mit jedem Tage, und wer weiß, was geschah.

Dieses Benehmen Napoleons gegen Rußland muß man im Auge behalten, wenn man sich sein gleichzeitiges Vorgehen gegen die übrigen Staaten Europas richtig vergegenwärtigen will. Daß unter solchen Umständen Preußen und Österreich nicht dem Bannkreise seiner Macht entfliehen konnten, ist nur selbstverständliich, denn die ewige Okkupation Nordostdeutschlands hielt ja nicht nur Rußland im Schach, sondern bedrohte und beengte auch die Politik der Mittelmächte. Kaum hatte Alexander I. sein Manifest gegen England erlassen, so mußte auch der preußische Hof in Memel am 29. November seinen Gesandten aus London abberufen. Im Februar 1808 aber erklärte Napoleon in Paris dem Bruder Friedrich Wilhelms, der

dort einen Nachlaß der Kontribution erwirken sollte, gerade heraus: die Frage der Räumung Preußens habe ihren Platz unter den großen Kombinationen der allgemeinen Politik, sie sei gar keine Geldfrage, was so viel bedeutete, als daß der König, selbst wenn er alle französischen Forderungen erfüllte, die französische Invasion doch nicht los würde. Sehr richtig hieß es in den Berichten des preußischen Geschäftsträgers Brockhausen, er vermute, daß der französische Hof zu der Fortdauer seines Einflusses in Rußland kein unbedingtes Vertrauen habe, die Furcht hege, die gegnerischen Parteien könnten in Petersburg einen Systemwechsel herbeiführen, und deshalb dahin trachte, die Okkupation Preußens zu verlängern.*)

Mit Österreich ging Napoleon etwas weniger hurtig zu Werke. Dieser Staat hatte sein Heer in den letzten zwei Jahren reformiert und es, trotz den schlechten Finanzen, nicht verringert. Man mußte deshalb größere Rücksicht auf ihn nehmen. Es war darum auch mehr als eine bloße Formsache, wenn Napoleon dem Wiener Hofe nahelegte, er solle in England den Frieden zu vermitteln suchen, die Rückgabe der dänischen Flotte fordern und, wenn dies verweigert würde, seinen Gesandten abberufen. Im Grunde war es ein Befehl, dem sich die Donaumacht, von einer franko-russischen Allianz bedrängt und von einer französischen Armee im Norden bedroht, nicht entziehen konnte. Graf Starhemberg brachte denn auch im November 1807 in London sein Anliegen vor, worauf sich die Engländer zu Unterhandlungen bereit erklärten, wenn Napoleon eine entsprechende Grundlage dafür vorschlagen wollte. Aber es kam nicht dazu. Am 14. Oktober hatte die britische Regierung das Blockadedekret Napoleons damit beantwortet, daß sie alle nicht französischen Schiffe verhielt, sich in London oder Malta die Erlaubnis zum Anlaufen blockierter Häfen zu erkaufen. Darauf bedrohte Napoleon alle Fahrzeuge, die sich dieser Maßregel fügten, mit der Konfiskation in französischen Seeplätzen (23. November) und erklärte auch die, die sich einer britischen Visitation unterwerfen würden, als gute Prise (17. Dezember 1806). Alle aus England einlangenden Briefe hatte er schon früher

*) Hassel, Preuß. Politik, 1807—1815, I., 450 u. 110.

zur Vernichtung verurteilt. Das war nicht die Atmosphäre, in der der Friede gedieh. Als dann am 1. Januar Starhemberg forderte, man solle Unterhändler nach Paris schicken, weigerte man sich in London dessen, wünschte einen anderen Verhandlungsort und die Mitteilung einer Basis. Kurz vorher hatte der König die Kriegserklärung Rußlands mit einer Botschaft erwidert, die Napoleons Härte gegen Preußen scharf verurteilte, was dann wieder einen journalistischen Ausfall des Franzosenkaisers im „Moniteur" zur Folge hatte, wo die englische Nation der Schwäche und ihre Minister feiger Freibeuterei beschuldigt wurden. Kurz, die Vermittlung Österreichs scheiterte, wie sie mußte. Starhemberg verlangte seine Pässe, und nur im tiefsten Geheimnis vertraute er der Regierung Georgs III. an, daß man ihr in Wien trotzdem ergeben bleibe. Napoleon aber trug den Vorteil davon, daß er die Donaumacht von England getrennt hatte, ohne dessen Subsidien der arme Staat wenig Kraft zu entfalten vermochte. Ein Glück noch, daß die Franzosen sich im Oktober herbeigelassen hatten, endlich Braunau zu räumen, wofür sie dann freilich bei der Grenzregulierung gegen Italien sehr zum Nachteil Österreichs verfuhren.*) Wenn man neben alledem von französichen Eröffnungen in Wien über eine Teilung der Türkei hört, an der Österreich sich beteiligen sollte, hört, wie Erzherzog Karl und der Minister Stadion auch wirklich schon auf Napoleons Anregung ein recht großes Stück mit Bosnien, Serbien, etwas Bulgarien und eine Verbindung nach Salonichi ins Auge faßten, und damit Napoleons Haltung gegen Rußland vergleicht, so kann man sich kaum eines Lächelns erwehren, wie doch immer wieder die lockenden Manöver des Korsen gläubige Gemüter gefunden haben. Es hätten ganz merkwürdige Ereignisse eintreten müssen, die ihn gezwungen hätten, doch mit Rußland zu teilen; für diesen Fall allerdings mag es ihm ernst damit gewesen sein, Österreich einiges zu überlassen, damit die nordische Macht nicht allzu stark werde.**) Jetzt hatte das türkische Projekt für die

*) Siehe den Vertrag hierüber bei De Clercq, II., 228 f.

**) Siehe das die Teilung widerratende Memoire Hauterives bei Driault, p. 386, wo namentlich der Ton auf folgendem liegt: „Durch die Teilung der Türkei wird Rußland notwendigerweise zur Seemacht;

Donaumacht nur den praktischen Wert, daß sie unter einem geeigneten Vorwand rüsten konnte — für alle Fälle.

Wie im Osten, so waren auch im Westen und im Süden die Konsequenzen des Blockadedekrets und des Tilsiter Abkommens gezogen worden. Wie man mit Portugal verfuhr, und wie mit Spanien, wird später erzählt werden. Hier sei nur vorweg erwähnt, daß auch auf der ganzen Iberischen Halbinsel Ende 1807 der Kaiser der Franzosen die Politik dominierte. Konnte aber Napoleon den Großmächten seinen Willen derart auferlegen, wie viel entschiedener und rücksichtsloser den kleineren Staaten, die an Widerstand nicht denken durften. Zunächst in Italien. Hier hatten die englischen Waren im toskanischen Hafen von Livorno einen Zufluchtsort gefunden. Sie kamen unter amerikanischer Flagge an, wurden aufgestapelt und mitunter nordwärts bis nach Leipzig verhandelt. Die Königin-Witwe von Etrurien, die — unklug genug — sich mit antifranzösischen Elementen umgab, erklärte, die neutrale Flagge nicht abweisen zu können. Darauf ließ Napoleon Ende August 1807 6000 Mann unter dem General Miollis dort einrücken und alle englischen Waren im Lande konfiszieren, der Fürstin aber bald darauf ankündigen, daß sie ihr Land an Frankreich abzutreten habe und dafür anderwärts eine mit Spanien bereits verabredete Entschädigung finden werde.*) Im Dezember besetzten die Franzosen Florenz. Am 30. Mai 1808 ward Toskana — gleich Korsika, Piemont und Elba — als Bestandteil Frankreichs erklärt und in drei Departements aufgeteilt.

Jetzt gab es in Italien nur noch einen einzigen kleinen Staat, der noch dem Systeme Napoleons trotzte: es war der des Papstes. Er lag an zwei Meeren und konnte, wenn das Kontinentalsystem durchgeführt werden sollte, davon nicht

es bekommt Flotten, eine ausgedehnte Küste, Seestädte, Häfen, Rheden und etwa 150.000 geborene Matrosen.“ Die Rückwirkung auf den französischen Handel ergäbe sich dann von selbst. Müßte man aber teilen, so wäre Österreich hinzuzuziehen, um einen Damm nach Osten abzugeben. Im ganzen aber wäre die Teilung nur als Problem festzuhalten, ein Akt der Drohung England gegenüber, um es zum Frieden zu bewegen.

*) Siehe unten S. 248.

ausgenommen bleiben. Wir kennen bereits die Spannung zwischen Papst und Kaiser vor dem letzten Kriege. Während desselben hatte sich dann der französische Gesandte Alquier eifrig bemüht, den heiligen Vater zur Anerkennung Josephs als Königs von Neapel und zum Eintritt in das, was man die „italienische Föderation“ nannte, unter Napoleons Oberhoheit, zu bewegen. Jedoch ohne Erfolg. Der Papst wollte Joseph nur unter der Bedingung seiner eigenen Unabhängigkeit und Neutralität anerkennen, d. h. in die England feindliche Liga nicht eintreten. Auf diese Weigerung hin hat dann Napoleon von Dresden aus am 22. Juli 1807 an Eugen Beauharnais einen Brief geschrieben, der Pius VII. vorgelegt werden sollte. „Der gegenwärtige Papst“, hieß es darin auf echt napoleonisch, „ist zu mächtig. Die Priester sind nicht gemacht, um zu regieren. Warum will er dem Kaiser nicht geben, was des Kaisers ist? . . . Wenn man nicht aufhört, meine Staaten zu beunruhigen, ist vielleicht die Zeit nicht mehr fern, wo ich den Papst nur noch als Bischof von Rom und als gleichgestellt mit den übrigen Bischöfen meiner Staaten anerkennen werde. Ich werde mich dann nicht scheuen, die Kirchen von Gallien, Deutschland, Italien und Polen in einem Konzile zu versammeln und mich ohne Papst zu behelfen.“*) Von praktischerer Bedeutung war eine Instruktion, die an demselben Tage an den Gesandten in Rom gerichtet wurde: er solle vom heiligen Vater die Aufnahme von vierundzwanzig Franzosen ins Kardinalskollegium fordern und für Caprara in Paris Vollmacht zu einem Vertrage über die schwebenden Streitfragen. Beides wurde abgelehnt. Dagegen sandte die Kurie den gleichfalls von Frankreich nominierten Kardinal Bayanne zu Napoleon, um den Gewaltigen zu beschwichtigen und allenfalls zuzugestehen, was man vor Jahresfrist verweigert hatte: die Krönung zum Kaiser des Abendlandes, jedoch keineswegs die Vermehrung der Kardinäle und den Eintritt in die Föderation. Und doch war es Napoleon, dessen Mittelmeerpläne wir kennen, gerade darum zu tun. „Was dem Kaiser der Franzosen vor allem wichtig ist“ — heißt es in einem Briefe des Ministers Champagny an Caprara, dem man das Diktat Napoleons von weitem

*) Corresp., XV., 12942.

anmerkt — „das ist, daß der weltliche Souverän von Rom mit Frankreich gehe, seinen Interessen und seiner Politik nicht fremd bleibe. Das Interesse der Humanität, die Stimme von sechzig Millionen Menschen ruft ihm zu: Zwing England, im Frieden mit uns zu leben, uns unsere Häfen, unsere Küsten, unsere Schiffe, unsere maritimen und kommerziellen Verbindungen wiederzugeben. Wenn nun der Papst allein auf dem Kontinent den Engländern anhängen wollte, wäre es da nicht die Pflicht des Reichsoberhauptes (chef de l'empire), diese Gruppe seiner Krongüter (cette partie de ses domaines), die sich durch seine Politik vom Reiche entfernte, unverzüglich wieder mit demselben zu vereinigen und die Schenkung Karls des Großen zurückzunehmen, die man als Waffe gegen seinen Nachfolger gebraucht? Doch würde sich der Kaiser auch dann damit begnügen, nur die drei päpstlichen Legationen von Urbino, Macerata und Ancona seinem Reiche einzuverleiben, die ihm unentbehrlich sind, um Oberitalien mit Neapel zu verbinden.“ Und an diese Hauptforderung schlossen sich die weiteren: Abschaffung der Mönche aus Italien, Vermehrung der französischen Kardinäle, Einbeziehung Veneziens in das italienische Konkordat.*)

Die Androhung bezüglich der drei Legationen machte in Rom den peinlichsten Eindruck. Hatte doch Pius vor drei Jahren den weiten Weg nach Paris zurückgelegt und sich dort in den Augen der katholischen Welt sogar ein bißchen diskreditiert, um die früher eingebüßten Territorien von Bologna, Ferrara und Romagna wiederzuerlangen, und nun sollte abermals Gebiet verloren gehen und gerade der an Erträgnis reichste Teil des Staates. Trotzdem drangen die Kardinäle — es waren dieselben, die aus Rücksicht auf ihre Einkünfte ehedem zur Krönungsreise geraten hatten — jetzt aus dem gleichen Grunde in Pius, nachzugeben, und er tat es wirklich und erklärte sich bereit, mit Frankreich gemeinsame Sache gegen England zu machen und französische Garnisonen in Ancona und Civita vecchia aufzunehmen. Aber Napoleon mochte solche Nachgiebigkeit besorgt haben. Er kam ihr zuvor. Ohne die Entscheidung der Kurie erst abzuwarten, befahl er dem General

*) Lefebvre, Cabinets de l'Europe, IV., 276.

Lemarrois Ende Dezember 1807, unverweilt in die genannten drei Gebiete einzurücken, indes er in Paris den Kardinal Bayanne bewog, einen Vertrag zu unterzeichnen, worin alle seine Forderungen, unter anderen auch die, daß in Hinkunft das Kardinalskollegium zu einem Drittel aus Franzosen bestehen sollte, gutgeheißen wurden. Die Absicht dabei war, den Papst aus der Willfährigkeit in den Widerstand zu treiben, um den ganzen Kirchenstaat zu erlangen. Sie ward erreicht. Pius, durch die rücksichtslose Okkupation seiner Ostprovinzen aufs tiefste verletzt, verweigerte nicht nur die Ratifikation jenes Vertrages, sondern wollte nun auch von einem Eintritt in die Föderation gegen England nichts mehr wissen. Da war Napoleon am Ziele. Er konnte jetzt mit einem Schein von Recht den Papst der Welt als den Störer des großen Friedenswerkes denunzieren, Grund genug, daß Charlemagne der Zweite das Geschenk des Ersten zurücknahm. General Miollis erhielt noch im Januar 1808 Befehl, Rom zu besetzen, und marschierte am 2. Februar dort ein. Er wird alle nichtrömischen Prälaten des Landes verweisen, die päpstlichen Bataillone unter die französischen einreihen, die Nobelgarde des heiligen Vaters auflösen, die Verwaltung des Landes übernehmen. All das ist im April 1808 vollzogen und der Kirchenstaat so gut wie eine französische Provinz.

An demselben 2. Februar, an dem seine Legionen in der ewigen Stadt einmarschierten, richtete Napoleon an seinen Verbündeten im Osten, an Alexander I., jenen Brief, worin er ihn auf den Krieg mit Schweden verwies. Die Haltung Englands den letzten Ereignissen gegenüber hatte ihn dazu veranlaßt. Denn die Zusammenfassung des Widerstandes aller Kontinentalmächte wider Britannien hatte in London keineswegs den Eindruck hervorgerufen, den der Kaiser erwartet haben mochte, und wenn er gemeint hatte, das britische Kabinett werde sich dadurch und durch seine Dekrete zu Verhandlungen über den Frieden gezwungen sehen, so war das nicht der Fall. Im Gegenteil. Als im Januar 1808 das Parlament von England zusammentrat, ward es mit einer Thronrede begrüßt, die den festen Entschluß ausdrückte, den Kampf weiter zu führen. Man mochte in London nur zu

gut unterrichtet sein von der oppositionellen Stimmung in Rußland, von dem Geiste der Empörung, der in Preußen, in Österreich immer mehr um sich griff, und davon, daß Schweden sogar bereit war, den Kampf mit Frankreich aufzunehmen. Aus diesem Auftreten Englands ergab sich aber für Napoleon die Notwendigkeit, den Zar nur noch fester an sich zu binden. Daher der Brief vom 2. Februar.

Er enthielt außer jener Aufforderung, sich schwedischen Staatsgebietes zu bemächtigen, noch andere weitausschauende Gedanken, in hochtönenden Worten vorgetragen, die auf den Schüler des Idealisten La Harpe Eindruck machen sollten. Die Engländer, hieß es darin, wollten den Krieg bis zum äußersten — was nebenbei ganz unrichtig war. Man könne also nur durch neue, groß angelegte Maßnahmen zum Frieden gelangen. „Eine Armee von 50.000 Mann, Franzosen, Russen, vielleicht auch etwas Österreicher, werden sich über Konstantinopel nach Asien werfen, und sind sie nur erst am Euphrat angelangt, so wird England dem Kontinent zu Füßen sinken. Ich stehe gerüstet in Dalmatien, Eure Majestät sind es an der Donau. Einen Monat, nachdem wir uns verständigt haben, kann die Armee am Bosporus versammelt sein; die Aktion wird sich bis Indien fühlbar machen, und England ist unterworfen. Ich versage mich keiner der vorläufigen Festsetzungen, die zu so großem Zwecke nötig erscheinen, wofern das wechselseitige Interesse unserer Staaten damit ins Gleichgewicht gesetzt ist. Das kann allerdings nur in einer persönlichen Begegnung mit Eurer Majestät geschehen oder nach unumwundenen Auseinandersetzungen zwischen Rumjantzow — dem russischen Kanzler — und Caulaincourt und der Sendung eines unserem System ergebenen Mannes nach Paris . . . Alles kann vor Mitte März verbrieft und entschieden sein, und am 1. Mai stehen unsere Truppen in Asien, die Ihrigen in Stockholm. Dann bricht England, in Indien bedroht und aus dem Orient verjagt, zusammen unter dem Gewichte von Ereignissen, die alle Lüfte erfüllen. Eure Majestät und ich hätten es freilich vorgezogen, den Frieden inmitten unserer weiten Reiche zu genießen, nur beflissen, sie durch tüchtige und wohltätige

Verwaltung zu beleben und glücklich zu machen. Die Feinde der Welt wollen es aber nicht, und so müssen wir denn über unsere Absichten hinauswachsen. Klug und politisch ist es immer, zu tun, was das Geschick befiehlt, und dorthin zu gehen, wohin der unwiderstehliche Zug der Ereignisse uns führt. Dann wird dieser Haufe von Pygmäen sich beugen, der nicht sieht, daß man das Gleichnis der Gegenwart in der fernen Geschichte suchen muß und nicht in den Zeitungsartikeln des verflossenen Jahrhunderts; er wird unseren Winken folgen, und Rußlands Völker werden sich des Ruhmes, des Reichtums und des Glückes freuen, die diese großen Begebenheiten für sie zur Folge haben. In diesen wenigen Zeilen bringe ich Eurer Majestät meine ganze Seele zum Ausdruck. Das Werk von Tilsit wird die Geschicke der Welt bestimmen ..." *)

Möglich, daß auf Alexander, dessen Wesen sich so merkwürdig aus hochsinnigem Idealismus und realistischer Berechnung, aus Tatendurst und Kleinmut zusammensetzte, diese schwungvollen Sätze eine Wirkung übten. Jedenfalls waren die Worte „Konstantinopel" und „Bosporus", die er seit Tilsit nicht vernommen hatte, die geeignetsten dazu. Damals hatte der große Sieger den Gedanken einer Besitzergreifung Stambuls weit von sich weggewiesen, jetzt brachte er ihn selbst aufs Tapet! Welcher Erfolg, wenn es dem Enkel Katharinens gelang, den Traum der großen Kaiserin zu verwirklichen! Wie mußte dann alle Gegnerschaft verstummen, und wie groß war dann der Zar! Alexander blieb an Napoleons Seite, und insofern hatte Dieser seinen Zweck erreicht. Im übrigen aber war es ihm mit all den schönen Worten wenig ernst gewesen, und es macht auf den zeitlich entfernten Beobachter den Eindruck, als habe er jene kriegerische Absage Englands, wenn nicht geradezu hervorgerufen, so doch als erwünschten Vorwand ergriffen, um sich des Zaren aufs neue zu versichern. Freilich, sein Gesandter in Petersburg wird jetzt in Besprechungen über das Ende der Türkei eintreten, aber Endgültiges abmachen darf er nicht; das war der Entrevue vorbehalten. Wann wird sie stattfinden? Wird sie es überhaupt? Und wenn, wird dann wirklich

*) Corresp. XVI., p. 498.

die Türkei geteilt werden? In den Tagen, da in Petersburg der franzosenfreundliche Minister Rumjantzow und Caulaincourt beisammen saßen, erhielt der französische Gesandte aus Paris die Weisung, der Kaiser, der den Frieden auf dem Kontinent aufrechterhalten wolle, werde alles aufbieten, um den Wiederausbruch des Kampfes zwischen Rußland und der Türkei zu verhindern. *) Und jetzt war es auch, wo Napoleon zu dem österreichischen Bevollmächtigten in Paris, dem Grafen Metternich, sagte: von der Teilung der Türkei sei noch keine Rede, sollte es aber einmal dazu kommen, dann werde Österreich sicher die Vergrößerung Rußlands nicht gleichgültig mitansehen und der Unterstützung Frankreichs bedürfen, dessen Interesse es sei, in Österreich ein Gegengewicht gegen die russische Übermacht im Orient zu erblicken.**)

Und war es mit dem indischen Projekt diesmal ernst? Um Rußlands Kräfte, wenn möglich, in ein weit entlegenes Abenteuer zu verwickeln und für die türkische Frage außer Kurs zu setzen, dafür war die Sache gut, und es scheint auch, als sei ihr Napoleon aus diesem Grunde jetzt näher getreten als ehedem. Wir kennen seine Abmachung von Finkenstein mit Persien, in der ein Artikel von Indien sprach. Auch in den Instruktionen für Caulaincourt aus dem November 1807 war davon die Rede. „Man wird jetzt“ — d. h. wo ganz Europa gegen England steht — „an eine Expedition nach Indien denken können (on pourra songer); je mehr sie als Chimäre erscheint, um so mehr wird sie, wirklich unternommen — und was könnten Rußland und Frankreich nicht unternehmen! — die Engländer in Angst versetzen. Vierzigtausend Franzosen, denen die Pforte den Durchmarsch durch Konstantinopel gestatten würde, in Verbindung mit vierzigtausend Russen, die über den Kaukasus (also nicht über den Bosporus?) herankommen, würden genügen, um in Asien Schrecken zu verbreiten und es zu erobern. Unter den gleichen Gesichtspunkten hat der Kaiser seinen Gesandten — es war General Gardane — nach Persien geschickt.“***) In den letzten

*) Driault, La politique orientale de Napoléon I., p. 250.

**) Metternich, Nachgelassene Papiere, II., 159.

***) Vandal, Napoléon I. et Alexandre I., 512.

Januartagen hatte er einen Bruder des Generals Decaen, der die Isle de France besetzt hatte, bei sich empfangen, und es mag sein, daß dessen Mitteilungen, die das indische Unternehmen, namentlich zur See, als nicht schwierig darstellten, ihn in seinen Vorstellungen bestärkten. Wir hören, daß er dem Offizier, der des Kaisers Einwendungen mit Eifer berichtigte, wiederholt mit beiden Händen das Antlitz liebkoste und dabei helle Freude verriet.*) Auch Absichten auf Algier und Tunis entwickelte er jetzt. Er hatte damals, als Ägypten verloren ging, diese Länder als Ersatz ins Auge gefaßt.**) Daß er aber auch jetzt noch an die Wiedereroberung Ägyptens dachte, die stets im Zusammenhang mit den Plänen auf Indien gestanden hatte, war wenigstens für den aufmerksamen Metternich nicht zweifelhaft: „Ägypten", schreibt er am 18. Jänner 1808 nach Hause, „ist für Napoleon ein alter Lehrsatz, den er zu verteidigen hat." ***) Und so war es auch. Der Kaiser dachte in der Tat an eine Expedition nach Abukir mit 6000 Mann. Nur müsse man, meinte er, vorher in Toulon vierzehn Kriegsschiffe beisammen und die Engländer durch Bedrohung Irlands und unterschiedliche maritime Unternehmungen, die von der Ozeanküste auszugehen hätten, aus dem Mittelmeer möglichst hinausgenötigt haben. Das könnte etwa Mitte September geschehen sein und dann die Sache gewagt werden. So schrieb Napoleon am 26. Mai an den Marineminister.

Als er diese Pläne entwickelte, befand sich der Kaiser in Bayonne. Was ihn dorthin geführt hatte, war ein politisches Geschäft von der einschneidendsten welthistorischen Bedeutung, das vorläufig alle anderen Entwürfe — sie mochten mit mehr oder weniger Ernst konzipiert worden sein — in den Hintergrund schob. Es betraf Spanien. Hier hatten König Karl IV. in seiner Unfähigkeit, die Königin in ihrer Schande, das Volk in Mangel und Bedrängnis dahin gelebt,

*) S. Prentout, L'île de France sous Decaen, p. 466 ff.

**) An Decrès, 18. April 1808. Corresp., XVII., 13.760. Vergl. dazu Méneval, Mémoires, I., 196.

***) Metternich, Nachgelassene Papiere, II., 153.

regiert von dem Friedensfürsten, der sich der Hegemonie des Nachbarstaates willig unterordnete. Auf das Geheiß Napoleons war man mit England in den Krieg geraten, hatte seine Schiffe, seinen Handel, zum Teil seine Kolonien verloren, um seine Existenz zu retten, die sonst von Frankreich her gefährdet war und die man durch hohe Tribute an Geld und Truppen immer neu erkaufen mußte. Freilich, als Napoleon 1806 den Krieg gegen Preußen begann, da hatte es geschienen, als ob es der Madrider Hof an gewohnter Unterwürfigkeit fehlen lassen wollte. Damals bemühte sich der Gesandte Rußlands, Spanien für die Koalition zu gewinnen, drohten die Engländer, in die südamerikanischen Vasallenstaaten den Aufruhr zu tragen, wirkte das Beispiel des bourbonischen Ferdinand VI. von Neapel, der des spanischen Königs Bruder war, mit, die Scheu vor Napoleon zu erhöhen, und als man Diesen in den Kampf gegen die berühmte preußische Armee ziehen sah, begann man in Madrid, in der Hoffnung auf seine Niederlage, zu rüsten; ein voreiliges Manifest vom 5. Oktober sprach in dunkeln Worten von notwendig gewordenem Streite. Aber diese Urkunde war zur Unzeit in die Welt gegangen: wenig Tage nachher gewann Napoleon die Schlacht bei Jena, und die Kunde von dem glänzenden Siege warf das ganze Widerstandsprojekt über den Haufen. Die Mobilisierung, die man dem französischen Gesandten als gegen Portugal gerichtet geschildert hatte, wurde unterbrochen, und der Mund des Friedensfürsten floß wieder über von Beteuerungen seiner Ergebenheit gegen Frankreich.*)

Dem Geschäftsträger Napoleons war der wahre Sinn und Hergang der Dinge nicht zweifelhaft geblieben. Er berichtete darüber und der Kaiser las die Depesche und das famose Manifest in Berlin just in einem Augenblicke, wo er sich seinem Ziele, der Herrschaft seines Willens über den Kontinent, wesentlich näher gebracht hatte und eben im Begriffe stand, die letzten Schritte nach Osten zu tun, um es zu er-

*) In einer von ihm inspirierten Broschüre aus dem Jahre 1808 wollte Napoleon geltend machen, daß Spanien auch schon 1805 versucht habe gegen Frankreich zu intriguieren, doch ist hiervon keine andere Spur nachweislich. (Siehe unten die Beilagen S. 374.)

reichen. Er soll, wie Augenzeugen wissen wollen, vor Erregung blaß geworden sein. Doch wußte er sie zu bekämpfen. Er ließ Spanien nichts davon merken, daß ihm — namentlich auch aus aufgefangenen Berichten des preußischen Gesandten in Madrid — der geplante Systemwechsel bekannt geworden sei, sondern nahm die erneuerten Versicherungen der Ergebenheit als bare Münze hin, die er bald hoch in Kurs setzte. Er forderte, daß von den ausgerüsteten Truppen ein Kontingent von an 15.000 Mann an die Elbemündung rücken solle, um gegen England zu fechten, forderte, daß das Blockadedekret durchgeführt, die spanische Flotte mit der französischen in Toulon vereinigt werde, und halste dem Madrider Hofe 25.000 gefangene Preußen zur Verpflegung auf. Hätte nun an der Spitze Spaniens eine starke und volkstümliche Regierung gestanden, sie hätte in diesem Augenblick England seine Häfen öffnen, sich gegen Frankreich erklären können. Die folgenden Jahre haben gezeigt, daß es gerade im Lande Karls IV. nicht an Widerstandskräften fehlte, und wer weiß, was nach den Ereignissen von Eylau die Wirkung eines solchen Abfalls gewesen wäre. Aber Spaniens Regierung war schwach und schlecht und nichts weniger als beliebt; Godoy und die sündhafte Königin waren geradezu verhaßt, und nur der Kronprinz erfreute sich der Sympathien des Volkes, schon weil Jene darauf sannen, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Auf diese Differenzen zwischen Regierung und Bevölkerung und der Regierenden untereinander gründete Napoleon seine Absicht, Spanien fester an seine Gewalt zu knüpfen, einesteils, um, wenn er seine weitreichenden Unternehmungen nach Osten wirklich wagte, im Rücken Frankreichs völlig sicher zu sein, andernteils, um für dieselben auf Spaniens Mithilfe unbedingter rechnen zu können, als dies bisher möglich gewesen war. Nur die Frage des „Wie?" heischte Erwägung. Unter den verschiedenen Antworten darauf erschien Napoleon die radikalste als die richtigste. Seitdem er jenes Manifest Godoys zu Gesichte bekommen hatte, mochte sein Entschluß feststehen, auch hier den Bourbons den Thron zu entziehen und ihn einem Mitgliede s e i n e r Familie zu übergeben, ein Entschluß, den Talleyrand mit dem Hinweis auf Ludwig XIV., der ebenfalls

Spanien einen König seines Hauses gegeben habe, vollends zur Reife gebracht haben mag.*) Es war ein krummer Weg, auf dem der Kaiser dieses Ziel erreichte. Er führte zunächst über Portugal.

In Tilsit hatte man sich bezüglich des Lissaboner Hofes dahin geeinigt, daß er zur Kriegserklärung gegen England aufgefordert und, im Falle seiner Weigerung, als Feind behandelt werden solle. Hierzu nun sollte Spanien mitwirken. Das hieß nicht wenig verlangt, denn der Kronprinz Johann von Portugal, der für seine geisteskranke Mutter die Regierung führte, war der Schwiegersohn Karls IV.; dennoch schloß sich der spanische Gesandte in Lissabon dem französischen an, als Dieser dort die Schließung der Häfen, die Ausweisung des britischen Gesandten, ja sogar die Verhaftung aller Engländer in Portugal und die Konfiskation ihrer Güter verlangte. In der Antwort, die der portugiesische Minister — im heimlichen Einvernehmen mit England — gab, ging er zwar auf die Schließung der Häfen, nicht aber auf die Beschlagnahme der Waren und die Verhaftung der Fremden ein, denen man übrigens unter der Hand den Wink gab, sich zu entfernen. Damit unzufrieden, schritt Napoleon, der die übertriebene Forderung nur gestellt hatte, um Opposition zu erfahren, zur Tat. Am 30. September 1807 verließen die beiden Gesandten, der französische mit dem spanischen, Lissabon, am 18. Oktober rückten 20.000 Franzosen unter Junot über die Grenze, um nach Portugal zu marschieren, und am 27. Oktober wurde zwischen Frankreich und Spanien in Fontainebleau ein geheimer Vertrag abgeschlossen über folgende Punkte: Portugal wird erobert und in drei Teile aufgeteilt, und zwar soll der nördliche, zwischen Duero und Minho gelegene, als Königreich Nord-

*) Pasquier (Mémoires, I., 329) ist ein kaum anfechtbarer Zeuge dafür, daß Talleyrand Napoleon in diesem Sinne beeinflußte. Er soll ihm schon in Polen davon gesprochen haben. Daß der Gegenstand in Fontainebleau zwischen den beiden zur Sprache gekommen sein wird, ist wohl anzunehmen; Talleyrand mochte hoffen, durch neue Nahrung, die er dem Ehrgeiz seines Herrn lieferte, seine Stellung wieder zu befestigen. Er hat auch dann wirklich die Stellvertretung des Vizekönigs Eugen als Staatserzkanzler übertragen erhalten.

lusitanien der Königin von Etrurien als Entschädigung für Toskana zufallen, der südliche, die Provinzen Alemtejo und Algarbien, unter dem Titel eines Fürstentums Algarbien an Godoy kommen, der mittlere bis zum allgemeinen Frieden in Frankreichs Händen verbleiben. Die portugiesischen Kolonien wollte man gleichfalls teilen, und der König von Spanien sollte den Titel „Kaiser von Amerika“ erhalten. Bei diesem Vertrage, dessen Grundzüge Napoleon bereits auf der Rückreise von Tilsit entworfen hatte, war der Minister des Äußern, Champagny, absichtlich beiseite gelassen und Duroc zur Unterzeichnung befohlen worden; auch Talleyrand erfuhr zunächst nichts davon. Daß der Vertrag in Madrid ratifiziert wurde, dafür bürgte die Beteiligung des Friedensfürsten, der den Gedanken seiner Versorgung auf Portugals Kosten schon vor dem letzten Kriege einmal in Paris vergeblich angeregt hatte. An demselben Tage, an dem dieser Vertrag unterzeichnet wurde, ward auch der militärische Teil des Unternehmens in einer besonderen Konvention geregelt: Frankreich sollte mit 28.000 Mann, verstärkt durch 11.000 Spanier, durch Spanien gegen Lissabon rücken, indes 16.000 Mann spanischer Truppen Nord- und Südportugal besetzten. Ein besonderer Artikel räumte Frankreich das Recht ein, noch weitere 40.000 Mann bei Bayonne zu sammeln, die aber erst, wenn die Engländer in Portugal landen sollten und nachdem man sich neuerdings verständigt haben würde, einzugreifen hätten.*)

Prinz Johann hatte angesichts dieser Feindseligkeiten einen Augenblick geschwankt, ob er nicht doch sich ganz und gar Napoleon unterordnen sollte; da kam ihm aber der „Moniteur“ vom 13. November 1807 zuvor, worin zu lesen stand: „Der Regent von Portugal verliert den Thron. Der Fall des Hauses Braganza ist ein neuer Beweis für den unvermeidlichen Untergang derjenigen, die sich an England anschließen.“ Nun war für Jenen kein Ausweg mehr als die Flucht, da das kleine Land allein gegen Spanien und Frankreich nicht kämpfen konnte. Die königliche Familie begab sich am 27. November 1807 zu Schiffe, um nach Brasilien zu übersiedeln. Wenig Tage später kam Junot mit einer Handvoll abgehetzter Truppen,

*) De Clercq, II., 235 f.

meist Rekruten, in der herrenlosen Stadt an, die an Widerstand nicht dachte, und bald nachher, im Dezember, fiel vom Kastell der Stadt das portugiesische Banner, um der Trikolore Platz zu machen.

Die geschichtliche Bedeutung des Vertrages von Fontainebleau liegt nicht so sehr in den politischen als in den militärischen Abmachungen. Die Truppen Spaniens werden nach Westen dirigiert, das heißt so viel als ein französisches Heer kann dann, ohne viel Widerstand zu finden, nach Madrid gelangen. Und das war in der Tat die Absicht Napoleons.*) Daß er sie ausführte, lag zum Teil an den Verhältnissen am Madrider Hofe. Denn jetzt erreichten dort die inneren Zerwürfnisse den höchsten Grad. Der Kronprinz Ferdinand konspirierte gegen Godoy und seine Mutter, um sich an die Regierung zu bringen. Das Komplott wurde entdeckt und vom König ein Manifest über den Hochverrat seines Sohnes verkündet. Beide Parteien wandten sich an Napoleon, und der Prinz von Asturien unterstützte seine Bitte um Schutz gegen die Übergriffe des Günstlings seiner Eltern durch Werbung um die Hand einer bonapartischen Prinzessin. Nun hielt Napoleon den Moment für günstig, in Aktion zu treten. Er ermahnte Karl IV., die wichtige Expedition gegen Portugal doch nicht durch Palaststreitigkeiten aufzuhalten, und gab zugleich dem Überbringer seines Briefes geheime Instruktion, sich über die Stimmung im Lande, die Stärke der spanischen Festungen, die Streitkräfte und ihre Dislokation sorgfältig zu orientieren (13. November 1807).**) Kurz nachher (6. Dezember) erhielt auch der General Dupont, der das zweite französische Expeditionskorps von 40.000 Mann kommandierte, Befehl, über die spanische Grenze bis Vittoria und Burgos vorzugehen, obgleich von einer Landung der Engländer noch keine Spur sich zeigte. Damals hielt sich Napoleon in Ober-

*) In der Marschordre vom 17. Oktober erhielt Junot den Auftrag, genaue Beschreibungen über alle Provinzen, die er passieren wird, über Beschaffenheit der Straßen und des Terrains zu liefern und durch die Genieoffiziere Croquis verfertigen zu lassen, denn es sei wichtig, diese Dinge zu haben. Corresp., XVI., 13267.

**) Corresp., XVI., 13354, 13355.

italien auf. Dort, in Venedig, traf er in den ersten Dezembertagen mit seinem Bruder Joseph zusammen, dem er die spanische Krone, allerdings nicht ohne die Einbuße des Landes nördlich vom Ebro, antrug. Joseph lehnte ab, und nun mag Napoleon dem Gedanken einer Familienverbindung mit Spanien näher getreten sein.*) Er wandte sich in Mantua an Lucian, an den er eine Annäherung suchte, und machte ihm die Eröffnung, unter Umständen seine älteste Tochter Charlotte aus erster Ehe dem Prinzen von Asturien zu vermählen, wenn er sich nur entschließen könnte, sich von seiner Gattin zu trennen; in diesem Falle würde er ihm das Königreich Portugal, ja, wenn er wolle, Spanien selbst anbieten. „Sehet Ihr es denn nicht in meine hohle Hand fallen, dank den Torheiten Eurer geliebten Bourbons und der Albernheit Eures Freundes, des Friedensfürsten?“ Auch Lucian ging auf das

*) Die Memoiren Miots von Melito, des Vertrauten Josephs, geben den Tag der Zusammenkunft der Brüder (2. Dezember) und den der Abreise Josephs von Neapel genau an. Nur irrt Miot, wenn er schon jetzt den König von Neapel das Anerbieten des Bruders annehmen läßt. Masson will (Napoléon et sa famille, IV., 216) nicht in Abrede stellen, daß hier der Kaiser dem Bruder zwar von seinen Absichten gesprochen habe, meint aber, ein Anerbieten der Krone sei nicht erfolgt, ein solches habe erst im Februar stattgefunden. Napoleon habe damals nur eine Verheiratung seiner Nichte, der Tochter Lucians, mit Ferdinand von Spanien im Auge gehabt, wie die Mantuaner Zusammenkunft mit Lucian beweise. Diese Entrevue fand aber erst am 12. Dezember, zehn Tage nach der venezianer statt, und es wäre denkbar, daß Napoleon erst durch Josephs Weigerung auf sie verfiel. Wenn er hier wirklich Lucian, wie dieser in seinen Memoiren (II., 113) erzählt, Spanien antrug, so hätte er dies sicher nicht getan, ohne vorerst an den älteren, vollberechtigten Bruder herangetreten zu sein, und wenn er Lucian gegenüber über Joseph ungünstig urteilte, so mögen eben dessen Einwendungen die Veranlassung dazu gewesen sein. Sie mögen auch die Absicht, die Bourbons zu entthronen, einstweilen in den Hintergrund gedrängt haben, nicht aber, wie Roloff (Preuß. Jahrbb., 68. Bd., S. 493) gemeint hat, die Rücksicht auf England, das man nicht durch provozierende Schritte vom Frieden abbringen wollte. Die Okkupation Lissabons, die Einverleibung Livornos und Anconas, die neuen Blockadedekrete waren der provozierenden Schritte gerade genug. Und vollends die starken Truppennachschübe nach Spanien schon im November. Vergl. auch Coquelle, Napoléon et l'Angleterre, p. 185, ff. über das Scheitern der österreichischen Vermittlung in London.

letztere Ansinnen nicht ein, und nun erfolgte in Madrid, zugleich mit der Zustimmung zu dem Eheprojekt, das übrigens geheim bleiben sollte, der Vorschlag, spanisches Land bis zum Ebro an Frankreich abzutreten und dafür ganz Portugal zu nehmen. Aber all das war doch nur ganz vag und episodisch. Das tatsächlich Wichtige war, daß vom November bis Januar an 50.000 Mann Franzosen in Spanien einrückten und bei Valladolid und Burgos Stellung nahmen. Im Februar erhielt Murat den Oberbefehl mit der Weisung, sich der spanischen Festungen im Norden nötigenfalls mit Gewalt zu bemächtigen. Niemand wußte, was die fremden Truppen im Lande wollten; und auch Murat wußte es nicht. Das spanische Volk nahm an, sie kämen, um den Kronprinzen auf den Thron zu erheben und die verhaßte Regierung Godoys zu stürzen, und begrüßte sie deshalb mit Freuden. Und Ferdinand selbst war dieser Meinung, schon weil der französische Gesandte Beauharnais mit seiner Partei Fühlung genommen hatte. Karl IV. hingegen erbat sich in einem ängstlichen Briefe Aufklärungen. Er wünschte, daß der Vertrag wegen Portugals vom 27. Oktober und die Absicht einer Familienverbindung veröffentlicht würden. Napoleons Antwort log, die Truppen seien bestimmt, eine Landung der Engländer zu verhüten und deshalb nach Cadix zu marschieren; für die Verlautbarung jener Konvention sei aber die Zeit noch nicht gekommen; auch nicht für die der Heirat des Prinzen. Man sieht, alles wurde mit Absicht in der Schwebe gehalten, und der Geschichtschreiber ist in Verlegenheit, die einzelnen Phasen dieser großen Intrigue klar darzustellen. Einer war übrigens, der den Plan durchschaute: Godoy; er riet zur Flucht nach Süden. Aber als man Anstalten dazu traf, glaubte das Volk, Godoy wolle damit den von Napoleon beabsichtigten Systemwechsel unmöglich machen, zog nach Aranjuez, wo der Hof weilte, demolierte den Palast des Günstlings und nahm ihn gefangen. Der König sah sich genötigt, seinen Minister zu entlassen und selbst zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, dessen Anhänger dem Tumulte nahe gestanden hatten und von denen er sein Leben bedroht glaubte. (17., 18. März 1808.)

Das kam dem Kaiser nicht gelegen. Er hatte gehofft,

die königliche Familie werde sich, wie die portugiesische, wirklich auf die Flucht begeben, was er dann — wie dort — als Hinneigung zu England dargestellt haben würde. Nun aber langte unmittelbar nachdem Murat in Madrid eingerückt war, am 23. März 1808, unter dem Jubel des Volkes auch der neue König Ferdinand VII. dort an, und für weitere Bevölkerungskreise hatte es jetzt erst recht den Anschein, als ob wirklich die Franzosen dem jungen Fürsten den Weg dahin gebahnt hätten. Es gab kein Ende mit Hochrufen auf den Gesandten. Das war fatal für Napoleons eigentliche Absicht, die durch Murats ermunternde Berichte — das Land hänge dem Kaiser durchaus an und stehe zu seiner Verfügung — nur noch gefestigt worden war. Er sann jetzt darauf, wie er den jungen Monarchen, den er übrigens noch nicht anerkannt hatte, von seinem Volke trennen könnte. Zu diesem Zwecke ward Savary nach Madrid geschickt. Er hatte Ferdinand vorzustellen, daß der Kaiser selbst nach Spanien kommen wolle und daß es sich empfehlen würde, ihm entgegenzureisen und seine Anerkennung zu erbitten. Der junge König begab sich wirklich zunächst nach Burgos, dann nach Vittoria, allerdings ohne den Kaiser anzutreffen. Dagegen empfing er hier ein Schreiben Napoleons, des Inhalts, Dieser müsse, bevor er seine Thronbesteigung gutheiße, zuerst in einer Besprechung mit ihm ergründen, ob Karl IV. wirklich freiwillig oder nur gezwungen abgedankt habe; diese Besprechung solle in Bayonne stattfinden. Als Lockmittel stand der Satz darin: „Die Heirat einer französischen Prinzessin mit Eurer königlichen Hoheit halte ich für die Interessen meiner Völker durchaus entsprechend und betrachte sie als eine Angelegenheit, die mich aufs neue mit einem Herrscherhause verbinden würde, mit dem ich, seitdem ich den Thron bestiegen, nur zufrieden sein konnte.“*) Manche warnende Stimme aus der

*) Corresp., XVII., 13750. Der Brief ist vom 16. April. Ein paar Wochen vorher, am 27. März, hatte Napoleon bereits an seinen Bruder Ludwig nach Holland geschrieben: „Überzeugt, daß ich mit England nur dann zu einem festen Frieden gelange, wenn ich den Kontinent kräftig belebe (en donnant un grand mouvement au continent), bin ich entschlossen, einen französischen Prinzen auf den

Umgebung des jungen Fürsten sprach gegen die Reise nach Frankreich; die Bevölkerung von Vittoria wollte ihn gar nicht über die Grenze ziehen lassen. Aber was war zu tun? Ringsum lagerten Franzosen, und die Einladung war ein Befehl. „In Vittoria,“ erzählte später Savary, „glaubte ich einen Augenblick, mein Gefangener werde mir entwischen; aber ich schaffte Ordnung, indem ich ihn einschüchterte.“ *) Am 20. April langte Ferdinand — in der Tat ein Gefangener — in Bayonne an, wohin der Kaiser auch das Elternpaar und Godoy geladen hatte.

Wen wird es nun überraschen, zu hören, daß der Prinz hier nicht fand, was er suchte? Napoleon versagte ihm nicht nur seine Anerkennung, sondern forderte geradezu von ihm, er möge die Krone seinem Vater zurückgeben, sicher, daß Karl IV. — er hatte es wiederholt Murat zugeschworen — nicht mehr Lust hatte, in ein Land zurückzukehren, das sein Regiment verwünschte und wo ihn und den Friedensfürsten die größten Widerwärtigkeiten erwarteten. Ferdinand versuchte es zuerst mit Weigern; als aber am 5. Mai die Kunde von einem Aufstande in Madrid nach Bayonne drang, den man auf seine Veranstaltung zurückführte, und als ihm Napoleon drohte, ihn als Rebellen zu behandeln, fügte er sich: er erkannte Karl IV. als rechtmäßigen König an, und Dieser legte sofort die Krone vertrauensvoll in des Kaisers Hände. Am 6. Juni 1808 empfing sie Bruder Joseph aus den-

spanischen Thron zu setzen .... Wenn ich Sie nun zum König von Spanien machen würde, würden Sie annehmen?“ (Rocquain, Napoléon et le Roi Louis, p. 165.) Ludwig lehnte mit der Motivierung ab, er habe nun einmal den Holländern seinen Eid geschworen. Was Napoleon veranlaßt hatte, ihm Spanien anzubieten, war, daß nach Paris die Kunde von dem ausgedehnten Schmuggel gedrungen war, den die Engländer unter amerikanischer Flagge in Holland betrieben, so daß dem Kaiser schon jetzt der Wunsch nahelag, dieses Land gänzlich Frankreich einzuverleiben. (Siehe den Brief an den Finanzminister Gaudin vom 29. März 1808, Corresp., XVI., 13697.)

*) Rémusat, Mémoires, III., 381. Vgl. den Brief Napoleons an Bessières (Corresp., XVII., 13756): „Wenn der Prinz von Asturien nach Bayonne kommt, gut; geht er nach Burgos zurück, so werden Sie ihn verhaften lassen und nach Bayonne bringen.“

selben.*) Napoleon war — mit listiger Tücke und brutaler Gewalt allerdings — ans Ziel gekommen; die Pyrenäische Halbinsel stand mittelbar unter seinem Zepter.

Es kam nur darauf an, ob sie es blieb. War dies der Fall, dann hatte sich wirklich der Ring gegen England geschlossen, und von den Säulen des Herkules bis an die Weichsel gehorchte der Kontinent seinen mehr oder minder kategorischen Befehlen, dann wagte vielleicht auch der Koloß im Osten nicht mehr, sich von ihm zu trennen, um eine eigene Bahn zu gehen, und die Zeit konnte kommen, da sich ein russisches Heer wirklich auf seinen Wink über die Grenzen des Weltteils hinaus bewegte, um fern in Asien für ihn den Untergang seines einzigen Feindes zu erstreiten.**)

*) Daß Joseph nicht ununterbrochen auf Napoleons Programm gestanden hatte, lag einmal an dessen erster Weigerung, dann auch an einer persönlichen Verstimmung Napoleons gegen ihn, da er sich eine kleine Abweichung von einem Befehle des Bruders erlaubt hatte, worauf ihn Dieser am 25. März in den herbsten Ausdrücken zurechtwies. (Du Casse, Supplément à la Correspondance de Napoléon I., p. 100.) Zwei Tage darauf war das Anerbieten an Ludwig erfolgt. Nach Massons leider unkontrollierbaren Versicherungen (Napoléon et sa famille, IV., 216) hätte ein anderes Anerbieten an Joseph — nach seiner Meinung das erste — am 20. Februar stattgefunden, das von ihm aus dem Grunde abgelehnt worden sei, weil auch er Nordspanien bis zum Ebro hätte abtreten und wegen der Kolonien Zugeständnisse machen sollen. Klar wird man in diesen Dingen erst sehen, wenn die Familienkorrespondenz dieser Zeit allgemeiner bekannt geworden sein wird, was Masson in Aussicht stellt. Siehe die Verträge vom 5. Mai (Zession Karl IV. zugunsten Napoleons), vom 10. Mai (Verzicht Ferdinands auf seine Thronansprüche), vom 5. Juli (Verzicht Napoleons zugunsten Josephs) bei De Clercq, II., 246 ff. Das kaiserliche Dekret vom 6. Juni (Proklamation Josephs zum König von Spanien) steht im „Moniteur". Es garantiert die Integrität der spanischen Länder. Siehe auch Murat, „Murat en Espagne", p. 409.

**) Unter den inspirierten Brochüren, die im Jahre 1808 erschienen, war eine, die den Titel führte: „Der Marsch der Franzosen nach Indien". Darin ist von der Expedition bereits als einer fest beschlossenen Sache die Rede: 30000 Russen und 30000 Franzosen seien bestimmt, von Persien unterstützt, von den unzufriedenen Nabobs begrüßt, die englische Herrschaft in Ostindien zu brechen. Ja, der Verfasser will sogar wissen, daß auch ein preußisches Kontingent sich beteiligen sollte. All das war allgemein bekannt oder sollte doch allgemein geglaubt werden und geglaubt auch, wenn es hieß, der heißbegehrte Weltfriede sei

Das Schreiben an den Marineminister vom 26. Mai war unter dem Eindrucke geschrieben, daß man der Iberischen Halbinsel völlig sicher sei. Und nun geht aus dem Schlosse Maracq bei Bayonne Brief auf Brief an dieselbe Adresse, und jeder baut weiter an dem großen Plane, das Mittelmeer Frankreich zu unterwerfen und Rußland nach Asien zu verweisen. Es mochte ein Gefühl hoher Befriedigung über Napoleon kommen, das die eigenen Zweifel an der Moral seines Handelns weit zurückdrängte, wenn er die Erfolge des letzten Jahres übersah. Wie aber, wenn diese Erfolge sich nicht dauerbar erwiesen? wenn sich in seine Rechnung ein Faktor mengte, den er übersehen hatte? ein Moment, das er nicht schätzen und nicht wägen konnte, weil ihm das Maß dafür fehlte? Hätte er doch im Jahre 1795 das Kommando in der Vendée angenommen, er hätte dort den Kampfesmut eines verletzten, getäuschten, zur Verzweiflung gebrachten Volkes aus eigener Anschauung kennen gelernt und vielleicht nicht den Fehler begangen, den er beging, als er in Spanien die Stimmung der Nation mißachtete, indem er sie betrog; er hätte dann vielleicht doch den jungen populären König an seine Familie und an sein Interesse gefesselt, anstatt ihn vom Throne zu stoßen.*) Gewiß, Ferdinand war ein unwürdiger Charakter und Napoleons Absicht, Spaniens Ansehen und Kultur zu heben, ein achtungswertes Problem; aber das Entscheidende war doch, daß der Wille eines Volkes von unberechenbarer Kraft sich widersetzte. Der Kaiser, den man über diesen Volkswillen lange Zeit schlecht unterrichtet hatte, sollte es bald genug zu seinem Nachteil erfahren.**)

---

nur im siegreichen Kampfe mit England zu gewinnen. Es war ein titanischer Gedanke, die mit der Weltherrschaft Napoleons unzufriedenen Elemente Europas in Asien zu beschäftigen, um unterdes den europäischen Völkern zu demonstrieren, daß dies für sie unumgänglich notwendig sei!

*) Auf St. Helena sagte er später: „Ich habe mit dem Kriege gegen Spanien einen großen Fehler gemacht. Ich hätte nur ein junges Mädchen zu adoptieren und es Ferdinand zu geben brauchen, der mich immer aufs Neue darum anging." Gourgaud, Journal, I., 198.

**) Ein vielleicht auf St. Helena verfertigter Brief des Kaisers an Murat vom 29. März 1808 (Corresp., XVI., 13696) sucht Diesem

Im Juli 1808 zog Joseph in Madrid ein. Neapel fiel an Murat. Karl IV. ging mit Gattin und Günstling zunächst nach Compiègne, dann nach Italien. Der junge Prinz, dem Schloß und Gut von Navarra nebst einer Jahresrente zugesprochen worden waren, blieb vorläufig in Frankreich interniert; Talleyrand hatte ihn auf seinem Schlosse Valençay zu beherbergen. Der neue König brachte nach Spanien eine neue Konstitution mit, die in Bayonne von Vertretern der drei Stände beraten worden war, er brachte tüchtige Minister mit und den vortrefflichsten Willen, das herabgekommene Reich zu neuer Kraft und neuem Glanze zu erhöhen. Aber er fand das Land im Aufruhr. Wenn es in Spanien auch kluge Staatsmänner gab, die den Vorteil eines neuen geordneten Regierungswesens für ihr Vaterland anerkannten und bereit gewesen wären, ihm zu dienen, so stand ihrer Erwägung gebieterisch die gekränkte Leidenschaft von Millionen gegenüber, welche die Überrumpelung durch die Fremden als eine nationale Schmach empfanden, die gerächt werden müsse. Und dazu kam, daß bei dem Volke, das die ungläubigen Mauren und die ketzerische Reformation besiegt hatte, der religiöse Stolz mit zum Patriotismus gehörte und daß der fremde Machthaber derselbe war, der dem Papste den Thron geraubt. Kurz, die Nation „verweigerte den Verträgen von Bayonne die Ratifikation“, wie dies Napoleon selbst später einmal aussprach, und griff zu den Waffen. Und mit Erfolg. In Asturien hatte der Aufruhr begonnen und noch im Mai mit rasender Schnelligkeit sich verbreitet. Boten gingen nach England um Beistand und fanden williges Gehör. Überall bildeten sich, meist unter der Führung der Mönche, Banden, in vielen Städten entstanden

---

die Verantwortung für das spanische Unternehmen aufzuladen. Er beginnt mit den Worten: „Ich fürchte, Sie haben mich über die Lage in Spanien getäuscht und haben sich selbst getäuscht.“ An der Unechtheit des Dokumentes ist kein Zweifel, wenigstens soweit das Jahr 1808 in Frage kommt. Siehe Murat, „Murat en Espagne“, p. 141 ff. Nur ist Murat durchaus nicht über den Verdacht erhaben, dem Kaiser die Lage absichtlich rosiger geschildert zu haben, schon weil er das Königtum für sich selbst im Auge hatte. Seine Briefe wiederholen immer wieder das: „Eure Majestät kann frei über das Land verfügen“ in Briefen voll untertänigster Schmeichelei.

Junten, d. i. Regierungsbehörden, für Ferdinand VII., den man allein als König nannte und erkannte. Zwar drangen anfangs die französischen Truppen durch, bald aber fanden sie Widerstand von seiten der „Banditen“. Heldenhaft kämpfte die Bevölkerung Saragossas gegen die Belagerer und zwang sie zur Rückkehr; in Valencia geschah dasselbe; und wenn auch Bessières bei Medina de Rioseco am 14. Juli in der Ebene siegte, so ging dafür in den Bergen das ganze Korps Duponts, 17.000 Mann, verloren, da es am 23. Juli bei Baylen sich ergeben mußte. Die Nachricht von diesem Ereignisse zog vollends ganz Spanien in die Insurrektion, so daß selbst der Ministerrat Josephs davon ergriffen wurde. Dieser auch fühlte sich in seiner Residenz nicht mehr sicher und wandte sich Ende Juli nach Norden, die ganze französische Armee hinter den Ebro zurückziehend, Unterdessen war die verlangte englische Unterstützung unter Wellesley in Portugal ans Land gegangen, wo am 30. August Junot mit 9000 Mann bei Cintra — wenn auch aufs ehrenvollste — kapitulierte. Und zu allem Überfluß fielen, auf die Nachricht von der großen Revolution, auch die spanischen Soldaten, die auf Fünen, Langeland und Jütland standen, von ihrem französischen Führer ab und waren bald auf englischen Schiffen auf dem Wege nach der Heimat.

Diese Nachrichten trafen Napoleon, der sich im Juli von Bayonne wegbegeben und nicht daran gezweifelt hatte, daß der Aufstand rasch bewältigt sein werde, aufs tiefste; die von Duponts Kapitulation brachte ihn außer sich vor Wut,*) die Botschaft von Cintra dagegen schien ihn niederzudrücken, denn hier war geschehen, was ihn am meisten schmerzte: die Engländer waren wieder Herren von Portugal, der Kordon war zerrissen. Sollte dieser Schaden ausgebessert werden, so mußten stärkere Kräfte als bisher in Spanien zur Wirksamkeit

*) Die neuesten Werke von Clerc über die Kapitulation und von Titeux über Dupont tun dar, daß den Letzteren keinerlei Schuld treffe, die ihm der Zorn des Kaisers zuzumessen nicht müde wurde, daß vielmehr Diesem selbst der Vorwurf der Achtlosigkeit nicht erspart werden könne, weil er den General ohne die nötigen Verstärkungen ließ.

gelangen, mußte die „Große Armee“ — wenn nicht ganz, so doch zum Teil — aus Deutschland herbeigezogen werden. Das hieß aber so viel als nicht nur alle die hochfliegenden Orientpläne, sondern auch die dominierende Position aufgeben, durch die ein Jahr hindurch drei Großmächte, Rußland, Preußen und Österreich, im Schach gehalten worden waren. Und das war um so fataler, als sich gerade in diesem Augenblick in den beiden deutschen Staaten Elemente des Widerstandes offenbarten, die nur zu leicht zum Streit entflammt werden konnten, wenn jener Druck einmal fehlte.

Schon den Vorgängen in Italien, der Inkorporation Toskanas, der Verdrängung des Papstes aus seiner weltlichen Herrschaft, war man in Wien mit Unruhe gefolgt. Dann kam auch noch das Ereignis von Bayonne und machte den gewaltigsten Eindruck. Es nützt also nichts — sagte man sich — gefügig und lenksam zu tun, was dem Übermächtigen gut dünkte, nichts, mit ihm verbündet zu sein; man war doch seiner Tücke verfallen. Alle alten Dynastien Europas sah man vom gleichen Schicksale bedroht, und Österreich war voraus ein dynastischer Staat, da seine ungleichartigen Teile in erster Linie im Herrscherhause ihren Zusammenhang fanden. Darum wurde hier ganz besonders die Gefahr, die der Dynastie drohte, als Staatsgefahr empfunden, und Österreich rüstete unter dem bereits erwähnten Vorwande, um für die Ausführung des von Frankreich angeregten türkischen Projektes imstande zu sein. Im Mai und Juni 1808 wurden eine moderne Reserve und eine Landwehr errichtet, und das Volk drängte sich in die rasch formierten Bataillone.*) Napoleon forderte kategorische Aufklärungen und drohte mit Krieg; allenthalben ward an seinen nahen Ausbruch geglaubt. Da kamen aber die Hiobs-

*) Am 10. August 1808 schrieb der französische Gesandte Andréossy nach Hause: „Nach dem was ich sehe und von allerwärts höre, hatte Österreich noch niemals ein so militärisches Aussehen wie derzeit und niemals gab die Regierung soviel Impuls, wie jetzt, dem Adel und allen Bürgerklassen. Das „Moriamur“ der Ungarn unter Maria Theresia hat sicherlich im Verhältnis nicht so rasch so viele eingeübte Streiter beigestellt als jetzt die Aufrufe der Regierungskommissäre und die Inskription für die Landwehr sie liefern.“ (Pariser Archiv des Auswärtigen.)

botschaften aus Spanien und machten dieser Absicht vorläufig ein Ende. Die Korps von Ney und Victor wurden über den Rhein gezogen. Nur daß Davout aus Polen nach Schlesien herabrückte und das Korps Mortiers in den fränkischen Landen stehen blieb, ward zur Überwachung Österreichs vorgekehrt, mit dem Napoleon bald in einem weit milderen Tone sprach und dessen Besorgnisse er zu zerstreuen suchte. „Wissen Sie," sagte er am 25. August in Saint Cloud zu Metternich, „warum ich in Spanien jene Änderungen veranstaltete? Weil ich in meinem Rücken vollkommen sicher sein mußte. Dort war der Thron von Bourbons okkupiert, und sie und ich können nicht zu gleicher Zeit in Europa herrschen. Für die anderen Dynastien gilt dies nicht, und ich mache einen großen Unterschied zwischen den Häusern Lothringen und Bourbon." *) Daraufhin sagte Metternich zu, daß alle Kriegsmacht auf den früheren Stand zurückgebracht und die neuen Könige anerkannt werden sollten.

Und wie in Österreich, so gärte es auch in Preußen, allerdings nur insgeheim und gedämpft durch die Anwesenheit der Franzosen und derjenigen, die ihnen anhingen oder doch ihr Joch, um noch härtere Schicksale zu vermeiden, widerstandslos zu ertragen rieten. Schon im Vorjahre, nach der Eylauer Schlacht, war eine Verschwörung, von ehemaligen preußischen und hessischen Offizieren geleitet, im Werden gewesen, um, wenn die Engländer im Norden Deutschlands landen sollten, das Gebiet zwischen Weser und Elbe in Aufruhr zu bringen. Seit dem Frieden von Tilsit, unter dem Drucke des französischen Militärs, war die Volkserbitterung nur gewachsen. Gleichsam unter den Augen der Fremden gab es geheime Konventikel, die sich in Haß und Kampfeslust bestärkten; im April 1808 ward der Königsberger Tugendbund gegründet, der, an sich harmlos, später für alles franzosenfeindliche Geheimwesen seinen Namen hergeben sollte, und die Fäden zogen sich nach Westfalen und Hessen hinüber, ja bis nach Sachsen hinein. Daneben arbeitete die Regierung — namentlich Stein und Scharnhorst im Bunde mit Oberst Gneisenau, dem heldenmütigen Verteidiger Kolbergs — an der Regeneration des

*) Metternich, Nachgelassene Papiere, II., 214 ff.

Staates und seiner Armee, um beide für den nahen Streit zu kräftigen und die Nation zum unvermeidlichen Kampf um die Unabhängigkeit durch eine freiere Konstitution zu stärken. Alle drei Männer einigten sich unter dem Eindruck, den die Niederlagen der Franzosen in Spanien machten, in der Überzeugung, man könne die im Imperator verkörperte Revolution nur durch Mittel ähnlicher Art bekämpfen, wie sie Frankreich zu so drückender Übermacht verholfen hatten. All das konnte schließlich Napoleon nicht entgehen, und wenn es ihm entgangen wäre, ein aufgefangener Brief des Ministers Stein an den Fürsten Wittgenstein vom 15. August 1808 hätte es ihm geoffenbart, wo es deutlich zu lesen stand, man müsse die nationale Erbitterung Deutschlands nähren und, wenn Napoleon die preußischen Vorschläge ablehne, die Pläne vom Frühlinge des Vorjahres erneuern. War das noch das Preußen, das er in jenen Thüringer Schlachten vernichtet zu haben glaubte und dessen Existenz er gleichsam nur aus Gefälligkeit zugestand? Er benützte seine Entdeckung, um den Prinzen Wilhelm am 8. September 1808 zur Unterzeichnung eines Vertrages nötigen, worin die Bedingungen, unter denen er das preußische Land bis auf die Oderfestungen räumen wollte, überaus drückend gefaßt waren: Preußen hatte 140 Millionen zu zahlen, im Falle eines Krieges mit Österreich ein Hilfskorps zu stellen und die Ziffer seiner Armee unter 42.000 Mann zu halten; es durfte daneben keine Milizen errichten.*)

Und nicht bloß in Deutschland, auch dort, wo Napoleon die größte diplomatische Klugheit aufgewendet hatte, schienen die Resultate seines Bemühens ihm entgehen zu sollen. In der Türkei war neuerdings eine Revolte ausgebrochen, Mustafa IV. vom Throne gestoßen und dessen Bruder als Mahmud II. am 28. Juli 1808 zum Sultan erhoben worden. Bei dessen Regierung nun fand Frankreich gar keinen gefügigen Willen mehr.

*) De Clercq, II., 270. Es überrascht, Napoleon in der ungünstigen Lage, in der er sich befand, Preußen so harte Bedingungen stellen zu sehen. Die Sache erklärt sich aber durch die Annahme, er habe damit nur ein Mittel gewinnen wollen, um sich später durch die Ermäßigung einzelner Bestimmungen dem Zaren gefällig erweisen zu können.

Der Gesandte mußte Vorwürfe über den Wankelmut der französischen Politik anhören und gewann den Eindruck, als ob es den Türken viel eher noch um einen Separatfrieden mit Rußland, als um die Freundschaft Napoleons zu tun wäre. Sah es da nicht aus, als ob das ganze Gebäude der napoleonischen Herrschaft über den Kontinent, so nahe seiner Vollendung, ins Wanken käme? Der Kaiser erkannte sofort das Bedenkliche der Situation, aber auch zugleich das Mittel, sie zu bessern. Die einzige Macht, die imstande war, Preußen und Österreich in Ruhe zu erhalten, bis er Spanien zur Ordnung gebracht, war Rußland. Er mußte also dieses dafür zu gewinnen suchen. Freilich hatte er sich zweideutig genug benommen: die Konferenzen der Staatsmänner über die Teilung der Türkei hatten kein greifbares Ergebnis geliefert und Frankreichs Verhalten in dem schwedisch-russischen Konflikt mußte in Petersburg die leitenden Kreise bedenklich gemacht haben. Aber der üble Eindruck ließ sich wohl tilgen. Schon die Räumung Preußens war ja ein Zugeständnis an Alexander, und durch ein zweites, größeres, hoffte Napoleon zum Ziele zu kommen. Bisher hatte er den Zar bezüglich der beiden Donaufürstentümer auf eine mündliche Besprechung vertröstet, die immer wieder verschoben worden war. Jetzt sollte sie stattfinden. Kaum war die Nachricht von der Flucht Josephs aus Madrid nach Paris gelangt, so wurde sogleich ein Eilbote nach Petersburg geschickt, der die Einladung zur Entrevue in Erfurt — Alexander selbst hatte diesen Ort vorgeschlagen — überbringen, den Abzug der Truppen aus Preußen anzeigen und die Bitte stellen sollte, in Wien gegen die Fortsetzung der Rüstungen zu protestieren. Alles kam darauf an, wie sich der Zar entschied. Denn auch Österreich hatte sich ihm genähert und England bei ihm angeklopft und Preußens König in vertrauten Briefen durchblicken lassen, daß er zu seiner Rettung genötigt sein könnte, mit dem Wiener Hofe gemeinsame Sache zu machen.*) Alles wußte, daß Alexander nicht mit dem Herzen bei dem französischen Bündnis war, und wenn er nun die Hand geboten hätte, so würde viel-

*) Bailleu, Briefwechsel, S. 162.

leicht schon jetzt geschehen sein, was fünf Jahre später eintrat.

Aber der Zar ließ sich von den Nachbarn nicht gewinnen. Er wußte genau, daß Napoleon seiner bedurfte und daß er ihn deshalb in seinen orientalischen Plänen — wenn auch widerwillig — gewähren lassen würde. Der Krieg gegen Schweden hatte eine bessere Wendung genommen und Rußland gegen Süden wieder freiere Hand. Jetzt davon neuerdings ablassen, um mit Preußen und Österreich gegen Frankreich Front zu machen, hätte das heißersehnte Ziel — den Besitz der Donaufürstentümer und vielleicht auch Konstantinopels — in unendliche Weite gerückt. Auch wollte der eitle Fürst der Opposition im Lande, die er durch die finnische Beute nur vorübergehend zur Ruhe gebracht hatte, durch einen neuen, stärkeren Erfolg beweisen, daß er zu Rußlands Größe den rechten Weg gewählt, als er sich in Tilsit an den Franzosenkaiser angeschlossen hatte. Hieß ein Abfall von ihm nicht eingestehen, daß er sich geirrt? Und je länger Jener in Spanien beschäftigt blieb, um so eher konnte er hoffen, seinen Zweck im Osten zu erreichen. Darum durfte nichts geschehen, was Napoleon in seinem Unternehmen auf der Iberischen Halbinsel störte, darum mußten Österreich und Preußen zur Ruhe gebracht werden, weil ein Krieg, den sie eröffneten, die Franzosen nach Osten rief und Rußlands Kräfte nach Westen steuerte, anstatt sie im Süden den leicht erreichbaren Lorbeer pflücken zu lassen. So vereinigte sich gerade jetzt Alexanders Interesse mit demjenigen Napoleons in dem Punkte, die Schwerter der mitteleuropäischen Mächte, solange die spanische Expedition währte, in den Scheiden zu halten. Wir sehen daher den Zar, seinen Freund Wilhelm III. von jeder kriegerischen Aktion an der Seite Österreichs eifrig abmahnen und ihn bereden, die drückende Septemberkonvention zu ratifizieren; er wollte sich in Erfurt für günstigere Zahlungsbedingungen verwenden, als sie dort stipuliert waren. Auf die preußischen Patrioten, Stein zunächst, machte er in Gesprächen den Eindruck, er wolle nur Zeit für eine spätere antifranzösische Aktion gewinnen. Daß der Krieg zwischen Österreich und Frankreich unterbleiben müsse, motivierte er ihnen gegenüber damit, daß

Frankreich sonst den spanischen Krieg aussetzen und Österreich mit allen Kräften anfallen würde, ein Argument, das Jene günstig für ihre Absichten auslegten.*) In Wien hinwieder mahnte er zur Ruhe, damit ihm, wie er sagte, die traurige Notwendigkeit erspart bleibe, die Gegenpartei zu ergreifen. Dann reiste er nach Erfurt.

Hier reihte sich vom 27. September ab Fest auf Fest. Daß das Leben des Korsen von preußischen Verschwörern bedroht war, ist erst nach der Hand bekannt geworden. Mit Pomp und Pracht machte Napoleon seinem kaiserlichen Gaste die Honneurs, wie er sie ihm in Tilsit gemacht hatte. Seine Generale und Grenadiere bildeten die militärische Dekoration, die Fürsten der deutschen Vasallenstaaten die politische. Vor einem „Parterre von Königen" spielten die Schauspieler der Comédie française die Meisterwerke der französischen Tragödie, und es ereignete sich einmal, daß bei den von Talma gesprochenen Worten des Voltaireschen „Oedipus":

> „Die Freundschaft eines großen Mannes ist
> Geschenk der Götter!"

der Zar sich erhob und Napoleons Hand ergriff, worauf sich die beiden Monarchen unter dem Beifall des Saales umarmten. Nun lag nichts den Beiden ferner als eine sympathische Empfindung füreinander, und was als die Äußerung einer solchen erscheinen mochte, war lediglich Berechnung. Alexander war keineswegs innerlich für Napoleon gewonnen, dessen Übergriffe er vielmehr als ein elementares Übel auffaßte; man müsse den Bergstrom vorüberrauschen lassen, sagte er einmal. Beide Teile aber sahen ihren Vorteil darin, vor Europa einig und verbunden zu erscheinen und regelten danach ihr Benehmen.

---

*) Lehmann, Stein, II., 566. Daß Stein richtig riet, beweist ein Brief Alexanders an seine Mutter, die ihm den Besuch in Erfurt vorwarf: „Welches andere Mittel hätte Rußland die (unabweisbare, ihm nötige) Allianz mit dem fürchterlichen Koloß aufrecht zu erhalten, als indem es für einige Zeit auf seine Ideen eingeht und ihm zeigt, daß er seine Pläne ohne Mißtrauen verfolgen könne. Dahin müssen alle unsere Anstrengungen gerichtet sein, um eine Zeit hindurch frei atmen und im tiefsten Geheimnis an der Vermehrung unserer Kräfte arbeiten zu können." Martens, XIII., 306.

Über die politischen Gespräche der zwei Herrscher liegt nicht dasselbe tiefe Dunkel gebreitet wie über ihre Tilsiter Unterredungen. Die Gegenstände sind uns nicht unbekannt geblieben, über die sie an den Nachmittagen, ohne Zeugen, berieten, und auch die Haltung kennen wir, die sie zu jedem einzelnen eingenommen haben. Napoleon, der noch in Paris einen Vertrag hatte ausarbeiten lassen, legte ihn dem Zaren vor, von dem er, nach den ersten Zusammenkünften, den Eindruck empfangen haben wollte, „er sei geneigt, alles zu tun, was man von ihm verlangen werde.“ So sagte er selbst zu Talleyrand, der die Reise mitmachte. Aber dieser Eindruck war eine Täuschung. Zwar war man über einzelnes Wichtige, das in dem Entwurfe stand, den übrigens Napoleon noch selbst überarbeitet hatte, bald einig geworden: Alexander erklärte sich einverstanden, daß die Frage der völligen Aufteilung der Türkei verschoben werde, nachdem ihm Napoleon die Donaufürstentümer überantwortet und sich bereit erklärt hatte, das Herzogtum Warschau zu räumen; auch war man rasch zu dem Beschluß gekommen, gemeinsam an England mit einem Friedensantrag heranzutreten. Aber gerade in der Sache, die Napoleon als die wichtigste für sein Interesse erschien, fand er unerwarteten Widerstand, so daß es gelegentlich zu einem so deutlichen Ausbruch seines Ärgers dem Verbündeten gegenüber kam — er warf im Zorn seinen Hut zu Boden und trat darauf — daß Alexander ihm mit seiner Abreise drohte. Die Sache betraf die Haltung Österreichs. Noch in Paris hatte der Kaiser zu Talleyrand gesagt: „Wir gehen nach Erfurt. Ich will, wenn ich von dort zurückkehre, in Spanien freie Hand haben, und sicher sein, daß Österreich im Zaume gehalten werde.“ Dieses hatte nämlich, trotz den Versicherungen Metternichs, noch immer nicht abgerüstet und auch die neuen Könige von Napoleons Gnaden noch nicht anerkannt. Dazu sollte es nun mit Rußlands Hilfe gezwungen werden, und wenn wir den Memoiren Talleyrands glauben dürfen, dem der Zar den betreffenden Vertragsartikel gezeigt haben soll, so forderte Napoleon, Alexander möge, unter einem Vorwande, ein Armeekorps nahe der österreichischen Grenze aufstellen. Damit ward nicht nur Österreich „im Zaume gehalten“, sondern

auch Rußland mit seinen deutschen Nachbarn in Streit verwickelt und von der Durchführung seiner Pläne gegen die Türkei ferngehalten. Aber diese Forderung fand kein Gehör. Der Zar verstand sich nur dazu, im Falle, daß die Donaumacht Frankreich den Krieg erklären sollte, dem Verbündeten seine Unterstützung zu leihen, während er dem österreichischen Delegierten, Herrn von Vincent, seine Überzeugung aussprach, niemand sei berechtigt, sich in die Maßnahmen eines Souveräns zu mengen.

Napoleon klagte darüber, daß sich Alexander seit Tilsit verändert habe, und schob dies auf die Wirkung der Ereignisse in Spanien; man müsse ihn zu beruhigen trachten. Und dann äußerte er noch einen andern Gedanken. „Wissen Sie," sagte er eines Tages zu Talleyrand, „warum niemand offen mit mir geht? Weil ich keine Kinder habe und man dieses Frankreich nur an meine Lebenszeit geknüpft glaubt. Das ist das Geheimnis von allem, was sich hier begibt. Mein Schicksal fordert demnach die Ehescheidung, denn ich habe keinen Nachfolger, und Joseph zählt für nichts, da er nur Töchter hat. Ich muß also eine Dynastie gründen und kann das nur, indem ich eine Prinzessin aus einem der alten Regentenhäuser Europas heirate.*) Talleyrand solle nach der russischen Seite hin Fühlung suchen. Er könne für den Fall, daß eine Heirat mit einer der beiden Schwestern des Zaren zustande komme, Diesem alle möglichen Zusicherungen in der orientalischen Frage machen. Der Diplomat versprach, bei Alexander selbst anzuklopfen. Talleyrand war nun freilich nicht mehr der treue Sachwalter von ehedem. Auch er hatte sich in den letzten Wochen innerlich von Napoleon völlig abgewendet, als er sah, daß die Vorgänge in Spanien die Stimmung in Frankreich sehr ungünstig für den Kaiser beeinflußt, an den Höfen des Auslandes aber geradezu erschütternd gewirkt hatten. Er, der doch so eifrig dazu geraten hatte, log nun, er habe den Kaiser vergeblich von dem Abenteuer abzubringen gesucht, und trachtete sich nach außen hin durch ein heimlich frondierendes Wesen zu empfehlen. Dazu ersah er hier, in

*) Siehe oben S. 131 die Äußerung Fouché's.

Erfurt, die günstigste Gelegenheit. Bei den täglichen Zusammenkünften mit Kaiser Alexander in dem Gesellschaftskreise der Fürstin Thurn-Taxis war er es, der ihn in dem Widerstande gegen Napoleons antiösterreichische Forderungen mit Argumenten unterstützte, wobei er dessen ausgreifende Politik vom Standpunkte des patriotischen Franzosen mißbilligte. „Der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen, das sind die Eroberungen Frankreichs," sagte er, „alles übrige ist die Eroberung des Kaisers, an der Frankreich nichts gelegen ist." Und da auch Caulaincourt diesen Standpunkt teilte, so war Alexander nur zu leicht zum Widerstande gegen den Imperator geneigt. Als die Frage einer ehelichen Verbindung schließlich auch zwischen den beiden Souveränen selbst zur Sprache kam, gab er keine unverbindliche zwar, aber doch nur eine aufschiebende Antwort: an seiner Zustimmung liege es nicht allein, sondern an der seiner Mutter vor allem, worauf Napoleon es ebenfalls vermied, sich bestimmter auszusprechen. So war auch hier nichts Festes gewonnen.*) Was endlich am 12. Oktober 1808 in Erfurt zustande kam, war ein neuer Allianzvertrag, der „mindestens zehn Jahre lang" geheim bleiben sollte. Darin ward zunächst ein neuerliches gemeinsames Friedensanerbieten an England beschlossen, und zwar jetzt auf der Grundlage des bestehenden Besitzes (Uti possidetis) — aussichtslos, da ja England gerade das herrschende Übergewicht Frankreichs auf dem Kontinent bekämpfte und nicht zu erwarten war, daß es die Erwerbung Finnlands und der Donaugrenze durch Rußland ohne weiteres zugestehen würde. Die Verbündeten versprachen sich auch, wenn Britannien ablehnen sollte, den Krieg gegen dasselbe mit aller Kraft weiter zu führen. Im 8. Artikel anerkannte dann Napoleon die Ausdehnung der russischen Grenze bis an die Donau, erklärte, nicht vermitteln und, wenn der Krieg zwischen dem Sultan und dem Zaren entbrennen würde, nicht daran teilnehmen zu wollen, es wäre denn, daß Österreich das Vorgehen Rußlands stören oder die Türkei unterstützen sollte; dagegen würde Rußland mit Frankreich

---

*) Talleyrand, Mémoires, I, 407 ff.

gemeinsame Sache machen, wenn Österreich gegen dieses den Krieg wagen wollte.*) Für Preußen erreichte Alexander, daß in der Tat einzelne Härten des Septembervertrages gemildert wurden; die Schuld ward auf 120 Millionen ermäßigt und die Zahlungsfrist auf 35 Monate erstreckt. Napoleon verfehlte nicht, in einem Briefe an seinen Verbündeten diese Zugeständnisse als Akte der Freundschaft für ihn zu erklären. Dagegen wurde die Bestimmung des Tilsiter Traktats annulliert, die dem König von Preußen ein Gebiet von 400.000 Seelen für den Fall in Aussicht gestellt hatte, daß Jérôme Hannover an sich brächte.

Da stand es nun verbrieft, wogegen Napoleon sich so lange gewehrt: Rußland sollte die Donaufürstentümer erhalten. Für ihn selbst war nur das eine erreicht — und dazu hätte es der Entrevue nicht erst bedurft — daß er wirklich in Spanien Ordnung schaffen konnte, ohne gerade in der allernächsten Zeit vom Osten her bedroht zu werden. Unbedingte Sicherheit lag auch darin nicht. Im ganzen war es doch eine politische Niederlage, die er erlitt, deren Einzelheiten wir heute aus den Erinnerungen Talleyrands und den österreichischen Berichten entnehmen. **) Möglich, daß eine Anzahl von Taktlosigkeiten, welche die Geschichte aufbewahrt, seiner Verstimmung hierüber entstammen. Da war es einmal, daß er den Prinzen Wilhelm von Preußen, der im Namen seines Bruders erschienen war, zu einer Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena einlud, ein andermal, daß er sich in Gegenwart Alexanders von durchmarschierenden Soldaten ihre Heldentaten gegen Rußland erzählen ließ und sie dafür mit dem Orden der Ehrenlegion belohnte. Einem seiner Rheinbundfürsten soll er

---

*) De Clercq, II., 284.

**) Ich kann mich der Schlußfolgerung Driaults (La politique orientale de Napoléon, p. 352) nicht durchwegs anschließen, der darin einen Erfolg des Franzosenkaisers sieht, daß Alexander vorläufig auf die Teilung der Türkei verzichtete und sich mit den Donaufürstentümern begnügte. Es lag in der Preisgebung der Letzteren doch ein schwerwiegendes Zugeständnis, das schließlich die Türkei den Engländern in die Arme trieb und damit Frankreichs dominierende kommerzielle Position im Orient erschütterte.

gelegentlich zugerufen haben: „Schweigen Sie, König von Bayern.“ *) Talleyrand fand für dieses Benehmen ein Wort, indem er zu Montgelas sagte: „Wir Franzosen sind zivilisierter als unser Monarch; er hat nur die Zivilisation der römischen Geschichte an sich.“

Während aber Napoleon den Souveränen durchaus nicht immer mit gewählter Art begegnete, zeichnete er die großen Männer Deutschlands, die er während seines Aufenthaltes bei sich sah, besonders aus. Am 2. Oktober wurde der Dichter des „Faust“ in Erfurt in einer Audienz von ihm empfangen. Goethe selbst hat darüber berichtet, wie ihn Jener mit den Worten „Ihr seid ein Mann!“ begrüßte, mit ihm über „Werthers Leiden“, die dramatische Kunst und die Schicksalstragödie sprach, die er in eine dunklere Zeit verwies, da in der Gegenwart die Politik das Schicksal bilde. Nach einigen Fragen Napoleons über des Dichters Beziehungen zum Weimarer Herzogshofe, und über diesen selbst, war die Unterredung zu Ende. Einige Tage später, am 6., auf einem Hofball in Weimar, wohin die Monarchen einer Einladung des Herzogs Karl August gefolgt waren, fand noch eine zweite statt. Napoleons Schauspieler hatten vorher Voltaires „Mort de César“ aufgeführt. Darüber und über das Trauerspiel überhaupt verbreitete sich das Gespräch. Der Kaiser schlug dem Dichter vor, doch den Tod Cäsars würdiger und großartiger zur Anschauung zu bringen, als dies Voltairen gelungen sei. „Man müßte der Welt zeigen“ — sagte er, und man bemerkt sein Ziel — „wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm nur genug Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen.“ Solch ein Trauerspiel sollte, nach seiner Meinung, Könige und Völker belehren. Diese Auffassung Cäsars stimmte nun ganz zu einer längst gehegten Überzeugung Goethes, die ihm schon in der Straßburger Zeit den Plan zu einer derartigen Tragödie eingegeben hatte. Er war denn auch davon und von Napoleons treffenden Bemerkungen über den „Werther“ ganz gefangen genommen. Und

*) Der von Moriolles (Mémoires, p. 156) erzählte Vorfall dürfte diesem, wie vieles andere, von dem Großfürsten Konstantin, der Zeuge war, mitgeteilt worden sein.

als vollends der Kaiser ihm zurief: „Kommen Sie nach Paris! Ich verlange es geradezu von Ihnen. Dort gibt es eine größere Weltauffassung und überreichen Stoff für Ihre Dichtungen!", da war der Eindruck auf Goethe ein so nachhaltiger, daß er in der Tat allen Ernstes einen zeitweiligen Aufenthalt an der Seine ins Auge faßte. Er stand schließlich, mancher Unbequemlichkeiten wegen, davon ab; der Größe des Imperators aber hat er nie aufgehört seine Anerkennung zu zollen.

Und wie Napoleon Goethe aufforderte, gut von Cäsar, d. h. von ihm selbst, zu denken, so wünschte er auch Wieland, mit dem er gleichfalls in Weimar ins Gespräch kam, eine bessere Meinung als die geläufige über die römischen Kaiser beizubringen. Es war dasselbe Kapitel über Tacitus, das er schon wiederholt mit Suard, Johannes von Müller u. a. erörtert hatte, immer in der Vorstellung, man könnte ihn am Ende mit den Nachfolgern des Augustus vergleichen. Auch das Christentum brachte er mit Wieland zur Sprache und nannte es „ein unübertreffliches philosophisches System, weil dadurch der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten ebenso stark verbürgt würden, wie Glück und Hoffnung der Individuen." Es lag eine deutliche Absichtlichkeit darin, wenn Napoleon in Erfurt und Weimar den deutschen Dichterfürsten weit größere Aufmerksamkeit bewies, als den unterschiedlichen Landesherren: die Welt sollte es nur sehen, daß er, trotz Krone und Zepter, sich dem Genius des Geistes näher verwandt fühlte als dem simplen Durchschnitt der Höchstgeborenen.

Sechstes Kapitel.

Feldzüge in Spanien und Österreich. Marie Luise.

Napoleon hatte in Erfurt eine Frist erworben zu seinem Kampfe gegen Spanien. Wie lange diese Frist dauern würde, war freilich unbestimmt, und er mußte daher bedacht sein, mit einem möglichst raschen und kräftigen Schlage die auf-

ständische Bewegung zu unterdrücken und seinem Bruder den verlorenen Thron wieder zu verschaffen. Und dies nicht bloß um seiner Macht, sondern auch um seiner Geltung willen. Die Welt sollte nicht annehmen dürfen, daß er einen Fehler begangen habe, als er den Spaniern ihren einheimischen König raubte, ja, daß er überhaupt je einen Fehler begehen könne; denn so sicher fühlte er sich doch nicht, und so hoch stand auch seine Seele nicht, um einen Irrtum zu bekennen, ohne Furcht, sich damit zu schaden. Dieses doppelten Zieles wegen beabsichtigte er, mit weit überlegener Streitmacht selbst über die Pyrenäen zu gehen und vor Europa den Beweis zu führen, daß ein Widerstand gegen ihn unmöglich sei. Was in Spanien besiegt worden war, war zumeist nur junges ungeübtes Kriegsvolk gewesen; jetzt zieht er die Sieger von Ulm und Austerlitz, von Jena und Friedland heran. Mit Ansprachen voll Feuer und Verheißung schmeichelt er den Truppen, denen es keine geringe Überwindung kostet, die Heimat, die sie seit drei Jahren nicht betreten, nur eben zu durchschreiten, und heimlich läßt er den Munizipien der Städte befehlen, sie auf ihrem Marsche mit Festen und Gelagen und vertrauensvollen Reden und Liedern zu feiern, damit es bei den Kriegern den Schein erwecke, als hinge wirklich Frankreichs Wunsch und Hoffnung an ihrem neuen Waffenzuge.*) Und mit den

*) Überaus bezeichnend für Napoleon sind zwei seiner Dekrete an den Minister des Innern aus dem September 1808. „Ich wünsche“ — heißt es in dem einen — „daß Sie die Präfekten der Departements, welche an der Marschlinie liegen, auffordern, besondere Fürsorge für die Truppen zu treffen und mit allen Mitteln den guten Geist, der sie beseelt, und ihre Ruhmesliebe zu nähren. Festreden, Liedervorträge, Freitheater, Gastmähler, das ist, was ich von den Bürgern zu Ehren der heimkehrenden Sieger erwarte.“ Ein paar Wochen später: „Die Truppen sind in Metz, Nancy, Reims bewirtet worden. Ich wünsche, daß sie es auch in Paris, Melun, Sens, Saumur, Tours, Bourges und Bordeaux werden; d. h. dieselben Truppen dreimal. Sie werden mir berechnen, was dies per Mann kostet. Lassen Sie in Paris Lieder verfertigen, um sie in die verschiedenen Städte zu schicken. Diese Lieder sollen von dem Ruhme sprechen, den die Armee sich erworben und von dem, den sie sich noch erkämpfen wird, und von der Freiheit der Meere, dem Ergebnis ihrer künftigen Siege. Diese Lieder sollen bei den Gastmählern gesungen werden. Sie müssen aber drei verschiedene Gattungen derselben machen lassen, damit der Soldat nicht zweimal

Truppen gingen auch ihre bewährten Führer nach Spanien: Lannes, Soult und Bessières, Ney und Lefebvre, Moncey und Victor, Berthier als Chef des Generalstabes. Im ganzen sind es außer den Garden und der Reservekavallerie acht Armeekorps, die den Kampf mit dem ungefügen Volke aufzunehmen haben — denn auch Junot, der Besiegte von Cintra, wird mit 20.000 Mann wieder in den Kampf eintreten — ein Heer von über 200.000 Streitern unter dem genialsten Feldherrn.

Was wir gegenüber diesen Anstrengungen Napoleons, sein in Spanien verlorenes Prestige wieder zu finden, von den Maßregeln der Gegner hören, ist von unendlicher Geringfügigkeit. Statt die Siege bei Baylen und an den andern Orten aufs eifrigste zu nützen und zu verfolgen, die Franzosen gänzlich aus dem Lande zu treiben und dessen Verteidigung vorzukehren, hatten sich die Spanier einem Freudentaumel hingegeben, der sie aller künftigen Gefahr vergessen und ihr Werk der nationalen Befreiung als beendet träumen ließ. Man überschätzte die verfügbaren Streitkräfte, die Kapazität der Generale, den Mut der Truppen, für die nichts verderblicher wurde als die voreilige Hingebung an den errungenen Triumph; die einzelnen Junten arbeiteten in Eifersucht widereinander, die einzelnen Feldherren desgleichen; das plötzlich herrenlos gewordene Volk, das bisher an das unbedingteste Regiment gewöhnt gewesen war, verfiel in Ratlosigkeit und Anarchie. Die Franzosen mochten immerhin ins Land rücken, man wird sie rechts und links umgehen und allesamt gefangen nehmen — so lautete, nicht etwa die Ansicht untergeordneter Leute, sondern der Beschluß eines im September abgehaltenen Kriegsrates. Ja, ernste Blätter sprachen sogar davon, „die Rache auf die andere Seite der Pyrenäen zu tragen". Dabei aber

das Gleiche zu hören bekomme." (Corresp., XVII., 14291, 14331.) Die Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Fézensac z. B. weiß in seinen Denkwürdigkeiten (p. 199) zu berichten: „Der Marsch der verschiedenen Korps durch Frankreich war ein Triumphzug. Die Behörden aller Städte wetteiferten, sie zu empfangen. Überall wurden militärische Feste veranstaltet, Gastmähler gegeben, in Beglückwünschungen, Festreden, Kriegsliedern die errungenen Siege der Großen Armee gefeiert und neue vorhergesagt." Daß dies alles der Kaiser heimlich angeordnet und aus seiner Tasche bezahlt hatte, erfuhr niemand.

ließ man das Heer — das prahlerisch auf 300.000 bis 400.000 Mann angeschlagen wurde, während es nicht viel über 100.000 betrug — ohne genügende Kavallerie, die Truppen ohne Übung im Kampfe, selbst ohne Bekleidung und Nahrung. Und anstatt sie unter das Kommando eines Oberfeldherrn zu stellen, ward ein Kriegskomitee mit der militärischen Leitung betraut, das von Aranjuez aus die Operationen dirigieren sollte. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben, der Kampf war allzu ungleich.

Napoleon hätte gewünscht, daß die Spanier ihre Absicht wahr machten und wirklich zur Umarmung der französischen Armee ausholten. Noch aus Erfurt befiehlt er, den linken Flügel der Gegner, über 30.000 Mann unter General Blake, möglichst weit nach Biscaya und Navarra vordringen zu lassen, um ihn dann durch starke Massen, die zwischen ihm und dem spanischen Zentrum durchgeschoben wurden, im Rücken zu fassen. Aber ein Ende Oktober voreilig eingegangener Kampf Lefebvres zwang den Feind zum Rückzuge von Durango auf Valmaseda und vereitelte damit die Absicht des Kaisers. Als Dieser dann am 5. November 1808 in Vittoria beim Hauptquartier eintraf, ward Lefebvre, der übrigens, von dem Nachbarkorps Victors nicht unterstützt, wieder hatte zurückgehen müssen, hart zurechtgewiesen, im übrigen aber der Plan einer Durchbrechung der weit ausgedehnten feindlichen Linie nicht aufgegeben. Das Zentrum derselben hielt Castaños mit etwa 25.000 Mann zwischen Calahorra und Tudela am Ebro, den rechten Flügel Palafox bei Saragossa. Zwischen Castaños nun und Blake, in der Richtung auf Burgos, ward die Hauptmacht der Franzosen dirigiert, während zwei Korps Blake auf dem Fuße zu folgen hatten. Die Eroberung von Burgos gelingt nach der Überwältigung einer geringfügigen Reservearmee der Spanier am 10. November, und zur selben Zeit wird Blake bei Espinosa in eine Schlacht verwickelt, die er am 11. verliert. Er ist von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und kann sich nur durch Hinterlassung seiner ganzen Bagage davor bewahren, daß ihn Soult fängt. Er flüchtet nach Astorga, wo ein kleines spanisches Korps

unter Romana die Trümmer des seinigen aufnimmt. Er gibt den Befehl an Romana ab, der sich nach Asturien wendet.

Die zweite Aufgabe, die sich Napoleon stellte, war die, nun auch Castaños, der sich inzwischen mit Palafox vereinigt hat, zu zermalmen. Zu diesem Zwecke entsendet er Ney mit seinem Korps und einigen Verstärkungen von Burgos südöstlich auf Soria, damit er von hier aus den Feind im Rücken fasse oder ihm den Rückzug abschneide, während ihn Lannes von Navarra her in der Front angreift. Der Frontangriff erfolgt und gelingt. Lannes gewinnt am 23. November die Schlacht bei Tudela; Palafox muß sich nach Saragossa zurückziehen; Castaños flüchtet nach Süden. Und sicher wäre Dieser von Ney gefangen worden, wenn der nicht, durch übertriebene Nachrichten über des Feindes Stärke getäuscht und unschlüssig gemacht, in Soria stehen geblieben wäre. Aber immerhin, beide spanische Armeen waren zum mindesten zersprengt.

Blieb noch das britische Expeditionskorps in Portugal, vor welchem ehedem Junot kapituliert hatte und das jetzt unter John Moore über Salamanca heranrückte, indes 10.000 Mann Engländer von Coruña her im Anzuge waren. Von dieser Bewegung wußte Napoleon so wenig als Moore von den Niederlagen der Spanier. Der Kaiser, der über Burgos nach Aranda vorgegangen war, vermutete vielmehr, die Briten würden von Lissabon im Tale des Tajo auf Madrid marschieren, und suchte sich vor allem in den Besitz der Hauptstadt zu bringen. Nachdem er Moncey die Einschließung Saragossas aufgetragen, avancierte er gegen die Sierra de Guadarrama, welche die Ebene von Madrid gegen Norden schützt und abschließt, während der Hauptmacht zur Rechten Lefebvre über Valladolid auf Segovia, ihr zur Linken Ney in der Richtung auf Guadalaxara vorgehen. Die Paßhöhe von Somosierra ward von 12.000 Spaniern verteidigt, die, mit Artillerie versehen, den Franzosen zu schaffen machen konnten. Sie hielten die Abhänge und die einzige steil aufsteigende Straße mit sechzehn Kanonen besetzt, hinter denen sich starke Abteilungen von Infanterie bargen. Am 30. November, vor Tagesanbruch, ließ Napoleon zunächst seine Tirailleure die Höhen emporklimmen, was ihnen, vom Nebel begünstigt,

gelang; darauf ward die Straße durch die polnische Gardekavallerie gesäubert, die dem fürchterlichen Feuer in Karriere entgegenritt, die Kanoniere niederhieb und auch die Fußtruppen des Feindes zurückwarf. Alles floh regellos. Der Weg nach Madrid war frei.

Hier hat der Kontrast zwischen dem bisher bekundeten prahlerischen Selbstbewußtsein der Regierung und der Tatsache, die Franzosen vor den Toren zu sehen, eine ungeheure Aufregung erzeugt und Greuel der Verzweiflung mit sich geführt, die nur dem Gegner zustatten kamen. Er konnte als Hersteller der Ordnung auftreten und durch die Strenge, mit der er der Anarchie imponierte, einen nicht geringen Teil der Bevölkerung beruhigen, ja sogar für sich gewinnen. Am 4. Dezember übergibt sich die von den spanischen Truppen geräumte Stadt dem Kaiser, und noch am selben Tage erläßt Dieser vier Dekrete, die einen völligen Umsturz in den öffentlichen Verhältnissen Spaniens bedeuteten: die Inquisition ist abgeschafft und ihre Güter werden als Staatsdomänen erklärt; alle Feudalrechte hören auf zu gelten; die Provinzialzollschranken fallen; die Klöster werden auf ein Drittel ihrer Anzahl eingeschränkt, und die Mönche, die freiwillig in den Stand der Weltgeistlichkeit übertreten, sollen Staatspensionen erhalten. Joseph, der dem siegreichen Heere des Bruders folgte, beklagte sich zwar, daß Dieser in seine Regentenrechte eingreife, und wollte resignieren; aber das ward ihm verwehrt. Napoleon erklärte ihm, wie den Madridern, er käme als Eroberer, da die spanische Rebellion die Akte von Bayonne annulliert habe, und sein Recht sei das des Siegers. Schwer legte sich seine Hand auf die Bezwungenen. Schon in Burgos hatte er ein Proskriptionsdekret erlassen, und die Geächteten konnten froh sein, mit der Abführung nach Frankreich davonzukommen; ihre Habe ward konfisziert. Wie in allem, was Napoleon tat, so lag auch in dieser Härte Absicht, es war die, das Regiment seines milden Bruders erwünscht erscheinen zu lassen. In einer Proklamation vom 7. Dezember wies er die Spanier an ihn und seine gemäßigte, konstitutionelle Regierung: „Es hängt nur von euch ab, daß diese Konstitution fortan euer Gesetz sei. Sind aber alle meine

Bemühungen vergebens und rechtfertigt ihr nicht mein Vertrauen, dann bleibt mir nur übrig, euch auch fortan als eroberte Provinz zu behandeln und meinem Bruder einen anderen Thron zu verschaffen. Dann werde ich selbst die Krone von Spanien auf mein Haupt setzen und die Böswilligen Respekt vor ihr lehren, denn Gott hat mir hinreichend Kraft und Willen verliehen, um alle Hindernisse zu besiegen.“ Die Wirkung blieb nicht aus. In Madrid schworen Bürger, Beamte und selbst Geistliche König Joseph den Treueid, und auch aus den Provinzen, freilich nur soweit die Franzosen vorgedrungen waren, langten die von Napoleon geforderten Juramente ein. Sein Gedanke war, ein Volk, das durch seinen Glauben zur höchsten Energie des Widerstandes entflammt werden konnte, durch eben diesen Glauben, auf den sich der Treuschwur gründete, zur Untertänigkeit zu verpflichten.

Während er so in Madrid waltete, war Moore mit seinen Engländern längst bis nach Salamanca vorgedrungen, hier aber bei der Nachricht von den verschiedenen Niederlagen der Spanier stehen geblieben. Der Kaiser erfuhr auch jetzt noch nichts hiervon und glaubte noch immer, die Briten würden direkt auf die Hauptstadt losgehen. Noch am 14. Dezember dirigierte er Victor und Bessières nach Talavera und darüber hinaus, während er Ney, der einen Teil seiner Truppen wider die Trümmer des Castañosschen Korps zurücklassen soll, mit den übrigen nach Madrid herankommandierte. Erst ein paar Tage später vernahm er den richtigen Sachverhalt durch Soult, der in einer Stellung bei Valladolid die Verbindung zwischen der Hauptarmee und Frankreich aufrechterhielt. Das Manöver der Engländer erschien ihm zunächst sonderbar; sofort aber erkannte er auch, wie verderblich es ihnen werden konnte. Soult, den er noch kurz zuvor angewiesen hatte, nach Gallicien zu marschieren, erhält jetzt nebst Verstärkungen die Ordre, Moore möglichst weit nach Osten zu locken, indes er selbst mit 40.000 Mann Madrid in nordwestlicher Richtung verlassen will, um jenseits des Gebirges, in Altkastilien, dem Gegner in den Rücken zu fallen.

Der Plan war gut, aber er sollte nur teilweise gelingen. Moore hatte jenen früheren Befehl Napoleons an Soult, nach

Gallicien zu gehen, in die Hände bekommen und war daraufhin zunächst nicht nach Valladolid weitergezogen, sondern nordwärts abgeschwenkt, um sich zunächst mit der Kolonne, die von Coruña im Anmarsch war, zu vereinigen, ehe er den Angriff auf Soult wagte. Das entfernte ihn von Napoleon. Dieser hinwieder mochte sich den Marsch durch den Guadarrama-Paß und die altkastilische Ebene leichter gedacht haben. Er fand mannigfache Schwierigkeiten vor. In den Bergen hatten seine Truppen von Schneesturm und Glatteis zu leiden. Er mußte seine Gardereiter absitzen und, die Pferde führend, Weg bahnen lassen, er selbst zu Fuß in ihrer Mitte. Das war am 22. Dezember, als man über den Paß von Espinar zog. Am Tage darauf trat Tauwetter ein, und die reißend gewordenen Flüsse, die zu durchwaten waren, da alle Brücken fehlten, waren eine neue Beschwerde. All das hemmte und hinderte, und nur mit Mühe kam man bis Astorga. Unterdes hatte Moore von dem wahren Stande der Dinge Kenntnis erhalten und wandte sich nach Coruña. Der Vorsprung, den er hatte, begünstigte sein Entrinnen aus der Gefahr, zwischen den Heeren von Soult und Napoleon zerrieben zu werden, und es blieb den Franzosen nur noch übrig, ihn hart zu verfolgen, was der Kaiser Soult allein überließ, während er selbst von Astorga nach Benavente und dann nach Valladolid zurückkehrte. Hätte er ahnen können, daß die Engländer, als sie in Coruña anlangten, die Transportflotte noch nicht vorfinden — sie kam erst am nächsten Tage an — und genötigt sein würden, sich zur Schlacht zu stellen, und daß Soult mit seinen 16.000 Mann, trotz heftigen Kämpfen, nicht imstande sein würde, ihre Einschiffung zu hindern, er hätte sich wahrscheinlich selbst an die Spitze der Verfolgung gesetzt. All das aber sah er nicht voraus, hielt vielmehr seine persönliche Aufgabe für beendet und verließ, nachdem er Soult befohlen hatte, Portugal zu besetzen, am 17. Januar das Land, um nach Paris zu eilen.

Von der zwiefachen Absicht, die er mit dem Feldzug in Spanien verfolgt hatte, war nur eine erreicht: er hatte mit ein paar raschen Schlägen die Sieger von Baylen besiegt und den Nimbus seiner Unüberwindlichkeit wieder hergestellt.

Die zweite aber war nicht erfüllt: Spaniens Widerstand war nicht gebrochen. Schlachten waren gewonnen, Armeen geschlagen, zersprengt, vertrieben worden, aber das Land war nicht erobert, das Volk nicht unterworfen. Noch konnten sich im Süden die Trümmer der besiegten Heere sammeln und zu neuen Kämpfen stärken, die Engländer mit ihrer Flotte in Portugal oder anderwärts ans Land gehen. Es hätte — urteilt der große Kriegskritiker Jomini — eines systematischen Feldzuges von der Dauer zweier Jahre bedurft und der Ausgabe von 300 bis 400 Millionen, die man zur Ernährung der Armee benötigte, um die Unterjochung durchzusetzen. Aber wir wissen, wie gedrängt Napoleon in der Zeit war, auf welch schwankender Basis sein europäisches Übergewicht beruhte. Denn es war eine der Folgen seiner weltumfassenden Politik, daß sie ihm neue Aufgaben zuwies, noch ehe er die alten zu lösen imstande war.

Lange Zeit galt die Erzählung, Napoleon habe am 2. Januar 1809 in Astorga Briefe erhalten, deren Inhalt ihn besonders nachdenklich gemacht und schließlich dazu bestimmt habe, mit der Garde umzukehren; in diesen Briefen sollen Nachrichten von neuen energischen Rüstungen der Österreicher und von geheimen Verabredungen der alten Feinde Talleyrand und Fouché gestanden haben, die den Imperator davon abhielten, sich in die Berge des Westens zu verlieren. Lanfrey und andere Historiker haben dies als napoleonische Geschichtsmacherei bezeichnet und gemeint, der Kaiser wollte nur — wie im Jahre 1805 an der englischen Küste — einen Vorwand finden, um der Situation in Spanien zu entrinnen und mit neuen Schlägen gegen Österreich seinen Kriegsruhm mächtiger zu beleben. Diese Ansicht trifft jedoch nicht das Richtige. Denn es hat sich aus neueren historischen Quellen, z. B. aus den Aufzeichnungen Pasquiers und Marets und aus Dokumenten Metternichs ergeben, daß die Intrigue Talleyrands, Fouchés und anderer, die jetzt das spanische Unternehmen, wie die ganze Weltpolitik des Kaisers, als für Frankreich nachteilig erklärten, und deren Anfänge wir

bereits in Erfurt kennen lernten, durchaus nicht bedeutungslos war. Freilich, wenn Metternich in der Intrigue bereits eine Verschwörung und in einer Schar von Malkontenten schon eine politische Umsturzpartei erblickte, mit der man zu rechnen habe, und seinem Hofe dies so darstellte, so war das weit übertrieben und nur geeignet, in Wien denselben Irrtum hervorzurufen, der im Jahre 1805 Mack bis an die Iller vorgehen ließ.*) Aber immerhin war doch so viel an der Sache, daß die beiden Staatsmänner die Möglichkeit, Napoleon könne jenseits der Pyrenäen ums Leben kommen, sehr ernst und Murat bereits als dessen Nachfolger ins Auge faßten. Dieser und seine Gemahlin Karoline, noch immer erzürnt darüber, daß ihnen anstatt Spaniens nur Neapel gereicht worden war, versagten sich dem Plane nicht, der durch Josephine, Lätitia oder Eugen — darüber gehen die Nachrichten auseinander — verraten wurde.**) Die Nachricht von alledem mußte auf den

*) „Wir sind also endlich an einer Epoche angelangt" — heißt es in einer Denkschrift des österreichischen Gesandten vom 4. Dezember 1808 — „wo sich im Innern des französischen Kaiserreichs selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriguanten, sondern Männer, die imstande sind die Nation zu vertreten, verlangen unsere Unterstützung; diese Unterstützung ist unser eigenstes Interesse und zugleich das der Nachwelt." (Metternich, Nachgel. Papiere, II., 255, 264, 317.)

**) Das Wahrscheinlichste berichtet hierüber Pasquier, Mémoires, I., 354 ff. Nach ihm wäre durch den Vizekönig ein nach Neapel gesandter Brief aufgefangen und dem Kaiser nach Spanien gesendet worden. Eugen sei durch La Valette aufgefordert worden, auf der Hut zu sein. Da Karoline sich damals in Paris befand, so scheint es ein Schreiben von ihr an den Gatten gewesen zu sein, um das es sich handelte. Napoleon nahm die Sache von seinen Verwandten hin, ohne weiter davon zu sprechen, auch Fouché war ihm zu wichtig und zu gefährlich, um ihn im Augenblick einer europäischen Verwicklung, die ihn möglicherweise wieder von Paris entfernte, zu beseitigen. Nur Talleyrand trug eine Standrede voll heftigen und beleidigenden Zornes davon: „Sie sind ein Dieb, ein Niederträchtiger, für den es nichts Heiliges gibt. Sie würden ihren Vater verkaufen. Ich habe Sie mit Gütern überhäuft, und es gibt nichts, dessen Sie nicht gegen mich fähig wären. Seit Monaten, wo Sie annehmen, daß meine Sache in Spanien schlecht steht, sagen Sie jedem, der es hören will, Sie hätten das Unternehmen stets getadelt, während Sie es waren, der mir den ersten Gedanken dazu eingab und mich fortgesetzt dahin trieb. Und wer anders als Sie hat mir den Aufenthalt jenes Unglücklichen (Eng-

mißtrauischen Kaiser Eindruck machen und ihn ebenso nach Frankreich zurückrufen, wie ihn im Jahre 1800 eine Mitteilung ähnlichen Inhalts nach der Schlacht bei Marengo zur Heimkehr bestimmt hat. Er verläßt am 16. Januar Valladolid und ist am 24. in Paris.

Wichtiger aber noch als dies eine Moment war für Napoleon das zweite: Österreich hatte nicht nur die von Rußland und Frankreich gemeinsam ihm nahegelegte Anerkennung Josephs als Königs von Spanien abgelehnt, sondern auch, während der Kaiser in Spanien focht, eifrig weitergerüstet und schien zum Krieg entschlossen. Ahnte man, daß in der Umgebung Napoleons der Gedanke aufgetaucht war, das föderative System des Empire dadurch fester zu begründen, daß man Österreich zerstückelte? Wenigstens erklärte Stadion dem Kaiser Franz im Oktober 1808, „er sehe kein anderes Mittel, die Monarchie zu retten und ihre zukünftige Existenz zu sichern, als beizeiten der Gefahr zuvorzukommen und, ohne den Ausbruch der feindseligen Pläne Napoleons abzuwarten, die gespannten politischen Verhältnisse gegen Frankreich schnell und auf immer zur Entscheidung zu bringen“. *) Dazu schien jetzt der Augenblick gekommen. Schon daß Jener an Spanien gefesselt war, war eine Gunst der Verhältnisse. Metternich, der eigens nach Wien kam, um nach seinen Erfahrungen Rat zu geben, schilderte die französischen Streitkräfte als durchaus nicht weit überlegen und meinte, der spanische Krieg halte soviel davon fest, „daß die Macht Österreichs, soviel geringer als diejenige Frankreichs vor der spanischen Erhebung, derselben jetzt, in den ersten Augenblicken eines Krieges, zum mindesten gleich sein würde“. Er berechnete in einer seiner Denkschriften (vom 4. Dezember 1808), daß Napoleon nur etwas über 200.000 Mann gegen den

liens) verraten? Wer ermunterte mich zur Strenge gegen ihn? Ich könnte Sie jetzt wie Glas zerbrechen, ich habe die Gewalt dazu, aber ich verachte Sie zu sehr, um mir dazu die Mühe zu nehmen.“ (Siehe oben S. 44.) Diese Vorwürfe waren verdient, denn erst kurz zuvor, am 8. Dezember, hatte Talleyrand dem Kaiser einen Brief voll Schmeicheleien nach Madrid geschrieben, der ihn in seinen spanischen Plänen nur bestärken mußte. (Bertrand, p. 478.)

*) Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns, II., 251.

Osten zur Verfügung habe, und Minister Stadion trug dem Kaiser an demselben Tage seine Überzeugung vor: es sei nunmehr an der Zeit, „die seit Anfang des Jahres mit so glücklicher Beharrlichkeit aktivierten Kräfte des österreichischen Staates in unmittelbare Anwendung zu bringen". Dazu schrieb Stadions Bruder Friedrich aus München am 15. Januar, es wäre alles von Bayern zu haben, wenn Österreich energisch vorgehen und mit einer imponierenden Macht einrücken wollte,*) und Wessenberg aus Berlin, es herrsche dort nur die eine Besorgnis, Österreich könnte den Krieg nicht wirklich beginnen.**) Auch die finanzielle Not drängte zur Aktion. Denn nur bis zum Frühling konnte man den Hochstand der Armee noch fristen; dann mußte etwas geschehen; auf englische Subsidien, um die man sich schon seit Wochen bewarb, war erst nach Ausbruch des Krieges zu zählen. Und dann, gab es denn für Österreich nicht auch noch andere Hilfe als die spanische Diversion und Englands materielle Unterstützung? Mit dem Ministerium Stein in Preußen, das eine national-deutsche Erhebung im Sinne gehabt hatte, war freilich nicht mehr zu rechnen; Stein war, auf Napoleons Andringen, gefallen und kam als ein Geächteter nach Österreich. Aber sein Sturz hatte am Königsberger Hofe doch keinen eigentlichen Systemwechsel mit sich gebracht. Und war es nicht ein deutliches Zeichen der Verständigung, wenn der preußische Minister Graf Goltz dem österreichischen Gesandten Anfang Dezember die Konvention mit Frankreich vom 8. September offen mitteilte und versicherte, der König werde, wenn er sich auch nicht gleich zu Beginn seiner Verpflichtung entziehen könne, doch die erste günstige Gelegenheit ergreifen, um an Österreichs Seite zu treten? Jedenfalls zog man diese Versicherung in Wien in Rechnung.***) Man

*) Metternich, Nachgel. Papiere, II., 259; Binder-Kriegl-stein, Regensburg, S. 5.

**) Arneth, Wessenberg, I., 105.

***) Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, S. 361, zitiert den Brief von Goltz an seinen Vetter, der die Stelle dem österreichischen Bevollmächtigten Wessenberg mitteilte. Gaede, Preußens Stellung 1809, S. 43, bezweifelt, daß Goltz vom Könige zu solchen Erklärungen autorisiert gewesen war, was S. 54 erhärtet wird.

konnte ja nicht wissen, daß Ansicht und Absicht des Königs durchaus nicht immer durch dessen Minister repräsentiert waren. Als Alexander I. von Erfurt über Königsberg nach Hause gereist war, hatte er Friedrich Wilhelm eingeladen, ihn in Petersburg zu besuchen. Sein Zweck war, den Freund von seiner kriegslustigen Umgebung zu entfernen und zum Festhalten an dem Vertrage vom September zu bewegen. Das gelang. Der König, der Mitte Februar 1809 in sein Land zurückkehrte, wollte fortan von einer Teilnahme am Kampfe nichts mehr wissen; er ermahnte Österreich, den Frieden zu bewahren und sich höchstens darauf zu beschränken, einen Angriff Napoleons abzuwehren, er selbst wolle sich nicht von Rußland trennen und müsse mit seinen Verpflichtungen gegen Frankreich rechnen. Nun beruhte aber Stadions Programm gerade darauf, dem Feinde der alten Staatenordnung nicht so lange Zeit zu lassen, bis er neuerdings mit überlegener Macht den Donaustaat anfallen durfte, sondern zu einer Zeit loszuschlagen, wo die spanische Verlegenheit noch andauerte und des Gegners Kräfte band.

Die Erklärung Friedrich Wilhelms machte aber nicht bloß die Hoffnung auf Preußen zunichte. Auch ein zweiter Faktor in der Rechnung Österreichs erwies sich als unrichtig. Aus den Denkschriften Metternichs war hervorgegangen, welche Haltung Talleyrand gegen Alexander von Rußland eingenommen hatte; und daß in Erfurt nicht alles ganz glatt zwischen den beiden Kaisern abgelaufen war, bezeugte auch der heimgekehrte Vincent, dem dort der Wink gegeben worden war, der Zar sehe Österreichs Rüstungen nicht ohne Beifall. Man zweifelte darum an der Echtheit der russisch-französischen Freundschaft, trotz ihrer Ostentation, und hoffte, der Zar werde, wenn nicht gerade sein System ändern, so doch in einem französisch-österreichischen Kriege neutral bleiben. Da erklärte aber Alexander, dem Napoleon durch Caulaincourt für wirksame militärische Hilfe das halbe Galizien in Aussicht stellen ließ, dem Abgesandten Fürsten Schwarzenberg — immer in der Absicht, was ihm mit Preußen gelang, auch mit Österreich zu versuchen — rundweg, er werde seinen Verpflichtungen gegen den französischen Kaiser nachkommen

müssen, da ohne Zweifel der Wiener Hof der angreifende Teil sei und für diesen Fall der Erfurter Vertrag seine militärische Unterstützung für Frankreich fordere (2. März). Erst später, als er bemerkte, daß sich Österreich trotzdem nicht vom Kriege abhalten ließ, gab er, da es ihm doch nur um möglichst viel Spielraum im Orient, nicht aber darum zu tun war, Napoleons Weltherrschaft zu fördern, die heimliche Erklärung ab, er werde es nach Möglichkeit vermeiden, Österreich harte Schläge zu versetzen (15. April); seine Truppen hätten Befehl, jeder feindlichen Aktion, soweit es an ihnen liege, auszuweichen (20. April).*)

Aber wenn auch Zar und König dem Kampfe mit Frankreich widerstrebten, gab es nicht dennoch in ihren Ländern Elemente, die anders dachten und so stark waren, daß man mit ihnen rechnen konnte? Das welthistorisch Wichtige war, daß weder Alexander noch Friedrich Wilhelm in diesem Augenblicke die Stimmung und den Willen ihrer Völker vertraten. So wie in Österreich seit dem Bayonner Attentate die öffentliche Meinung zum Kriege drängte,**) so war auch in Norddeutschland und Rußland die Feindschaft gegen Napoleon eine nationale Empfindung geworden, die sich immer bestimmter geltend machte. „Wenn der König“ — hieß es in Preußen — „noch länger zaudert, einen der öffentlichen Meinung, die sich laut für Krieg gegen Frankreich erklärt, entsprechenden Entschluß zu fassen, so wird unfehlbar eine Revolution ausbrechen!“ Der dies schrieb, war Goltz, der preußische Minister des Äußern, und die Adresse war die Königin. Prinz August drang in seinen Vetter, die Dinge nicht bis dahin kommen zu lassen, daß die Nation ohne ihn handle. Selbst persönliche Gegner Steins, wie Minister Beyme, beschworen Friedrich Wilhelm, sich von Rußland zu trennen und die Huldigung seiner alten Provinzen jenseits der Elbe entgegenzunehmen. Andere wieder wiesen ihm die Gefahr, die darin lag, daß das Haus Österreich, wenn es allein in

*) Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, S. 351.

**) Am 18. März 1809 schrieb der französische Geschäftsträger Dodun aus Wien nach Hause: „Im Jahre 1805 wollte bloß die Regierung den Krieg, weder die Armee, noch das Volk; 1809 wollen ihn Regierung, Armee und Volk.“ (Pariser Archiv des Auswärtigen.)

diesem Befreiungskriege siegen sollte, sich auch in Norddeutschland festsetzen könnte, da schon jetzt Schlesien nach der österreichischen Herrschaft zurückverlange. Ernst Moritz Arndt rief es ja offen in die Welt hinaus: „Freiheit und Österreich! soll unser Feldgeschrei sein; das Haus Habsburg soll herrschen!" Ein Sturm von Enthusiasmus ging durch Deutschland und tat in Wien seine Wirkung, trotz der abmahnenden Warnung des Preußenkönigs, der jetzt wieder, wie vor Jena schon einmal, unter dem Einfluß einer grundlosen Denunziation an Abdankung dachte. War es soweit geirrt, wenn Stadion, diesen Eindrücken folgend, mehr das deutsche Volk als dessen Fürsten in seinen Kalkül aufnahm und endlich auch den kaltherzigen Kaiser Franz zu der Entschließung fortriß, Napoleon, „wie man zu sagen pflegt, das Messer an die Kehle zu setzen"?*) Stadion war — und darin unterschied er sich von Metternich — kein Preußenfreund, wohl aber — und hierin eines Sinnes mit Stein — voll tiefen Gefühls für die Zusammenfassung aller deutschen Volkskraft zum Kampfe um die Unabhängigkeit. Es mochte ihm, dem mediatisierten Reichsgrafen, ein sympathischer Gedanke sein, daß dieser Kampf von Österreich, der Stammacht der Kaiser, durchgerungen werde, während der König von Preußen zauderte und schwankte, wo dann im Falle des Gelingens die österreichische Vorherrschaft in der Nation für alle Zeit gelten mußte. Was Österreich sonst vom Kriege erhoffte, war, wie es in einer Instruktion für den zur Unterhandlung mit England bevollmächtigten Grafen Wallmoden vom 29. Januar heißt, „sich wieder auf den Punkt von innerer Stärke und Konsistenz zu schwingen, auf welchem man nach den letzten Friedensschlüssen vor dem Preßburger Frieden gestanden hatte . . . mit der Bemerkung jedoch, daß man sich noch einzelne kleine Arrangements zur Verbesserung unserer Grenze

*) Resolution auf einen Vortrag Stadions vom 4. Februar 1809. (Wiener Staatsarchiv.) Auch der Einfluß der Kaiserin Maria Ludovica, die durchaus napoleonfeindlich gesinnt war, wie ihr ganzes Haus mag dabei mitgewirkt haben. Napoleon, der diesen Einfluß kannte, hat es später wiederholt bereut, daß er im Jahre 1807 des Kaisers Ehe mit einer sächsischen Prinzessin gehindert hatte. (Gourgaud, Journal, I., 202, 328.)

und unserer Lage gegen Deutschland bei vorteilhaften Umständen vorbehalten wolle, um so mehr, als zwei jüngere Branchen des Erzhauses ihrer rechtmäßigen Besitzungen in dem Laufe der Revolutionskriege beraubt worden sind und entweder in Deutschland oder in Italien ihre Wiedereinsetzung in das angeerbte Territorium oder eine Entschädigung finden müssen." Dann weiter: „Österreichs Wunsch ist, wenn es ihm gelingen sollte, das Tributärsystem Napoleons zu zerstören, jeden rechtmäßigen Eigentümer wieder in dem Besitz der ihm vor der Zeit der Usurpationen Napoleons zugehörigen Lande zu sehen. Dieser Grundsatz hat vor allem auf Spanien, dann in Italien auf den König von Neapel, den Papst, den König von Sardinien, in Deutschland auf den König von Preußen, den Kurfürsten von Hessen, den Herzog von Braunschweig, den König von England in betreff Hannovers, dann auf das gegenwärtige Herzogtum Warschau zugunsten Preußens Bezug. Der Wiener Hof dehnt ihn auch auf diejenigen deutschen Fürsten aus, welche er bei dem bevorstehenden Kriege als Feinde zu behandeln im Falle wäre und deren Rückkehr in ihre angeerbten Lande nach geendigtem Kriege, wenngleich mit einigen Bedingungen nach Maßgabe des von ihnen eingehaltenen Betragens, er im voraus zu versichern bereit ist."*)

Wie weit Napoleon von diesen Absichten der Donaumacht unterrichtet war, als er in Spanien Halt machte, läßt sich freilich nicht bestimmt sagen. Nur, daß ihm — in der Regel über München — manche Nachricht über deren Rüstungen, über österreichische Wühlereien in Tirol, heimliche Verständigungen zwischen dem tirolischen Adel und der Wiener Regierung und manches andere auf Feindseligkeit deutende Zeichen zuging, ist erwiesen. Er hatte während des Feldzugs Österreich nicht aus dem Auge verloren, und wenn auch die

*) W. St.-A. Man war sogar bereit, „dem Könige von Sardinien eine hinreichende Vergrößerung seiner ehemaligen Lande zu gönnen, damit er nicht bei jedem Kriege gezwungen werde, sich unter den Fahnen Frankreichs zu schützen und der französischen Macht als Avantgarde zu dienen." Es ist also mindestens übertrieben, wenn auf Grund dieses Aktenstückes „die Doppelherrschaft über Italien und Deutschland" als das Ziel Österreichs 1809 bezeichnet wurde. (Oncken, Zeitalter der Revolution, II., 439.)

Rheinarmee und ein Grenadierkorps, die er in Deutschland unter Davout und Oudinot zurückgelassen hatte, kaum 100.000 Kombattanten zählten, so hoffte er doch, sie bald wesentlich verstärken zu können. Er forderte vom Senate die Konskription für 1810 — 80.000 Mann blutjunges Volk von kaum achtzehn Jahren — und ließ sie unter die Rheinarmee aufteilen. Außerdem errichtete er fünfte Bataillons bei jedem Regiment, zog zwei Divisionen und die Garde aus Spanien und ließ zwei weitere Divisionen, die sich bereits auf dem Marsche dahin befanden, nach Deutschland umkehren, so daß er hier zu der Zeit, da er den Beginn des Krieges annahm, Mitte oder Ende April, über etwa 200.000 Mann gebieten konnte, die italienische Armee nicht eingerechnet. In Paris und nach außen ward verkündet, daß die spanische Affaire beendet, das Land unterworfen sei. Er war fest zum neuen Kampf entschlossen, wenn Österreich sich nicht fügte, und bereitete ihn aufs sorgsamste vor. Auch hier galt es ihm, die Unantastbarkeit seiner Hoheit zu demonstrieren: niemand sollte fürder die Hoffnung hegen dürfen, ungestraft gegen ihn agitieren zu können, während er anderwärts beschäftigt war. Und hierzu gesellte sich noch ein anderer Beweggrund.

Während die früheren Kriege sich selbst ernährt und überdies reichen Geldgewinn abgeworfen hatten, hatte der spanische Feldzug nicht nur keine Kriegsentschädigung eingebracht, sondern im Gegenteil sehr viel Kosten verursacht. Dadurch verschlechterten sich die Finanzen und heischten Aufbesserung. Es ergab sich ein starkes Defizit. Die Rente fiel bis auf den Kurs von 78 und konnte nur mühsam gestützt werden. „Er braucht Geld,“ sagte der russische Kanzler Rumjanzow Mitte Februar zu Metternich über Napoleon, „er hat es mir nicht verschwiegen; er will den Krieg gegen Österreich, um es sich zu verschaffen.“*) In Wien hinwieder rief der ehemalige Leiter der Finanzen und nunmehrige Konferenzminister Zichy gleichfalls: „Krieg, da die Situation der Geschäfte ihn erfordert!“ So berührten sich die hohen Ziele der

*) Metternich, Nachgel. Papiere, II., 281. Der russische Gesandte hatte noch hinzugesetzt: „Und wenn er damit zu Ende ist, wird er es wohl bei uns suchen.“

Weltbeherrschung auf der einen, der Weltbefreiung auf der andern Seite aufs engste mit der materiellen Notdurft des staatlichen Lebens. Der Waffenstreit war unvermeidlich, da schließlich beide Teile ihn wollten. Nur war es für Napoleon, wie ehedem so oft, jetzt doppelt wichtig, Österreich als Angreifer hinzustellen — was ja im Grunde auch der Wahrheit entsprach — nicht allein, um von Rußland die versprochene Hilfe heischen zu können, sondern auch um vor den Franzosen wieder als derjenige zu erscheinen, der vom Auslande zu immer neuen Kämpfen verleitet wird. Außerdem brauchte er noch Zeit zu seinen Rüstungen, die nur langsam vonstatten gingen. Die Rekruten waren erst Mitte Februar versammelt und mußten vorerst eingeübt werden. Erst Anfang März gibt er Befehl zur Konzentrierung der Streitkräfte in Süddeutschland, und erst in den letzten Tagen dieses Monats ordnet er den strategischen Aufmarsch an, den der Generalstab bis zum 15. April fertigzustellen hat. Früher, hofft er, würden die Feindseligkeiten nicht beginnen, eher später, etwa Ende April oder anfangs Mai, wie er am 27. März an Eugen Beauharnais schreibt.*) Dann sollten die 200.000 Mann der deutschen Armee um Regensburg, wo er sein Ziel sieht und sein Hauptquartier aufschlagen will, gruppiert sein und nur, wenn die Österreicher wider Erwarten früher losschlügen, die Lechlinie mit Donauwörth als Stützpunkt besetzen. Gelänge es, in die Regensburger Aufstellung zu gelangen — Davout bei Nürnberg, Massena, der die nachgeschobenen Truppen befehligt, bei Augsburg, Oudinot und die Bayern bei Regensburg — so könnte der Feind, dessen Hauptmacht Napoleon in Böhmen weiß, entweder bei Cham in Bayern einbrechen und auf Regensburg losgehen, wo ihn dann die rasch vereinigten französischen Abteilungen im Tal des Regen aufhalten würden, oder auf Nürnberg oder Bamberg marschieren, wo er Gefahr liefe, von Böhmen abgeschnitten zu werden, oder er könnte nördlich gegen Dresden debouchieren, wo man dann in Böhmen einfallen und ihm nach Deutschland folgen würde;

---

*) Du Casse, Mémoires du Pce Eugène, I. Berthier schrieb am 21. März an Massena, die Österreicher würden vor Ende April nicht losschlagen. Saski, Campagne de 1809, I., 328.

wollten sich die Österreicher rechts und links an die beiden Flügel machen, so müßte man den Kampf im Zentrum annehmen, da dann immer noch der Rückzug an den Lech und die Versammlung bei Augsburg freiblieben.*) Alles hing nun davon ab, wann die Österreicher den Krieg eröffneten — denn der erste Schritt mußte ihnen, Rußlands wegen, eingeräumt bleiben — und in welcher Richtung sie ihn taten.

In den Bureaus des österreichischen Generalquartiermeisterstabes hatte man den neuen Feldzug gegen Frankreich längst überlegt. Schon im Oktober 1808 war ein Plan entstanden, wornach Davout in Sachsen angegriffen und die norddeutschen Fürsten und Völker gegen Napoleon fortgerissen werden sollten. Die Ungarn hatten auf dem Landtage im September über die nationale „Insurrektion“ hinaus 20.000 Rekruten für die Linie bewilligt und damit das Machtgefühl der Regierung gesteigert. Dann war es aber doch wieder zu mannigfachen Schwankungen gekommen, wie es überhaupt in der nächsten Umgebung des Kaisers Franz zwei Strömungen gab, deren eine — Stadion — für möglichst rasche Offensive, die andere — Erzherzog Karl — nur für ausgiebige Rüstungen zum Zwecke der Verteidigung, wenn man endlich angegriffen würde, stimmte. Der ganze Januar verging noch in dieser Unentschlossenheit. Man hatte nur die eine Gewißheit gewonnen, daß man mit den Rüstungen vor Ende März nicht fertig sein würde. Erst Anfang Februar entschied sich der Kaiser für den Offensivkampf. Nun ward ein neuer Operationsplan entworfen, demzufolge ein Korps unter Erzherzog Ferdinand gegen Warschau marschieren, eine andere Heeresabteilung unter Erzherzog Johann Tirol insurgieren und in Italien eindringen, eine dritte unter Hiller am Inn Aufstellung nehmen, das Gros aber unter Erzherzog Karl in Böhmen konzentriert werden sollte, um von hier aus je nach der Stellung, welche die feindliche Hauptmacht einnehmen würde, zu operieren (8. Februar). Während sich nun die einzelnen Korps in Böhmen endlich zu sammeln begannen, vernahm man von dem Vorrücken der Franzosen in Schwaben, von Befestigungen

*) Instruktion für den Generalstab 30. März 1809, Corresp., XVIII., 14975.

bei Ingolstadt und Augsburg, vom Marsche Davouts nach Würzburg, kurz von der Konzentrierung der feindlichen Armee in der Donauebene, und Einzelne befürchteten, sie könnte am rechten Donauufer vordringen, mit ihren überlegenen Kräften das vereinzelte Korps Hillers werfen und auf die Hauptstadt losgehen, indes die Hauptmacht, wenn sie aus Böhmen an die Donau marschierte, dort einen schwierigen Übergang finden und zu spät kommen dürfte.*) Andere wieder empfahlen den kühnen Vormarsch aus Böhmen heraus. Lange schwankte man über den zu wählenden Plan. Da übrigens die Aussicht auf eine Unterstützung von Preußen her unsicher geworden war, entschied man sich um die Mitte März dafür, mit vier von den in Böhmen gesammelten Korps nicht geradezu auf die Franzosen loszurücken, sondern sich erst auf dem Umwege über Linz mit der Hillerschen Abteilung zu vereinigen und so die Offensive, statt durch den Böhmerwald, über den Inn hinaus zu ergreifen. Nur zwei Armeekorps, die man zurückließ, sollten unter Bellegarde und Kollowrat, 49.000 Mann, den direkten Weg einschlagen und auf Regensburg marschieren, mit denen man sich dann vor der Entscheidung zu verbinden gedachte. Die Folge dieses Entschlusses war, daß man mindestens eine Woche Zeit verlor. Endlich am 9. April standen die Österreicher, etwa 120.000 Mann stark, am Inn zum Übergange bereit, als der Erzherzog

*) Diese Gründe will der österreichische Oberst Stutterheim von „wohl Unterrichteten" vernommen haben. Über den Operationsplan war es zu Differenzen zwischen dem Generalquartiermeister Mayer von Heldensfeld einerseits und dem Erzherzog Karl und seinem Adlatus Grünne anderseits gekommen. Mayer selbst erzählt, er sei zunächst mit seinen Einwendungen vom Erzherzog raschweg abgewiesen worden; dann aber wurde er nach der Militärgrenze versetzt und ist erst nach Wagram in den Kriegsrat der Armee zurückgekehrt. (Siehe Binder, Regensburg, S. 91.) Mayer hatte ursprünglich den Kriegsplan vom Oktober verfaßt und war auch später der festen Meinung geblieben, man solle aus Böhmen geradezu vordringen, eine Meinung, die der Erzherzog nicht teilte. Der etwas ungestüme Eifer, mit dem Mayer seine Ansicht verfocht, hat dann, auf des Erzherzogs Verlangen, seine Entfernung (21. Februar) veranlaßt. (Siehe meine Bemerkungen zu Krones' „Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege", in der Histor. Zeitschr., Bd. LVIII., S. 554.)

Karl, der nicht eben mit großer Lust den Oberbefehl übernommen hatte, den Krieg erklärte.

Wenig Tage vorher hatte sich der Prinz in einem Armeebefehl an sein Heer gewendet und ihm die Mission der Befreiung des Weltteils übertragen: „Die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet, eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung.“ Der deutschen Nation ward zugerufen, „daß Österreich nicht bloß für seine Selbständigkeit, sondern für Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre das Schwert ergreife“. Der ganzen Welt wurde durch ein Manifest aus Gentzens Feder erklärt, daß man nicht Frankreich, sondern nur das System stetiger Ausdehnung bekämpfte, das die herrschende Verwirrung aller Verhältnisse herbeigeführt habe. So war es denn kein Krieg von Staat gegen Staat, der im April 1809 seinen Anfang nahm, kein Kampf, der um die größere oder geringere Ausdehnung eines politischen Machtgebietes gekämpft wurde, vielmehr ein Streiten für die Selbständigkeit der Völker wider eine Gewalt, die längst die Schranken staatlicher Grenzen nicht mehr anerkannte, sondern sie möglichst zu verwischen und das revolutionäre System zentralisierter Gleichheit auch auf die Nationen zu übertragen strebte.

Noch ehe die feindlichen Armeen in Bayern aufeinandertrafen, war der Krieg bereits anderwärts loh emporgebrannt. Zunächst in Tirol. Hier hatte die Aufteilung des Landes in drei Kreise, die Beseitigung des Landesnamens, die Aufhebung der Landstände, die Durchführung der Militärkonskription, insbesondere aber die kirchliche Reform tiefen Haß, namentlich unter dem Adel und der bäuerlichen Bevölkerung, gegen das bayrische Regiment erzeugt, das nur in dem liberalen Bürgertum der größeren Städte einigen Anhang fand. Versprechungen österreichischer Emissäre und der Wiener Regierungskreise nährten die Erbitterung, und als der offene Krieg nicht mehr zweifelhaft war, erhob sich das Landvolk Tirols, lieferte den bayrischen Truppen ein glückliches Gefecht, zwang sie zur Kapitulation und wurde Herr der Hauptstadt, wo bald darauf

die Österreicher, von Jubel und Freude begrüßt, einzogen. Zur gleichen Zeit hatte auch die Armee des Erzherzogs Johann, aus Kärnten vordringend, die Franzosen unter Beauharnais bei Pordenone und in der Schlacht bei Sacile oder Fontana Fredda am 16. April 1809 geschlagen und bis an die Piave und Etsch zurückgeworfen. Und ebenso war das Korps des Erzherzogs Ferdinand in Polen weithin vorgerückt, so daß es am 20. April in Warschau einmarschieren konnte. Das waren Erfolge, um so wertvoller, als Napoleon, trotz der Verzögerung, die der österreichische Vormarsch durch die Änderung des Kriegsplans erfuhr, noch immer überrascht wurde, da er ja den Angriff erst um Wochen später erwartet hatte. Nun kam viel darauf an, ob die österreichische Hauptarmee die Gunst der Verhältnisse durch rasch entscheidende Operationen zu nützen wußte.

Berthier hatte das Oberkommando über die „deutsche Armee" zu führen, bis der Kaiser selbst herankam. Er war aber seiner Aufgabe keineswegs gewachsen. Anstatt den klaren Befehl Napoleons zu befolgen, entweder Davout an den Lech zurückzuziehen und hier das Heer zu sammeln oder es weiter voran, am Regen, zu vereinigen, ließ er Jenen bei Regensburg stehen und hoffte, indem er Massena und Oudinot am Lech festhielt, für alle Fälle vorgesorgt zu haben; er hielt sich an den Satz der Instruktion, der Regensburg als Ziel bezeichnete, und übersah, daß diese Bestimmung nur für einen bestimmten Fall getroffen war, der nicht zutraf.*) Daraus ergab sich, daß die Armee, die jetzt mit Bayern und

*) Wenn neuere Darstellungen des Krieges von 1809, den Kaiser selbst und dessen Brief vom 10. April für Berthiers Maßnahmen verantwortlich machen, so halte ich dies nicht für gerechtfertigt. Es ist auch in diesem Briefe nur wieder gesagt, daß Davout von Nürnberg herab über Regensburg an den Lech zu rücken habe, wenn die Österreicher vor dem 15. losschlagen. („Prévenez-le que tout porte à penser que les Autrichiens vont commencer l'attaque et que, s'ils attaquent avant le 15, tout se reploie sur le Lech. Si l'ennemi ne fait aucun mouvement . . . le duc d'Auerstedt aura son quartier général à Ratisbonne.") Dementsprechend erging am 12. der gleiche Befehl, nachdem Napoleon vom Angriff der Österreicher erfahren hatte. („Je suppose que vous êtes à Augsbourg et que vous avez centralisé toute mon armée sur le Lech.") Corresp., XVIII., 15048, 15059.

Württembergern etwas über 160.000 Mann zählte, mehrere Tage hindurch, anstatt konzentriert, in zwei Teile gespalten blieb, die durch das gesammelt vordringende österreichische Heer nacheinander überwältigt werden konnten. Die Österreicher aber versäumten diese günstige Gelegenheit. Sechs Tage, vom 10. bis zum 16. April, brauchten sie, um vom Inn zur Isar zu gelangen, eine Strecke, die kurz nachher die Franzosen in zwei Tagemärschen zurückgelegt haben, und als der Erzherzog am 17. morgens von Landshut nordwärts gegen Regensburg aufbrach, um die Offensive wider Davout zu ergreifen, da war auch schon Napoleon an der Donau angelangt und brachte seinem Heere die Rettung aus dieser ernsten Gefahr.

Der Kaiser hatte am 12. abends in Paris durch den optischen Telegraphen die Nachricht vom Innübergang der Österreicher und von ihrer Kriegserklärung erhalten, die er so bald noch nicht erwartet haben mochte, und war allsogleich abgereist. *) Vier Tage und Nächte reiste er mit kurzer Unterbrechung und langte am 16. in Ludwigsburg an, wo er Berthiers Berichte über seine Maßnahmen erhielt, die er sämtlich verurteilte. Bei Augsburg und Ingolstadt hätte man sich versammeln und das gerade Gegenteil von dem tun sollen, was geschehen war. Wie nun, wenn die Österreicher aus Tirol hervorbrächen? Er befiehlt zunächst die Konzentrierung der Korps ohne Davout zwischen München und Augsburg. Dann fährt er nach Donauwörth weiter, wo er am 17. eintrifft. Hier bemerkt er sofort den Fehler, den die Österreicher durch ihre Langsamkeit begangen hatten, und so sehr ihn die Konfusion, die Berthier angerichtet, erbost, so sehr beschwichtigt ihn doch wieder die Haltung des Gegners, über die er sich am nächsten Tage orientiert. Es wird berichtet, er habe es anfangs nicht glauben wollen, daß der Erzherzog von der Isar

*) Nicht ohne persönliches Interesse ist es, wenn wir hören, daß Maret, der die Depesche in Empfang nahm, den bereits schlafenden Kaiser um 10 Uhr weckte, worauf Dieser seine Abreise sofort auf Mitternacht festsetzte und sich nicht ohne Mühe bestimmen ließ, die Abfahrt bis 4 Uhr morgens zu verschieben. Noch in der Nacht fand ein Ministerrat statt. Auch charakterisiert es Josephine, daß sie, nur von einer Kammerfrau begleitet, die Reise mitmachte. (Florets Journal vom 13. April, s. Anhang.)

nach Norden abgeschwenkt sei, und man habe ihm die Richtigkeit der Nachricht wiederholt versichern müssen. „Da war es," sagt Monthion, einer der vertrauten Offiziere Berthiers, „als ob er wüchse, seine Augen begannen zu glänzen, und mit einer Freude, die sein Blick, seine Stimme, seine Bewegungen verrieten, rief er aus: Dann hab' ich sie! Das ist eine verlorene Armee! In einem Monate sind wir in Wien!"

Der Kaiser irrte. Er brauchte um eine Woche weniger dazu.*)

Man hat Napoleons Kriegführung in diesen Tagen bisher immer zu seinen größten Taten gezählt und erst in der allerletzten Zeit begonnen, sie kritisch zu prüfen. Sie im einzelnen darzulegen, soll hier unversucht bleiben. Nur in ihrer Wirkung muß an sie erinnert werden. Die Österreicher hätten auch jetzt noch, da die Luftlinie von Landshut nach Regensburg nur sieben, die von Augsburg dahin aber sechzehn Meilen beträgt, die beiden französischen Armeen getrennt besiegen können, und man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Napoleon ehemals noch weniger Zeit und Raum für sich hatte, als er im ersten italienischen Feldzuge die österreichischen Entsatzarmeen vor Mantua gesondert schlug. Aber ihr Tempo blieb immer das gleich bedächtige, und überdies wurden ihre Streitkräfte, da man nicht sicher war, ob sich Davout wirklich noch in Regensburg befand oder schon nach Westen aufgebrochen war, geteilt, so daß eine Kolonne der Hauptarmee geradezu nach Norden, zwei andere auf Abensberg und Rohr marschierten, um den Marschall allenfalls in der Bewegung anzugreifen. Hiller und Erzherzog Ludwig wurden mit zwei Korps westwärts detachiert, um seine Vereinigung mit den Bayern zu hindern.**) Unterdessen hatte Napoleon schon am

*) Die Erzählung Ségurs (Histoire et mémoires, III., 321), der Kaiser habe diese Äußerung gleich beim Verlassen der Kutsche am Frühmorgen des 17. getan, ist unhaltbar, weil Monthion bei der Ankunft des Kaisers ebenso wenig anwesend war wie Berthier, an den Napoleon an diesem Tage u. a. schreibt, er hätte gewünscht, daß er Monthion zurückgelassen haben würde. (Corresp., XVIII., 15073.)

**) Radetzky, der am Feldzuge teilnahm und am 16. bei Landshut ein unentschiedenes Gefecht bestanden hatte, bezeichnet diese Teilung der Kräfte als den zweiten großen Fehler der Österreicher, den Marsch über Linz als den ersten.

17. seine Befehle gegeben: Davout sollte von Regensburg am rechten Donauufer nach Ingolstadt zurückgehen und sich mit den Bayern unter Lefebvre an der Abens zur linken Hand in Verbindung setzen, indes Massena vom Lech nach Osten an die Ilm und später an die Isar vorrückte. Besonders den Letzteren trieb der Kaiser zur möglichsten Raschheit an, da er schließlich den Plan faßte, durch die Zurückziehung des linken Flügels und die Vorschiebung des rechten nicht allein die Armee zu vereinigen, sondern auch — sein bekanntes Manöver — den Feind in seiner Rückzugslinie auf Landshut zu bedrohen. „Activité, activité, vitesse!" ruft er Massena zu, und die Truppen leisten das Übermögliche; sie legen — es sind an 50.000 Mann — in 48 Stunden 100 Kilometer zurück. Die Bewegungen gelingen unter glücklichen Gefechten mit den österreichischen Flügelkolonnen, so gewagt auch der Flankenmarsch war, den Napoleon Davout zumutete. Dieser wird zwar am 19. von weit überlegenen Kräften bedroht; da aber keineswegs alle Armeeteile des Erzherzogs in den Kampf eintreten, die Ostkolonne sogar in größter Nähe nach Norden vorbeimarschiert, als ob sie das alles nichts anginge, behauptet Davout siegreich das Feld und ermöglicht es dem Kaiser, die anderen Korps unterdessen bei Abensberg zu versammeln, wo am Tage darauf ein Gefecht stattfindet, das der Erzherzog ebenfalls verliert. Er verliert es, weil die Brigade Thierry des Zentrums, gegen die sich Napoleons Angriff richtete, von dem zunächst stehenden linken Flügel, insbesondere von dem herbeikommandierten Korps des Erzherzogs Ludwig, ungenügend unterstützt und der Generalissimus selbst durch einen jener bösen Nervenkrämpfe, an denen er litt, abgehalten wird, nach dem Rechten zu sehen. Der rechte Flügel blieb ganz außer Aktion, da er sich durch Davout für gebunden hielt. Die Folge war, daß sich Napoleon mit dem Gros seiner Armee zwischen Karl und dessen linken Flügel drängte und den letzteren — die Korps von Hiller und Erzherzog Ludwig — bis nach Landshut vor sich hertrieb, wo er ihn, nach einem am 21. leicht errungenen Siege, über die Isar zurückwarf.*)

*) Die Niederlage bei Abensberg am 20. April ist im österreichischen Hauptquartier dem jungen Erzherzog Ludwig allein zur

Diese Bewegung war erfolgt, ohne daß die Franzosen in ihrer linken Flanke belästigt worden wären, so daß Napoleon immerhin meinen konnte, der Erzherzog strebe mit der Hauptmacht auf einem anderen Wege Landshut zu. Das war ein schwerer Irrtum, der dem gegen Karl zurückgelassenen und nur durch die Bayern unter Lefebvre verstärkten Davout leicht hätte verderblich werden können. Denn der Erzherzog war nicht nach Süden gegangen, sondern hatte sich mit einem der aus Böhmen heranrückenden Korps über Regensburg in Verbindung gesetzt, wodurch er Davout weit überlegen geworden war. Doch da Dieser trotzdem herzhaft angriff, Karl über Napoleons Marsch nach Süden nicht orientiert war, sich der Hauptarmee gegenüber glaubte und deshalb in der Defensive verharrte, blieb der Tag für die Franzosen ohne nachteilige Folgen. Und als der Erzherzog am nächsten Tage (22.) erst gegen Mittag angriff, wo Davout bereits von Süden her Sukkurs erhalten hatte, war alles wieder zugunsten des Feindes gewendet. Napoleon war, nachdem er seinen Irrtum eingesehen und Davout Verstärkungen (Vandamme und Lannes) zugesendet hatte, selbst mit dem größten Teil seiner Truppen nordwärts aufgebrochen, die Verfolgung Hillers über Neumarkt hinaus geringeren Kräften überlassend. Er kam eben im rechten Augenblick an, um am Nachmittag des 22. die Schlacht bei Eggmühl zu seinem Vorteil zu entscheiden. Ein Korps unter Rosenberg wurde von Vandamme besiegt, der rechte Flügel von Davout zurückgedrängt, der linke von Lannes durch eine Umgehung bedroht. Trotz der außerordentlichsten Tapferkeit vermochten die Österreicher, von denen übrigens nur etwa die Hälfte ins Gefecht kam, doch nicht zu widerstehen; eine französische Kavallerieattacke, die sie nicht genügend zu parieren wußten, gab den Ausschlag. Sie wichen zum Teil aufgelöst nach Regensburg, wo es am 23. zu einem neuen, hauptsächlich von der Reiterei ausgefochtenen

Last gelegt worden. Stadion, der sich beim Kaiser in Schärding befand, schrieb von dort am 23. an seine Frau: „Diese Affaire des Erzherzogs Ludwig stört gewaltig den Gang unserer Dinge. Jetzt ist es absolut notwendig, daß der Erzherzog Karl die Franzosen schlage; aber ich stehe nicht dafür, daß er es kann, nachdem er nun zwei Korps weniger (d. i. das 5. und 6.) zu seiner Disposition hat.“ (Handschriftlich.)

Treffen kam, dessen Verlust den Erzherzog in seinem schon am Vortage gefaßten Beschluß bestärkte, über die Donau zu gehen, um durch Böhmen nach der Hauptstadt zu ziehen. Napoleon aber befahl, ohne dem Prinzen zu folgen, den er nur beobachten ließ, den Vormarsch nach Wien.

Er hat es später im Exil wiederholt beteuert, die größten und geschicktesten militärischen Manöver hätte er in der Schlacht bei Abensberg, dann bei Landshut, endlich bei Eggmühl vollführt; besonders das Treffen bei dem zuletzt genannten Orte stellte er zuhöchst. Darin wird vielleicht die militärische Kritik mit ihm nicht durchaus übereinstimmen; wenigstens die ersten beiden Affairen stellten an sein Genie gerade nicht die größten Anforderungen, und Eggmühl war nur die allerdings glänzende Korrektur eines Irrtums.*) Aber freilich, wenn man bedenkt, daß er kaum eine Woche zuvor die größte Verwirrung und eine zerrissene Armee einem konzentrierten Feinde gegenüber vorgefunden und binnen wenig Tagen diese Armee zu vereinigen, die des Gegners zu trennen und dann getrennt zu besiegen verstanden hat, wer möchte ihm da den Preis versagen? Und wenn es neben dieser Genialität des Feldherrn noch etwas zu bewundern gab, so war es die rastlose Energie der Gedankenarbeit, die sich nicht Schlaf, kaum Nahrung gönnte, bis das Ziel erreicht war. „Die Arbeit ist mein Element," hat der Gefangene von St. Helena gesagt, „ich bin geboren und geschaffen für die Arbeit. Ich habe zwar die Grenzen meiner Beine, die meiner Augen kennen gelernt, aber niemals die meiner Tätigkeit."

Die Siege in Bayern hatten aber nicht bloß die Bedeutung glänzender militärischer Erfolge. Sie waren die entscheidendste Aktion des ganzen Krieges, der durch sie völlig seinen ursprünglichen Charakter verlor. Österreich hatte ihn offensiv zu führen gedacht und in diesem Sinne eröffnet, jetzt war es auf die Defensive zurückgeworfen und nicht mehr imstande, die Offensive außerhalb der Grenzen zu ergreifen. Vor fünf Tagen der Vorkämpfer Europas, war jetzt sein Heer nur

*) Ähnlich, wie nach Marengo, hat auch hier Napoleon hinterher seinen Irrtum zu verbergen versucht und Davouts Bloßstellung als ein vorbedachtes Manöver bezeichnet.

noch der Verteidiger des eigenen Staates. Denn auch die Erzherzoge Johann und Ferdinand hatte das Mißgeschick Karls genötigt, das in Italien und Polen gewonnene Terrain wieder aufzugeben. Ein Versuch, aus Tirol nach Norden vorzubrechen, mußte notwendigerweise scheitern, und das betreffende Korps (unter Chasteler) erlitt am 13. Mai bei Wörgl eine Niederlage. Im österreichischen Hauptquartier herrschte denn auch die größte Niedergeschlagenheit. Aus Cham, wohin sich Erzherzog Karl zurückgezogen hatte, schrieb er an Kaiser Franz: „Wenn noch so eine Affaire ist, so hab' ich keine Armee mehr. Ich erwarte die Friedensverhandlungen.“ Aber trotz den großen Verlusten in diesem fünftägigen Feldzuge — man berechnete sie, zu hoch, auf über 50.000 Mann — war es doch nicht die Meinung des Monarchen, schon jetzt sich zu beugen. Franz war in diesen Tagen noch immer von Stadion beeinflußt, der die Hoffnung auf Rettung keineswegs aufgab. „Es ist noch nicht alles verloren,“ schreibt der Minister an seine Frau, „wenn es uns nur gelingt, den Erzherzog aufzurichten und desgleichen die Armee, die nach der Art, wie man sie geopfert, allen Grund hat, entmutigt zu sein.“ *) Der Bruder des Premiers, Graf Friedrich, wurde in dieser Absicht ins Hauptquartier gesandt, und wirklich klang die Sprache des Generalissimus bald wieder zuversichtlicher. Er bietet zwar in einem Schreiben an Napoleon, das nie eine Antwort erhalten sollte, Unterhandlungen an, hofft aber doch auch, es werde ihm gelingen, sich zwischen Budweis und Linz mit den zwei Korps unter Hiller — Erzherzog Ludwig hatte das Kommando verloren — die vor Napoleon den Inn gewonnen haben und donauabwärts marschieren, zu vereinigen und den Feind durch eine Bedrohung in Flanke und Rücken zum Rückzug zu zwingen. (Karl an Franz, 28. April 1809 aus Neumarkt.) Aber Hiller, der die Linzer Brücke zerstörte, um sich über die bei Mauthausen auf das andre Ufer zu begeben, kann diese Absicht nicht ausführen, da inzwischen die zweite Übergangsstelle durch treibende Schiffe beschädigt worden war, und sah es nun für seine nächste Aufgabe an, seine Truppen hinter der Traun zu

*) Handschriftlich.

versammeln und das Vorrücken des Feindes möglichst zu erschweren. *) Das gelang ihm aber nur unvollkommen. Nach heroischen Kämpfen bei Ebelsberg muß er die Traunlinie preisgeben, um dann bei Krems das jenseitige Donauufer zu gewinnen, wo er den Erzherzog erwartet, der über Zwettl und Meissau heranrückt. Um die Mitte Mai sind die beiden Heeresteile an den Ostabhängen des Bisamberges Wien gegenüber vereinigt.

Napoleon hat es später im Gespräche mit dem österreichischen General Bubna als einen militärischen Fehler bezeichnet, dem Erzherzoge nicht nach Böhmen nachgerückt zu sein; er habe, sagte er, lange in Regensburg geschwankt und nur mit Rücksicht auf die allgemeine Lage Europas, d. i. um die unruhigen Elemente des Nordens von einem Anschluß an Österreich abzuhalten, den Vormarsch auf Wien beschlossen. Es sollte sich bald zeigen, wie richtig dieser politische Kalkül war. Am 13. Mai war er Herr der Stadt, die sich nach dreitägiger Gegenwehr ergab, und schlug, wie 1805, sein Hoflager wieder in Schönbrunn auf, was in die Ferne den größten Eindruck machte. Militärisch genommen war damit freilich noch nicht alles erreicht. Denn der Besitz der feindlichen Residenz gewann doch erst dann volle Bedeutung, wenn auch das feindliche Heer, das ihr gegenüber auf dem andern Donauufer lagerte, geschlagen ward. Wollte Napoleon die Offensive beibehalten, so mußte dies gewagt werden, obgleich seine Armee durch Detachements (Lefebvre mit den Bayern gegen Tirol, Bernadotte in Linz) geschwächt und Davout erst im Anmarsch auf Wien begriffen war.

*) Daß er nicht bei Linz übergegangen war, ist ihm später vom Erzherzog zum Vorwurf gemacht worden, der vom Schicksal der Mauthausener Brücke nichts gewußt zu haben scheint. „Dieser letzte Schlag," schreibt der Prinz an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen am 4. Mai, „macht mich untröstlich, wenn ich sehe, daß alles wieder gut gemacht hätte werden können und daß dieses alles durch den Fehler eines einzigen Menschen unmöglich sein wird." (Wertheimer, Gesch. Österreichs, II., 313.) Der Fehler war nicht so groß, wenn die zweite Brücke hielt. Es war vielmehr das Logischere, die erste zu verbrennen und die zweite zu überschreiten; auch hatte ihm der Erzherzog die Wahl zwischen Linz und Mauthausen freigestellt. (Ebenda, II., 312.)

Er wählte, um an den Gegner zu gelangen, den Übergang im Südosten der Stadt, bei Kaiser-Ebersdorf. Dort ließ er in der Nacht des 20. Mai seine leichte Reiterei, die Korps von Massena und Lannes und hinter ihnen die Garde zunächst nach der geräumigen Insel Lobau und während der nächsten Nacht von da auf das Nordufer hinüberrücken, ohne von dem Feinde darin gestört zu werden. Erzherzog Karl hatte zunächst die Absicht, die Franzosen, die vorher bei Nußdorf den übrigens mißlungenen Versuch eines Brückenschlages gemacht hatten und das Manöver später zum Schein wiederholten, in einer an den Bisamberg gelehnten Stellung zu erwarten, entschloß sich aber, nachdem Napoleon unterhalb Wiens herübergekommen war und am Morgen des 21. bereits Aspern und Eßling besetzt hatte, ihm entgegenzugehen und ihn mit Übermacht anzugreifen. Um auch in der Übermacht zu bleiben, wollte er die Brücke über den Hauptstrom bei Ebersdorf durch herabrinnende Steinschiffe zerstören, damit der Feind keinen weiteren Zuzug erhielt. Die Absicht glückte. Der mit der Durchführung betraute Hauptmann Magdeburg vom Generalquartiermeisterstabe hatte schon am Vortage die Ebersdorfer Brücke für mehrere Stunden unbrauchbar gemacht; er wiederholte jetzt den Versuch, und mit Erfolg, so daß Napoleon nicht mehr als 36.000 Mann auf das linke Ufer gebracht hatte, als der Erzherzog um 3 Uhr nachmittags zum Angriff überging. Das geschah allerdings nur allmählich und partienweise, so daß die dreifache Überlegenheit der Österreicher nicht zur vollen Geltung kam. Ungemein erbittert waren aber dort die Kämpfe, die sich um die genannten Dörfer entwickelten. Als er sich auf seinem rechten Flügel durch neue Kräfte bedroht sah, wagte Napoleon eine Reiterattacke gegen das feindliche Zentrum, um es zu durchbrechen; das gelang jedoch nicht, und nun ging Aspern zum größten Teil an die Österreicher verloren. Im übrigen aber hatten die Franzosen ihre Position heldenhaft behauptet, als die Nacht anbrach.

Während derselben zog der Kaiser auf den unterdes reparierten Brücken Verstärkungen — es waren bei 40.000 Mann — herüber und unternahm nun seinerseits bereits um 3 Uhr morgens den Angriff, zunächst auf Aspern. Das

Dorf ward den überraschten Österreichern abgenommen. Und als dann, etwa um 7 Uhr, Napoleon die Meldung erhielt, auch Davouts Truppen stünden im Begriffe, die Brücke zu passieren, erteilte er Lannes den Befehl, mit drei Divisionen und entsprechender Kavallerie die österreichische Aufstellung in der Mitte zu zerreißen. Schon war Lannes mit ungeheurer Wucht vorgedrungen, schon bog sich die österreichische Linie weit nach rückwärts aus, so daß nur mit größter Mühe, dadurch, daß Hiller Aspern hielt und der Erzherzog, eine nachgiebige Regung unterdrückend und sich selbst exponierend, alle Reserven vorschob, eine Katastrophe verhütet wurde: da brach im Rücken der Franzosen nochmals die große Brücke, die Truppen Davouts wurden jenseits des Stromes aufgehalten, und Lannes, der von Eßling her nicht mehr unterstützt werden konnte, mußte zurückgehen. Da nun die Österreicher ihrerseits mit unerschüttertem Mute vorrückten, war Napoleon neuerdings in die Defensive gedrängt, und die Schlacht gewann denselben Charakter wieder, den sie am Vortage getragen hatte. Nach neuen kritischen Momenten beim Sturm der österreichischen Regimenter wider die feindlichen Positionen mußten die Franzosen endlich Aspern und Eßling aufgeben und in die Lobau zurückkehren, eine Bewegung, die Massenas Truppen deckten und die sich, nachdem die völlig erschöpften Heere einander losgelassen hatten, ungestört vom Feinde vollzog, der erst am Morgen des nächsten Tages den ganzen Umfang seines Erfolges wahrnahm.*)

*) Eine völlig zuverlässige Darstellung der Schlacht bei Aspern fehlt noch. Auch der 3. Band von Saski, Campagne de 1809, hat nicht gehalten, was man sich von ihm versprach. Das neue Material, das er bietet, ist doch zu geringfügig und was er von Bekanntem zitiert, lückenhaft. Die kritischen Darlegungen von A. Menge, „Die Schlacht von Aspern", leiden darunter, daß der Verfasser sich durch Quellen, denen eine entscheidende Bedeutung nicht zukommt, verleiten ließ, den Österreichern den Sieg abzusprechen, den ihnen selbst unbefangene Franzosen nicht streitig machen. Es hieße doch den gegründetsten Begriffen Gewalt antun, wenn man behaupten wollte, ein Feldherr, der den Rückzug befiehlt, weil er muß, und dem Gegner das Schlachtfeld überläßt, habe keine Niederlage erlitten. Eine kurze, klare Darstellung bietet Mayerhoffer, Österreichs Krieg mit Napoleon I., S. 81 ff. Die Entscheidung auf österreichischer Seite soll der Reitergeneral Fürst

Der Tag war für Napoleon verloren. Er hatte am Abend vorher, so erzählte er auf St. Helena, daran gedacht, sich zurückzuziehen, bei dem Gewühl aber, das auf der einzigen Brücke herrschte, den Gedanken wieder aufgegeben.*) Hätte er ihn ausgeführt, so konnte der Nachmittagskampf am Pfingstsonntag mit den geringen Kräften immerhin als ein starkes Rekognoszierungsgefecht ausgegeben werden. Jetzt, nach dem zweiten Kampftage, war es eine verlorene Schlacht. Seine Generale hatten sich mit Ruhm bedeckt, der Feldherr aber war besiegt. Auf einem Kahne nach Ebersdorf gelangt, soll er dort allein, unbeweglich, stumm und starren Blickes vor seinem improvisierten Abendbrote gesessen haben, bis seine Augen Tränen füllten.**) Weinte er über Lannes, der zu Tode getroffen lag? über die Tausende gefallener Veteranen? Oder war es ein anderer Verlust, der ihm Tränen erpreßte? Denn das konnte er sich nicht verhehlen, daß der Ruf seiner Unwiderstehlichkeit dahin war. Und wer wird es ihm glauben, wenn er der Welt in seinem Bulletin verkündet: „Der Feind zog sich in seine Stellungen zurück und wir blieben Herren des Schlachtfeldes"? Niemand.

Kurz zuvor hatte er sich mit seinen Marschällen in der Lobau beraten. Sie hatten ihn mutig und zuversichtlich gesehen, wie immer. Auf ihren Vorschlag, die Insel zu räumen, war er nicht eingegangen; er will sie halten und befestigen. Er muß es zunächst tun, denn die kaum hergestellte Brücke war bereits wieder durch Magdeburgs Zerstörer zerbrochen

---

Johann Liechtenstein herbeigeführt haben, wie der Erzherzog selbst am nächsten Tage dem Kaiser Franz vor der ganzen Armee erklärte. Stadion, der den Monarchen begleitete, schreibt am 23. Mai an seine Frau: „Le prince Jean non seulement a combattu comme toujours, mais c'est lui qui, à ce que l'archiduc a déclaré à l'Empereur devant toute l'armée, a décidé cette journée brillante, et il mériterait une triple grande croix de Marie Thérèse" (Handschriftlich). War das nur die Anerkennung überaus tapferer Kampfführung? Oder vielleicht ein Zeichen des Dankes dafür, daß der Fürst den Generalissimus in einem kritischen Augenblick abgehalten hatte, den Rückzug zu befehlen, wie Gentz von O'Donnell erfahren haben will? (S. Gentz Tagebücher, I., 2. Juli.)

*) Gourgaud, Journal, II., 113.

**) Ségur, Histoire et mémoires, III., 359 f.

worden und konnte nicht sofort repariert werden. Diese Gunst der Verhältnisse wurde von österreichischer Seite nicht ausgenützt. Es ist zwar in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai mit zwei Brigaden der Versuch gewagt worden, die Lobau anzugreifen; er erwies sich aber — „da das Wasser sehr zunahm“ — als unausführbar.*) Ob es mit größerem Kraftaufwande und mehr Energie nicht dennoch möglich gewesen wäre, steht freilich dahin. Marmont erzählt, daß in der französischen Armee, die drei Tage lang in der Au biwakieren mußte, bis die große Brücke wieder hergestellt war, arge Konfusion herrschte, wie sie einem feindlichen Handstreiche nicht günstiger sein konnte. Der Erzherzog begnügte sich aber damit, auf dem Marchfelde eine möglichst gute Position zu suchen und eine abwartende Haltung einzunehmen. Nach seiner Meinung sollte man den Sieg eher diplomatisch als militärisch auszunützen trachten, d. h. um einen möglichst vorteilhaften Frieden zu erlangen. Er war ohne Zuversicht auf einen zweiten Erfolg im Felde. „Die Schlacht bei Aspern“, schrieb er während der nächsten Woche einmal an seinen Ohm, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, „hat Napoleon milde

*) So meldet am 24. der Erzherzog seinem kaiserlichen Bruder. Sehr ernst scheint es ihm mit der Verfolgung des Feindes nicht gewesen zu sein, denn als sich Fürst Liechtenstein nochmals zu dem Unternehmen erbot, soll er es mit der Erklärung abgelehnt haben, es sei nun genug Blut geflossen. Im übrigen war der Erzherzog noch am 24. über die wahre Sachlage nicht völlig aufgeklärt, denn in dem erwähnten Briefe an Kaiser Franz heißt es: „Die feindliche Armee soll bei Laa (d. i. jenseits der Donau) stehen, Napoleon bei Ebreichsdorf, vielleicht in der Idee, daß wir gleich übergehen werden, und mit dem Plan, uns während oder nach dem Übergang zu attackieren.“ (W. St. A.) In einer Denkschrift seines Generalstabschefs Wimpffen vom 29. hieß es dagegen: „Der Sieg konnte nicht benutzt werden, da die feste Stellung des Feindes jede Verfolgung unmöglich machte; auch konnte die Donau nicht wohl übersetzt werden, solange der Feind diesseits des Hauptstromes in der Lobau einen beträchtlichen Teil seiner Armee unterhält.“ Wenn Wertheimer, II., 327, Anm. 5. aus den Aufzeichnungen Karls zitiert, es habe völlig an Schiffen und Pontons gefehlt, so muß hier ein Irrtum vorliegen, denn eine der beiden Kolonnen, die am Abend des 23. gegen die Lobau vorrücken sollten, hatte 20 Pontons, genug, um über jenen Arm zwei Brücken zu schlagen. (Mayerhoffer, Österreichs Krieg mit Napoleon 1809, S. 89.)

gestimmt. Man sollte doch von diesem Glück, welches wir kaum ein zweites Mal erfahren werden, Gewinn ziehen.“

Die Wechselfälle des Kampfes, wie wir sie bisher verfolgten, hatten auf das übrige Europa ebenso wechselnde Eindrücke hervorgebracht. Die Gegner des Imperators, namentlich im Norden Deutschlands, waren von den ersten Erfolgen der österreichischen Truppen in Italien, besonders aber von dem Gelingen des tirolischen Aufstandes, begeistert. Alle Räte Friedrich Wilhelms III. rieten jetzt dringend zum Anschluß an Österreich. Dieses rechnete sicher darauf. Aber umsonst. Der König widerstrebte seinen Ratgebern, verurteilte mit seiner eingeschränkt preußischen Gesinnung den national-kriegerischen Aufschwung im Lande als „frevelhafte Unruhe“, insbesondere als Schill, unter dem Jauchzen der Bevölkerung, sein Bataillon eigenmächtig aus Berlin führte, um den Dörnbergschen Aufstand in Westfalen zu unterstützen, und erst als aus Petersburg die Nachricht eintraf, Kaiser Alexander beabsichtige keine ernsten Feindseligkeiten gegen Österreich, gab er widerwillig seine Zustimmung zu geheimen Verhandlungen mit Österreich und ließ die Zahlungen an Frankreich einstellen.*) Das war ein erster Schritt, dem notwendig ein zweiter folgen mußte, wenn er nicht widersinnig sein sollte. Dieser zweite Schritt blieb aus. Die österreichischen Niederlagen in Bayern, namentlich aber die rasche Einnahme Wiens, die sie bestätigte, taten ihre Wirkung, und der König beharrte bei seiner Anschauung, der Franzosenkaiser würde auch über ein vereinigtes preußisch-österreichisches Heer

*) Daß er nicht mit dem Herzen bei der Sache war, geht u. a. auch aus einer Randbemerkung hervor, die er dem Goltzschen Entwurf eines Abkommens mit Österreich beifügte. Goltz hatte erklärt, Preußen werde acht Wochen nach Abschluß des Vertrages die Feindseligkeiten eröffnen. Friedrich Wilhelm meinte aber: „Den Termin genau auszudrücken, ist nicht geraten.“ Gaede, S. 102. Die Vermutung Gaedes, der König habe sich durch ein paar rücksichtslose Worte Alexanders I., die ihn an der Unterstützung durch Rußland zweifeln ließen, zur offenen Feindschaft gegen Frankreich bestimmen lassen, ist schwer mit der Tatsache zu vereinbaren, daß er durch die Nachricht, Alexander wolle den Krieg an der Seite Napolens nur zum Scheine führen, sich erst zu einer offensiven Haltung bestimmt fühlte. Vgl. auch Bailleu in der Histor. Zeitschr., Bd. 84, S. 452.

siegen, während es durchaus nicht ausgemacht sei, daß, wie die Minister meinten, sein Triumph über die Donaumacht notwendig die Vernichtung Preußens nach sich ziehen müsse, höchstens dessen weitere Reduktion, und da sei es immer noch besser, hinter der Oder als gar nicht mehr König von Preußen zu sein. Die Schlacht bei Aspern änderte nichts hieran, denn daß sie nicht ausgenützt wurde, war nur ein neues Argument, das Friedrich Wilhelm seinen Räten, von denen jetzt übrigens auch Goltz zurückhaltender wurde, entgegenhielt. Zu alledem beging die österreichische Regierung den großen Fehler, daß sie, anstatt die Bedingungen, die Preußen für ein Abkommen stellte, glatt anzunehmen, nur ganz allgemeine Versicherungen gab und es mit seinem Verlangen nach Waffen und Geld an England wies. Der Prinz von Oranien, der in den letzten Maiwochen im österreichischen Hauptquartier erschienen war, hatte wohl hier den Entschluß seines Schwagers, des Königs, mitgeteilt, an Österreichs Seite zu treten. Aber er wurde desavouiert. Als Mitte Juni, in Erwiderung dieser Sendung, der österreichische Oberst Steigentesch, allzu ostentativ, in Königsberg erschien, um dort eine Militärkonvention abzuschließen, verfehlte er sein Ziel und mußte unverrichteter Dinge abziehen. Friedrich Wilhelm hatte ihm rund heraus erklärt, es sei fürs erste nicht auf ihn zu zählen. Der König war nun entschlossen, den Ausfall der nächsten Schlacht abzuwarten, umsomehr, als er annahm, daß dann auch der Zar seine etwas schwankende Haltung aufgeben und eine bestimmte Partei zu Preußens Vorteil ergreifen werde. Er ist, trotz 1806, noch immer derselbe, der er 1805 gewesen war. Nur sein Volk hatte sich verändert. Mit Begeisterung vernahm es die Nachrichten, daß Tirol — von Bayern und Franzosen nach dem Abzug der Österreicher besetzt — sich unter Andreas Hofer, dem heldenmütigen Wirt aus dem Passeiertal, neuerdings erhoben und in der Bauernschlacht am Berge Isel (29. Mai) gesiegt habe, daß eine Abteilung österreichischer Truppen, mit einer vom Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig geworbenen Freischar vereinigt, in Sachsen und Franken vorgedrungen sei, daß die Engländer Miene machten, an den Mündungen der Elbe und Weser zu

landen. Schien nicht jetzt der Augenblick gekommen, loszuschlagen? Das war wenigstens die Meinung Scharnhorsts und Gneisenaus, die gemeinsam dem König den Entschluß nahelegten, „den die Notwendigkeit und Sicherheit und die Ehre der Krone gleich laut fordern", war die Meinung der Minister, die in der Fortfristung des Daseins in Abhängigkeit und in der „partiellen Erhaltung" Preußens ein schmachvolles Schicksal erblickten, während sie in der Verbindung mit Österreich Ehre, Achtung von seiten der Feinde und Teilnahme der Freunde gesichert sahen, war die Meinung der Generale Blücher und Bülow, die in Pommern kommandierten und sich kurzweg zu einem Militäraufstande gegen Napoleon entschlossen zeigten. Da traf aber eine Botschaft ein, welche die Begeisterung der patriotischen Männer arg herabstimmte.

Bei Wien hatten nach dem Tage von Aspern die beiden Armeen untätig einander gegenüber gelegen. Das österreichische Heer ergriff die Offensive schon deshalb nicht, um die Wirkung des Sieges vom 22. in die Ferne „nicht durch die Zufälle einer nachteiligen Schlacht aufs Spiel zu setzen", wie ein Eingeweihter versichert. In einem Briefe vom 1. Juni schrieb Erzherzog Karl an den Herzog von Sachsen-Teschen: „Napoleon und ich, wir beobachten uns, wer wohl den ersten Fehler begehen wird, den der Andere benutzen kann, und ergänzen unterdes unsere Verluste." Und eine Woche später rief er das Beispiel des zaudernden Fabius für sich auf, der Hannibal besiegt habe, und fuhr fort: „Ich werde nichts riskieren, denn die Kräfte, über die ich verfüge, sind die letzten des Staates, aber ich werde mit der größten Energie jede Gelegenheit ergreifen, die sich mir bietet, um einen entscheidenden Schlag zu führen." *) Nun, Napoleon beging in diesem Feldzuge keinen Fehler mehr. Er tat vielmehr alles, um die Folgen des begangenen wieder gründlich zu ver-

*) Ich zitiere diese Briefstellen, so wie früher und später mitgeteilte, aus der französisch geführten Korrespondenz des Erzherzogs mit Herzog Albert nach einem umfänglichen handschriftlichen Werke Kleyles, des langjährigen Vertrauten Karls, dem die Schreiben als Beilagen angefügt sind. Wertheimer hat seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Buches deren Authentizität an der Hand der Originale im 2. Bande seiner „Geschichte Österreichs" erhärten können.

wischen. Was nur irgend an Truppen disponibel war, zog er jetzt zum Entscheidungskampfe herbei: Eugen, der dem Erzherzog Johann gefolgt war, kam mit über 40.000 Mann über Kärnten heran und war Ende Mai schon über dem Semmering, Marmont wurde mit 10.000 Mann aus Dalmatien herzubefohlen, Lefebvre aus Tirol nach Linz kommandiert, um dort die Divisionen Bernadottes und Vandammes freizumachen, die in die Nähe der Hauptstadt rückten. Und um diese Kräfte möglichst zu schützen, ward die Lobau, wo das Korps Massena zurückgeblieben war, befestigt, die große Brücke über die Donau mit einer Brustwehr von Estakaden gesichert und von einer Ruderflottille bewacht. Bis ins einzelnste ging des Kaisers Sorge für seinen nächsten Sieg.*) Jenseits hat sich auch der Erzherzog verstärkt und ein entferntes Korps unter Kollowrat herangezogen, indes sich sein Bruder Johann durch Ungarn, wo sich ihm die ungarische Insurrektion anschloß, näherte. Das ging nicht ohne Unfall ab. Denn Napoleon sandte, um die Vereinigung des Prinzen mit der Hauptarmee zu stören, den Vizekönig gegen ihn aus, den er vor Wien, wo alles ruhig blieb, entbehren konnte, und Eugen rächte am 14. Juni bei Raab seine Niederlage bei Fontana Fredda. Johann war zunächst zum Rückzuge nach Osten genötigt, und erst jenseits der Donau und mit stark reduzierten Kräften, etwa 20.000 Mann, gelang es ihm, Preßburg zu erreichen und mit Karl Fühlung zu gewinnen. Das alles hat Diesen natürlich nicht kriegslustiger gemacht. „Ich sage dem Kaiser," schrieb er am 23. an den Oheim, „daß ich Napoleon angreifen werde, wenn er es befiehlt, aber ich glaube, daß ich geschlagen werde, und er und seine Minister werden teuer ihre Zuversicht und ihre Ungeduld bezahlen." Es werde „das Spiel eines Spielers sein, der seinen letzten Heller auf eine Karte setzt."

In den ersten Julitagen ist Napoleon mit seinen Zurüstungen zu Rande und kann dem Feinde, der auf dem

*) Am 21. Mai hatte er z. B. in der Lobau, auf einer Strickleiter hängend, den Gang der Schlacht verfolgt; jetzt ließ er eine der großen Schiebleitern, wie sie in Schönbrunn zu Gartenzwecken dienen, auf die Insel schaffen, um sich ein bequemeres Observatorium zu sichern.

Marchfelde nur an 136.000 Mann zur Verfügung hat, über 170.000 und ein reicheres Geschützmaterial entgegenstellen, vollends wenn es ihm gelingt, zu schlagen, ehe Johann mit seinem Korps von Preßburg heran war. Nachdem er den Gegner durch Bewegungen auf Aspern hin zu täuschen versucht hatte, was ihm übrigens nicht gelang, ging er in der Nacht auf den 5. Juli mit seiner ganzen Armee — ein Wunder an Präzision — von der Lobau wieder auf das nördliche Ufer. Er wird darin nicht gestört und kann sich auch im Laufe des folgenden Tages, ohne maßgebenden Widerstand zu finden, in Schlachtordnung dem Erzherzog Karl gegenüber aufstellen, der sich teils, d. i. drei Korps unter Kolowrat, an die Höhen von Stammersdorf, teils, d. i. das Gros unter seiner eigenen Führung, hinter den das Marchfeld durchquerenden Rußbach, zwischen Deutsch-Wagram und Markgraf-Neusiedl, in Defensivposition zurückgezogen hat. Der Prinz will, wenn der feindliche Hauptangriff gegen Stammersdorf zu erfolgen sollte, mit seinen Korps gegen die rechte Flanke des Gegners operieren; wendet sich aber Napoleon gegen ihn selbst, dann hätte Kolowrat gegen dessen linken Flügel das Gleiche zu tun. Der Kaiser entscheidet sich für das letztere Manöver mit der Absicht, bei Wagram, wo die beiden österreichischen Heeresteile lose zusammenstoßen, durchzubrechen. Er hat tagsüber im Kampfe mit den Vortruppen des Gegners seine Korps in einem von Leopoldsdorf bis Kagran sich erstreckenden Bogen an den Feind gebracht, bis auf eins, das er Kolowrat gegenüber aufstellt, und eine Abteilung leichter Truppen, die er in der Richtung gegen die March zur Rekognoszierung detachiert, um zu erkunden, ob Johann noch nicht im Anmarsch sei. Als dann von dieser Seite eine beruhigende Nachricht eintraf, beschloß er, noch am Abend die Österreicher anzugreifen. Der Versuch, mit den vier Korps von Davout, Bernadotte, Oudinot, Beauharnais und der Gardeartillerie unternommen, mißlang. Die Österreicher erwehrten sich des Angriffs und warfen die Franzosen in ihre Stellung zurück. Durch den Erfolg des Tages zuversichtlicher gemacht, faßt der Erzherzog den Plan zur Offensive. Er hat die Schwäche des Feindes erspäht und seinem

rechten Flügel Befehl gegeben, an der Donau vorzugehen, während zu gleicher Zeit auch sein Zentrum aus Wagram und ein Korps unter Rosenberg, das den linken Flügel bei Markgraf-Neusiedel bildete — alles um 4 Uhr morgens — avancieren sollen. Es war gedacht, die Franzosen zu überraschen und, wenn möglich, von ihren Verbindungen mit Wien abzudrängen. Der gleichzeitige Angriff sollte verhindern, daß Napoleon seine Kräfte an einem Punkte massierte. Aber in der Ausführung gestaltete sich das alles anders. Das Kommando des rechten Flügels, dem der entscheidende Teil der Aufgabe zufiel, gelangte zu spät in die Kenntnis der Disposition, und so kam es, daß er erst um 8 Uhr an den Feind geriet, während Rosenberg schon zur angegebenen Frühstunde losgeschlagen hatte. Das hatte zur Folge gehabt, daß Napoleon Davout, der gegen Rosenberg focht, reichlich verstärken und ihm überlegen machen konnte, so daß der Österreicher nicht nur in seine Defensivstellung bei Neusiedl mit starken Verlusten zurückgehen mußte, sondern hier auch vom Feinde hart bedrängt wurde. Von Davout weg hatte sich der Kaiser gegen das feindliche Zentrum gewendet, das um 6 Uhr avanciert war, und es gelang ihm, dem mutigen Vordringen der Gegner durch den Mund von hundert Geschützen, die er aufstellen konnte, Halt zu gebieten. Dagegen hatten sich auf seinem linken Flügel die Dinge allerdings recht bedenklich gestaltet. Die Österreicher hatten ihn binnen wenig Stunden gänzlich umgebogen und waren bis über Eßling hinausgelangt. Eilends entsendet Napoleon Massena aus der Mitte dahin, dem es nur nach schweren Verlusten, die er auf diesem Marsche erlitt, und nach erbitterten Kämpfen gelingt, den Feind wieder nach Aspern zurückzuschieben. Von Entscheidung aber war, daß Davout jetzt Rosenberg aus Markgraf-Neusiedl verdrängte und das schlecht unterstützte Korps zum Rückzug nach Norden nötigte. Dadurch, daß Johann noch immer nicht zu sehen war, konnten Streitkräfte, die zu dessen Empfang bestimmt sein mochten, zur Umgehung dieses Heeresteiles benützt werden. Napoleon war nun des Erfolges auf dem rechten Flügel und damit der Entscheidung so sicher, daß er mitten in der Schlacht von seinem getreuen Rustan ein Bärenfell auf den Boden breiten

ließ und sich zwanzig Minuten tiefen Schlafes gönnte. Wenn dann auch die kolossale Attacke, die Macdonald mit fünf Divisionen und der Garde gegen die feindliche Mitte unternahm, an der ewig denkwürdigen Tapferkeit der österreichischen Truppen an diesem Tage scheiterte, so schien doch für den Gegner, nach den Ereignissen auf dem linken Flügel, die Situation nicht mehr haltbar. Und als jetzt, um 2 Uhr, im österreichischen Hauptquartier die Nachricht eintraf, Erzherzog Johann könne erst drei Stunden später auf dem Schlachtfelde anlangen, zu spät, um noch irgendwelche Unterstützung zu bringen oder Erleichterung zu bewirken, da gab Karl den Befehl zum Abbruch der Schlacht. Sie war für die Österreicher verloren. Weit hinter den Rußbach, bis an die Abhänge des Bisamberges und die Brünner Straße müssen sie zurückweichen, wenn auch in der besten Ordnung und ohne völlig geschlagen zu sein. Napoleon hat so viele Verluste erlitten, daß er keinen neuen Angriff mehr wagt. Seine nächste Absicht ist übrigens erreicht. Er hat die feindliche Hauptarmee besiegt und die Verbindung mit dem Erzherzog Johann unmöglich gemacht. Denn als dieser am Nachmittag auf dem Marchfeld eintraf, fand das Korps nichts mehr zu tun. Man hat versucht, darzulegen, daß Johann, der am Frühmorgen des 5. Juli schon im Besitze der Ordre seines Bruders war, nicht rascher von Preßburg aufbrechen und marschieren konnte, und daß selbst, wenn er zur Zeit eingetroffen wäre, intakte französische Streitkräfte seine Aktion gehemmt haben würden. Das letztere bedürfte erst noch eines eingehenden Beweises, dem ersteren gegenüber aber ist man unwillkürlich zu der Frage geneigt: ob wohl ein französischer General unter den ganz gleichen Umständen ebenso lange gebraucht haben würde, um einen Befehl Napoleons auszuführen? Und wer die Geschichte dieser Kriege kennt, wird die Frage verneinen müssen. Offen bleibt dabei immer noch die andere, warum Johann nicht um einen Tag früher aufs Marchfeld kommandiert worden war, nachdem man dort von dem bevorstehenden Angriff der Franzosen schon am 2. Juli überzeugt gewesen sein mußte.

Auch der Tag von Wagram hatte noch nicht die Ent-

scheidung des Feldzuges gebracht. Österreich war noch keineswegs überwunden. Der Erzherzog verfügte noch immer über eine schlagfertige Armee, die er nun bei Znaim zusammenzog, wohin ihm Napoleon nicht mit seinem ganzen Heere folgen konnte, da er Eugen mit der italienischen Armee, die am 6. Juli den Ausschlag gegeben hatte, zur Beobachtung Wiens und Johanns zurücklassen mußte. Da geschah es, daß am 11. Juli — Massena und Marmont waren eben mit den Österreichern ins Gefecht gekommen, und es bereitete sich eine neue Schlacht vor — ein Parlamentär Karls Anerbietungen eines Waffenstillstandes in das Hauptquartier Napoleons brachte. Sollte er ablehnen oder annehmen? Seine Generale rieten zu jenem, er entschied sich für dieses. Aus unterschiedlichen Gründen. Einmal sah er, daß die neue Geschütztaktik, die allmählich an die Stelle der Bajonettaktik getreten war und bei Wagram vorgeherrscht hatte, die Schlachten blutiger, aber nicht entscheidender machte, so daß sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Bataille als Mittel des Erfolges wankend zu werden begann. „Eine Schlacht soll man nur liefern," — schreibt er in der nächsten Zeit einmal, am 21. August 1809, an Clarke — „wenn man keine neue Glückswendung mehr zu erhoffen hat, da ihrer Natur nach das Geschick einer Schlacht immer zweifelhaft ist." *) Dann hatte er jüngst mit seinen Truppen trübe Erfahrungen gemacht: am 6. war das Korps Bernadottes, ohne Widerstand zu leisten, zurückgegangen und mußte aufgelöst werden, und in der Nacht darauf hatte die Kunde vom Herannahen Johanns eine Panik erzeugt, die Tausende in die Flucht gegen die Donau trieb. Auch war in der letzten Aktion mancher tüchtige General gefallen, der sich exponieren mußte, um widerstrebende Truppen fortzureißen, Massena in Todesgefahr gewesen. Dagegen hatten sich die Österreicher als durchaus ebenbürtige Gegner erwiesen, die zu siegen wußten und die man nur mit Gefahr und Mühe geschlagen hatte, wo man

*) In einem Gespräche mit dem österreichischen General Bubna hat er später die übermäßige Anwendung der Kanonen damit erklärt, daß er fragte: „Was sollte ich sonst tun? Meine beste Infanterie steht in Spanien."

in der Übermacht war. Endlich kam noch eins hinzu: Napoleon hat mit den Volkskräften rechnen gelernt. Die österreichische Landwehr hatte sich tüchtig bewährt, und die Bevölkerung hing mit Liebe an ihrem Fürsten. Was hatten die Tiroler Bauern nicht alles vermocht! Und die Ungarn, die er durch Agenten bearbeitet und durch eine Proklamation vom 15. Mai zur Unabhängigkeit aufgerufen hatte, waren gegen seine Lockungen taub geblieben.*) Wer weiß, welchen elementaren Widerstand er weckte, wenn er nicht vom Kampfe abließ? Nein, der Gedanke an den Krieg war ihm verleidet. Er nimmt den Waffenstillstand an, bewilligt ihn aber allerdings nur für den Preis eines Terrains von 3775 Quadratmeilen, das er zu seiner Verfügung vorbehält, und der Räumung Tirols und Vorarlbergs, Bedingungen, die Kaiser Franz erst nach langem Weigern und mit dem heimlichen Entschluß, den Kampf fortzuführen, ratifiziert.**) Da der Erzherzog diesem Entschluß nicht beipflichtet, nimmt der Kaiser selbst den Oberbefehl an sich, worauf Karl von der Führung ganz zurücktritt.

Man sieht, die Waffenruhe von Znaim bedeutete noch lange nicht den Frieden. Österreich hoffte noch immer auf Preußen, und jetzt schien es wirklich, als ob dessen König zu einem energischeren Schritt entschlossen wäre als zuvor. Er schickte einen besonderen Boten an das österreichische Hoflager, der zu Verhandlungen Vollmacht hatte. Die Besorgnis, die Donaumacht, deren Niederlage man in Berlin nicht für entscheidend hielt, während man Napoleons Lage als nicht allzu günstig auffaßte, könnte sich mit Frankreich auf Preußens Kosten vergleichen, hatte die Annäherung zuwege gebracht. Österreich hoffte auch auf England, das ein neues Heer unter Wellesley in Spanien gelandet hatte und eine zweite Expedition nach Holland oder Norddeutschland ausrüstete, es hoffte auf Rußland, das sich nicht eben als über-

*) So berichtet General Montbrim bei Du Casse, Mémoires et correspondance du Prince Eugène, V., 318. Die Proklamation in Corresp., XIX., 15215.

**) Siehe den Waffenstillstandsvertrag in Corresp., XIX., 15517. Er wurde auf die Dauer von vier Wochen mit einer Aufkündigungsfrist von vierzehn Tagen geschlossen.

eifrigen Partisan des Korsen bewährt hatte, auf die Türkei und, nicht zuletzt, auf die eigenen Streitkräfte, die man auf 200.000 Mann zu bringen und unter den Befehl Liechtensteins zu stellen gedachte. Um diese Hoffnungen und Anstalten möglichst zu verbergen, ließ Franz bei Napoleon um Frieden ansuchen.*) Dieser hinwieder wünschte aufrichtig den Frieden, schon aus denselben Gründen, die den Gegner zum Widerstand ermutigten, aber auch er verhüllte seinerseits diesen Wunsch ebenso sorgfältig wie Österreich seine kriegerische Tendenz, um aus den Unterhandlungen einen möglichst hohen Gewinn zu ziehen. Er lehnte zuerst Liechtenstein gegenüber, den man sondierend zu ihm gesandt hatte, das Anerbieten brüsk ab, sprach von einer Teilung Österreichs, von der Abdankung seines Kaisers, die er fordern würde, und gab erst einem nochmaligen Ansuchen Folge. Dann traten, am 18. August, in Altenburg die beiderseitigen Bevollmächtigten — Champagny und Metternich — zusammen. Aber ihre Unterhandlungen glichen mehr einer großen Intrigue als einem ernsten Geschäfte. Napoleon, der sich Rußlands durch den Antrag einer Teilung Galiziens zu versichern gesucht hatte, verlangte von Österreich nicht nur diese Provinz, sondern auch alles sonst von ihm besetzte Land — etwa ein Drittel der Monarchie mit 9 Millionen Einwohnern — worauf die Österreicher nicht eingingen sondern

*) Metternich, der aus Paris zurückgekehrt und gegen französische Gefangene ausgetauscht worden war, erklärt in einem Briefe an Hudelist (Jablunka, den 13. Juli 1809) diese Eröffnungen folgendermaßen: „Vor meinem Abgang von Wien“ — es war noch vor der Schlacht bei Wagram gewesen — „machte man mir (französischerseits mehrere friedliche Andeutungen. An diesem Faden hielt Seine Majestät für gut, wenn nicht eine Unterhandlung, so doch eine Sondierung (une sonde) anzuknüpfen, die Napoleons Absichten und deren Gewicht aufhellen konnte. Fürst Liechtenstein bot sich an, in das Hauptquartier dieses Souveräns zu gehen. Er tat es mit der Mission, zu erfahren: Will Napoleon Frieden? und was versteht er unter Frieden? Der Kaiser der Franzosen wird entweder nicht antworten oder uns in seiner Antwort, wie es wahrscheinlich ist, die Mittel an die Hand geben, der Nation und der Armee zu beweisen, daß es nun die Existenz zu verteidigen gelte. Seine Majestät wird sich in Ungarn an die Spitze der Armee stellen.“ (W. St. A.)

formulierte Bedingungen verlangten und den Gegner hinhielten, bis endlich entscheidende Wendungen der allgemeinen Lage Ernst in die Sache brachten.

In Spanien hatten die Engländer Vorteile errungen. Wellesley hatte den Marschall Soult zum Rückzug aus Portugal gezwungen und dann in Spanien Viktor bei Talavera am 27. und 28. Juli 1809 geschlagen. Um dieselbe Zeit war eine englische Armee von 40.000 Mann auf der holländischen Insel Walcheren gelandet, hatte sich am 16. August der Festung Vliessingen bemächtigt und lagerte nun vor Antwerpen, dem Kriegshafen der französischen Flotte. Jener Sendbote Preußens, Oberst Knesebeck, hatte, im tiefsten Vertrauen, seines Königs Beistand in Aussicht gestellt. All das — und namentlich Napoleons allzu weitgehende Forderungen — vermehrten am Hoflager des Kaisers Franz in Ungarn die Kriegslust. Napoleons Vorschlag, den Waffenstillstand zu verlängern, ward verworfen, Stadion, der sich, mit den Unterhandlungen nicht einverstanden, entfernt hatte, kehrte am 4. September zurück, und zwei Tage später ging der Generaladjutant Graf Bubna mit einem Briefe des Kaisers Franz nach Schönbrunn, worin die französischen Bedingungen kategorisch als unannehmbar abgelehnt wurden. Nun gab Napoleon nach. Zwar das englische Unternehmen in Holland schlug er nicht hoch an; das Fieber und Überschwemmungen, schrieb er am 9. August an seinen Kriegsminister, würden allein schon die Briten zu Paaren treiben. Auch in Spanien war Wellington durch eine Bewegung Soults in seiner linken Flanke an die portugiesische Grenze, nach Badajoz, zurückgenötigt worden, und Sebastiani hatte am 11. August eine der von Napoleon zersprengten Armeen des Feindes geschlagen. Aber in Frankreich, wohin Bernadotte zurückgeschickt worden war, um die Verteidigung Hollands ins Werk zu richten, gab es wieder allerlei Machenschaften, die sich mit dem stets malkontenten Marschall verknüpften und in der allgemeinen Bestürzung über die britische Expedition Boden fanden. Auch Fouché war wieder rührig. Er hatte nicht nur, wie der Kaiser angeordnet, in den nördlichen, zunächst bedrohten Departements die Nationalgarden ausgehoben, sondern auch

in den erregten Provinzen des Südens die Einleitungen dazu getroffen, was zum mindesten unnütz Unzufriedenheit weckte.*)

Napoleon mochte fühlen, daß seine Anwesenheit daheim dringend nötig sei. Deshalb äußerte er selbst unumwunden seine Neigung für den Frieden und ermäßigte seine Bedingungen. „Ich wünsche aufrichtig den Frieden," sagte er zu Bubna; „bis jetzt habe ich die Unterstützung Rußlands gehabt, und der Kaiser Alexander hält auch — gegen den Wunsch seiner Nation — die Verbindung mit mir aufrecht, was ich an ihm lobe, denn ein Souverän soll sich nicht um die Meinung seiner Untertanen kümmern. (Niemand kümmerte sich mehr darum als Napoleon.) Aber wer bürgt mir dafür, daß es so bleiben wird? Von Preußen weiß ich, daß es seit lange zwischen euch und mir schwankt." Die österreichische Armee lobte er, sie wäre, wenn er sie kommandierte, ebenso gut wie die französische und jeder andern überlegen. Dann ging er von den Altenburger Forderungen, die er als einen Privatspaß Champagnys hinstellte, ab, verlangte aber doch die Abtretung von vierthalb Millionen Seelen, 1,600.000 im Westen und Süden, wo es ihm namentlich um die Verbindung Dalmatiens mit Italien und um einen ungehinderten Weg nach der Türkei zu tun war,**) und 2 Millionen in Galizien, um sie zwischen Rußland und Warschau zu teilen, wozu Alexander I. seine Zustimmung gegeben hatte. Das schrieb Napoleon dem Kaiser von Österreich, dem er dafür die Aussicht auf eine Allianz eröffnete,***) und das gab er auch seinem Minister nach Altenburg als Basis der Verhandlungen an die Hand, mit dem Winke, diese mit allen Kräften zu beschleunigen. Als man dann auf dem Totiser Schlosse

---

*) Siehe die Briefe an Fouché in Corresp., XIX., 15787 und bei Lecestre, I., 523, 526 vom 12. und 18. September. Anderes bei Thiers, Consulat et Empire, XI., 466 ff.

**) Siehe den Brief an Champagny vom 13. September 1809, Corresp., XIX., 15800.

***) Corresp., XIX., 15823 (15. September 1809): „Ist der Friede zwischen uns hergestellt, dann wird es nur von Eurer Majestät abhängen, das Band zwischen unseren Staaten enger zu knüpfen", eine Stelle, die festgehalten zu werden verdient.

diese Forderungen neuerdings zu hart fand, erklärte er sie als sein Ultimatum, von dem er nur dann abgehen und die Monarchie ungeschmälert lassen würde, wenn Franz I. zugunsten des Großherzogs von Würzburg abdanken wollte — ein einfaches Pressionsmittel, mit dem es ihm nicht ernst war, da er ja dann auch auf die wertvolle Passage nach dem Balkan hätte verzichten müssen. Nun war es an Österreich, über Krieg oder Frieden zu entscheiden. Franzens kriegerische Stimmung, in der er bereits Proklamationen für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten entworfen hatte, war unter dem Eindruck der festen Haltung Napoleons und aus sonstigen guten Gründen verraucht. Das englische Unternehmen in Holland, wohin die Briten ihr Egoismus geführt hatte, war gescheitert; Antwerpen hatte widerstanden, die Truppen waren zum großen Teile dem Sumpffieber erlegen und mußten am 11. September wieder eingeschifft werden. Friedrich Wilhelm III. konnte sich, trotz den getroffenen Einleitungen und selbst auf die Nachricht hin, daß Österreich weiter zum Kriege bereit sei, doch nicht entschließen, gegen Napoleon mobil zu machen. Er hatte bald erfahren, daß eine Verständigung zwischen Österreich und Frankreich, die seinem Staate Nachteil bringen könnte, nicht zu fürchten war, und zog sich wieder zurück, namentlich nachdem Alexander sein Ansinnen, mit Preußen gemeinsam Österreich zu Hilfe zu kommen, abgelehnt hatte. Der Zar, von Napoleon bereits auf Galizien lüstern gemacht, ließ nunmehr auch den Kaiser von Österreich wissen, daß er nicht auf Rußland zu zählen habe und sich mit Frankreich vergleichen solle. So wesentlich anders und für die Donaumacht ungünstiger lagen jetzt, in der zweiten Septemberhälfte, die Dinge als kurz zuvor. Das Entscheidenste aber war, daß Österreich auch seinen eigenen Kräften nicht mehr vertrauen konnte, da eine böse Krankheit in seiner Armee zu wüten begann, die bereits über 50.000 Mann dahingerafft hatte, und da namentlich ein tauglicher Feldherr fehlte, denn Liechtenstein war es, bei aller persönlicher Tüchtigkeit, nicht und ein Kriegsrat, an den man dachte, ein allzu unsicheres Werkzeug. Allen diesen Gründen trug man am kaiserlichen Hoflager zu Totis Rechnung. Stadion trat definitiv zurück,

Metternich, der zu Unterhandlungen geraten hatte, übernahm dessen Amt, und Kaiser Franz sandte Liechtenstein mit Vollmachten direkt nach Schönbrunn. Die Altenburger Verhandlungen wurden abgebrochen. In Wien nützte Napoleon die neue Gunst der Verhältnisse sofort dahin aus, daß er seinen Forderungen eine Kriegskostenrechnung von 100 Millionen Franken hinzufügte, welche die Verhandlungen noch in diesem Stadium beinahe zum Scheitern und Österreich einem verzweiflungsvollen Entschlusse letzter Kraftanstrengung nahe brachte. Doch so schlimm stand es schließlich um das vereinsamte, in seinen Kräften gebrochene Donaureich, daß Liechtenstein in der Nacht vor dem 14. Oktober auch diese für den verarmten Staat allzu harte Bedingung nach einiger Ermäßigung unterschrieb, wenn auch nur unter dem Vorbehalte der kaiserlichen Zustimmung. Napoleon aber wartete sie nicht erst ab, sondern ließ gleich am Morgen des genannten Tages den Wienern durch seine Kanonen den ersehnten Frieden ankündigen. Konnte ihn Franz I. nun noch verweigern?

Der neue Vertrag nahm dem Kaiser von Österreich mehr als 2000 Geviertmeilen Landes ab: Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel fielen an den Rheinbund, West- oder Neu-Galizien an das Herzogtum Warschau, desgleichen ein Bezirk um die Stadt Krakau und der ganze Zamoscer Kreis Ost-Galiziens. Ein Strich ostgalizischen Landes mit 400.000 Seelen kam an Rußland. An Napoleon selbst wurden Görz, Monfalcone und das von ihm längst begehrte Triest, außerdem Krain, der Villacher Kreis Kärntens und alles kroatische Land rechts von der Save abgetreten, Gebiete, aus denen ein eigenes „Gouvernement Illyrien" entstehen sollte. Was von Österreich übrig blieb, garantierte der Kaiser der Franzosen, während Franz I. alle Veränderungen anerkannte, die von Jenem in Spanien, Portugal und Italien getroffen worden waren oder noch getroffen werden konnten. Daß Österreich England neuerdings die Freundschaft kündigen und in das Blockadesystem eintreten mußte, verstand sich von selbst. Insgeheim wurde dann noch bestimmt, daß Franz I. seine Armee auf 150.000 Mann herabsetzen, alle aus Frankreich, Piemont und

Venezien gebürtigen Offiziere und Beamten auf Verlangen ausweisen und eine Kriegsschuld zahlen müsse, die Napoleon mit 75 Millionen beziffert, Champagnys Wohldienerei schließlich aber wieder auf 85 Millionen emporgeschraubt hatte.*)

Schon in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober verließ Napoleon Schönbrunn. Ein Zwischenfall mahnte ihn zur Eile. Drei Tage zuvor hatte sich bei der Revue in Schönbrunn ein junger Mann an ihn heranzudrängen gesucht, den man mit einem langen Messer bewehrt fand und der nicht mit der Auskunft zurückhielt, er habe den Kaiser ermorden wollen. Der Jüngling, fast noch ein Kind, hieß Friedrich Staps und war der Sohn eines protestantischen Predigers zu Naumburg. Von Natur ruhig und milde, hatte ihn die Not des Vaterlandes mit einem unsäglichen Haß gegen den Unterdrücker erfüllt, den er ums Leben zu bringen beschloß. Napoleon mochte anfangs an Irrsinn glauben und ließ sich nur widerwillig von Staps selbst überzeugen, wie tief die Erbitterung in Deutschland wurzle und welche Kreise sie bereits gegen ihn bewaffnet habe. Auf die Frage, die er an ihn richtete: „Würden Sie es mir danken, wenn ich Sie begnadigte?“ antwortete der Attentäter mit ruhigem Blute: „Ich würde Sie doch zu töten suchen.“ Er ward in aller Stille erschossen. Die Sache sollte verschwiegen bleiben.

Wieder einmal kehrte Napoleon im Triumph nach Paris zurück. Freilich, wie schwer ihm jetzt der Sieg geworden war, drang kaum in die Öffentlichkeit. Und wenn auch, war nicht der Friedensvertrag da, mit seinen Österreich demütigenden Bedingungen, um für das Gegenteil zu zeugen? Aber das französische Volk sah doch nichts weiter darin als einen neuen siegreichen Feldzug, der zwar mit seinem Blute, aber kaum zu seinem Vorteil geführt worden war. Wir kennen schon die ersten Keime innerlicher Abneigung gegen den Imperator, dem Frankreich nicht genügte. Was war all das, was er tat, um die Eitelkeit der Franzosen zufriedenzustellen,

*) De Clercq, VI., 293 ff. Die geheimen Artikel zum ersten Male dem vollen Wortlaute nach bei Demelitsch, Metternich, I., 70 ff. nach dem Wiener Original.

was war all der Ruhm und Glanz, den er ihnen heimbrachte, gegen die eine unleugbare Tatsache, daß sein Ehrgeiz mit dem französischen Throne sich nicht zufriedengab? Dieses nationslose Streben nach immer weiteren Zielen mußte ihn endlich um ihre Gunst bringen. Denn alles kann ein Volk seinem Herrscher verzeihen, nur das eine nicht, daß er kein Patriot ist. Daneben freilich gab es noch genug, das zur Opposition herausforderte. Das Versprechen vom Vorjahre, der Krieg mit England werde bald beendet sein, war nicht gehalten worden; er dauerte ungeschwächt fort und hemmte jede weiter ausschauende Spekulation. Hafenstädte, die bereits wieder in größter Blüte gestanden hatten, verarmten und verfielen, und man begann sich zu fragen, ob denn wirklich das Blockadesystem des Kaisers der richtige Weg sei, die britische Macht zum Nachgeben zu bringen, und ob nicht eine geschickt eingeleitete Verhandlung das Kabinett von London eher zum Frieden bewegen könnte. Der Offensivkrieg gegen Spanien war ebensowenig zu Ende, und die Unterbrechung des ehedem so gewinnreichen Handelsverkehrs der beiden Staaten brachte dem Süden Frankreichs außerordentliche Verluste. Dazu kam, daß der Kaiser jetzt begann, dem Mittelstande eine Geringschätzung zu beweisen, die tief empfunden wurde. Nur die Söhne gewisser privilegierter Kreise fanden Aufnahme in die Stellen der Auditeurs, aus denen allein der Weg zu den oberen Ämtern und Rängen führte, während alle übrigen sich nur dem niedrigen Bureaudienste widmen konnten. Und doch waren gerade diejenigen, die sich der Kaiser durch diesen Vorzug am festesten verbunden glaubte, es am wenigsten. Auch sie hielten, wie draußen die großen Mächte, sein Regiment für etwas mit seiner Person Vergängliches und richteten sich auf den Augenblick ein, da er nicht mehr war. Die Anhängerschaft seiner Brüder, die ebenfalls ihre Throne über diesen kritischen Moment hinaus zu erhalten wünschten, nahm immer mehr zu, und es wurde ihm immer klarer, daß es ein Fehler gewesen war, sein „System“ der europäischen Föderation auf den Zusammenhang der Familienbande zu gründen, solange er selbst ohne direkte Nachkommenschaft war. Und auch in die Armee drang etwas von dem allgemeinen

Ungenügen ein. „Die Generale“ — erzählt ein aufmerksamer Zeitgenosse — „hatten infolge ihrer reichen Dotationen ein von dem des Monarchen ganz verschiedenes Interesse, nämlich das Erworbene zu bewahren, und leisteten deshalb nur mehr mit Widerwillen die unausgesetzten und anstrengenden Dienste, die von ihnen gefordert wurden. Indem der Kaiser mit zu großer Vorliebe Geistliche und Emigrierte an sich zog, hatte er nur laue und zweideutige Anhänger gewonnen, dagegen aber den Schein erweckt, als verkenne er die Grundbedingung seiner Macht, die Revolution, aus der er hervorgegangen war. Die Personen des alten Adels, mit denen er sich gerne umgab, nahmen zwar die angebotenen Ehrenstellen an, verrieten aber seine Geheimnisse, so oft sie sich davon Kenntnis verschaffen konnten, schmeichelten ihm auf unwürdige Weise ins Gesicht, und beklagten hinter seinem Rücken ihr trauriges Schicksal, einem Emporkömmling zu dienen. Der Klerus trieb wohl in seinen Katechesen die Wohldienerei bis zum Unsinn und lehrte den unbedingten Gehorsam, den jede Hierarchie begünstigt, betrauerte aber anderseits das Schicksal des Papstes.“ *) Und dieses letztere Moment war von der wesentlichsten Bedeutung, denn das Schicksal Pius VII. war in der Tat hart genug. Nachdem am 17. Mai 1809 ein einfaches Dekret den Kirchenstaat dem Empire einverleibt hatte, war wenig später, gerade zu derselben Zeit, als die Franzosen bei Wagram kämpften, auf des Kaisers indirekten Befehl der heilige Vater aus Rom entfernt worden. Millionen gläubiger Gemüter wurden dadurch gegen Napoleon erregt.

Unter solchen Umständen mußte er darauf bedacht sein, dem französischen Volke irgendwie entgegenzukommen, um es günstiger für sich zu stimmen. Nun war es seit Jahren ein vielfach gehegter Wunsch, der auch in die nächste Nähe des Kaisers drang, er möchte durch eine neue Ehe einen Thronerben gewinnen. Die Meinung war, die Segnungen einer eigenen Familie würden ihm auch den Staat wertvoller machen und ihn von dem maßlosen Ausgreifen seiner Macht zurückbringen. Dieser Wunsch wurde um so mehr gehegt, als

*) Montgelas, Memoiren, S. 216.

die gute Sitte am Kaiserhofe nicht eben unbedingt herrschte, wo Josephine längst nicht mehr die ausschließliche Neigung ihres Gemahls besaß und dessen anderweitige Phantasien eher unterstützte als störte, nur um ihre Stellung zu behalten. *) Auch von den Brüdern des Kaisers gingen skandalöse Gerüchte um, und man dachte nun, all das würde verschwinden, wenn ein geordnetes Familienleben bei Hof einzöge. Außerdem hoffte man, eine Ehe mit einer Fürstentochter Europas würde ein Unterpfand des Friedens werden und zugleich ein Damm all den weltherrschaftlichen Gelüsten. Diesem Wunsche kam nun Napoleon seinerseits entgegen. Er hatte mit Josephinen schon im März 1808 offen von Scheidung gesprochen; damals hatte sie ihn mit rührenden Bitten davon abgebracht. Jetzt wollte er stärker sein. Am 30. November teilte er seiner Gattin den nunmehr unwiderruflichen Entschluß mit, sich von ihr zu trennen. Josephine verfiel in Krämpfe, und auch in seinen Augen will man Tränen bemerkt haben. Einige Tage später, als die Kaiserin ruhiger geworden war, ließ er ihr durch ihren Sohn Eugen, der sich willfährig dazu bereit fand, die Notwendigkeit des von der Politik diktierten Opfers darlegen, und sie fügte sich. Am 15. Dezember berief der Kaiser in die Tuilerien einen Familienrat und erklärte seine bestimmte Absicht, eine andere Verbindung einzugehen. „Die Politik meiner Monarchie," sagte er, „das Interesse und das Bedürfnis meiner Völker, die mich stets in meinen Handlungen leiteten, verlangen, daß ich den Thron, auf den die Vorsehung mich erhoben, Kindern hinterlasse, welche die Erben meiner Liebe zu meinen Völkern sein sollen." Da ihm die Ehe mit seiner vielgeliebten Gattin Josephine die Hoffnung darauf nicht gestatte, müsse er die zärtlichsten Neigungen

*) Broglie erzählt in seinen Erinnerungen, er habe die Kaiserin vor dem Kriege des Jahres 1809 gesehen, „und ihr zur Seite die glänzende Schar von Ehren-, Hof- und Palastdamen und den Cortège von Vorleserinnen, die den Harem unseres Sultans bildeten und ihm halfen, noch einige Zeit das geschminkte Alter der ehemaligen Sultanin zu ertragen." (I., 57.) An dieser Mitteilung ist nur zu korrigieren, daß Napoleon innerlich doch noch immer fester an Josephinen hing als es nach außen den Anschein haben mochte. Die Trennung von ihr ist ihm nicht allzu leicht geworden.

seines Herzens dem Staatswohl opfern und dieses Band lösen. Erst vierzig Jahre alt, hoffe er, Nachkommen, die ihm beschert sein würden, in seinem Geiste und in seinen Ideen erziehen zu können. Die Kaiserin, die er selbst gekrönt habe, solle ihren Titel und Rang behalten, nie an seinen Gefühlen zweifeln und ihn stets für ihren besten und teuersten Freund halten. Josephine brachte unter Schluchzen ihren Verzicht auf den französischen Thron vor, und am nächsten Tage erklärte ein Senatskonsult die kaiserliche Ehe „in beiderseitigem Einvernehmen“ für gelöst. Eine Schwierigkeit lag nur darin, den gläubigen Katholiken die Sache mundgerecht zu machen, denn es war, wie wir wissen, am Tage vor der Kaiserkrönung eine kirchliche Einsegnung erfolgt. Napoleon ließ jedoch durch seinen Anwalt frischweg erklären, er habe damals sein Jawort unter einem moralischen Druck und auch nicht, wie es das Kirchengesetz vorschrieb, vor Trauzeugen und vor dem Pfarrer des Bezirks abgegeben, was dann als Argument für die Nullität der kirchlichen Sakramentshandlung verwertet wurde, die das bischöfliche Offizialat in Paris im Januar 1810 bescheinigte.*) Nur daß die Zivilehe des Generals Bonaparte im Jahre 1796 eine gültige gewesen war, gültig auch für die kirchlichen Behörden, ließ das Offizialat — sei es absichtlich oder unabsichtlich — außer acht.**)

Nach der Scheidung zog sich Josephine nach Malmaison zurück. Wo aber war die neue Gemahlin? Kein Zweifel, die

*) Einer dieser Gründe war sicher nicht stichhältig, denn Fesch war als Großalmosenier der befugte Pfarrer des kaiserlichen Hofes, ein zweiter, den moralischen Zwang betreffend, wird in seiner Gültigkeit bestritten werden können, und was die Zeugen betraf, so hatte Pius VII. damals, 1804, den Kardinal Fesch immerhin von diesem Erfordernis dispensieren können. Die Kurie hat sich auf den Standpunkt gestellt, und ihn auch nach dem Sturze des Kaisers noch eingenommen, das Offizialat sei nicht die kompetente Behörde gewesen, da die Lösung der Fürstenehen lediglich in den Wirkungskreis der Päpste fielen. Auf dem Wiener Kongreß wappnete sich Consalvi gegen Österreich mit der Absicht, nötigenfalls die Frage der Gültigkeit der zweiten Ehe Napoleons aufzuwerfen. S. Rinieri, Consalvi e Pacca nel tempo del congresso di Vienna. I., 111 ff.

**) S. Schnitzer, Katholisches Eherecht, S. 669 f.

Politik hatte das alte Band zerschnitten, die Politik mußte ein neues knüpfen. Keine andere Rücksicht kam dabei zur Geltung, es wäre denn die auf den Ehrgeiz des Emporkömmlings, sich den alten Thronen Europas enge zu verbinden. Die angesehensten waren die von Österreich und Rußland. Das herrschende System verwies den Kaiser an den letzteren. Wir wissen, wie sehr nahe in den Tagen von Erfurt Napoleon der Gedanke gelegen hatte, eine Verbindung mit dem Zarenhause zu suchen, wissen, daß er ihn zum Ausdruck brachte und sich damit einigermaßen die Hände band, wissen aber auch, wie Alexander auswich und sich hinter der erforderlichen Zustimmung seiner Mutter verschanzte. Eine seiner Schwestern, die ältere, Katharina, war bald darauf an Georg von Oldenburg verheiratet worden. Aber Anna, die jüngere, war noch frei. Da entstand die Frage: wie stellte sich jetzt die Politik zu dieser Absicht?

Seit den Erfurter Tagen war manches geschehen, was das Einverständnis der beiden Staaten stören konnte. Es kam der Krieg mit Österreich, den der Zar so gerne verhütet hätte, um ungeschwächt gegen Schweden und Türken kämpfen zu können, und es kamen die Siege der Franzosen, die in Petersburg tiefe Besorgnis erregten. Zwar gelang es Alexander, die Schweden endlich im Frieden von Friedrichshamm (19. September 1809) zur Abtretung Finnlands zu vermögen; die Türkei aber hatte er noch keineswegs bezwungen, und die russischen Truppen mußten im Herbste des Jahres sogar aufs neue über die Donau zurückgehen. Was ihn jedoch am meisten verstimmte, das war Napoleons Beziehung zu den Polen während des Krieges. Als Dieser nämlich sah, wie berechnet lässig Rußland den Kampf gegen den Erzherzog Ferdinand führte, wandte er sich an die nationalen Kräfte des Herzogtums Warschau unter Poniatowski, rief die West-Galizier zur Unabhängigkeit auf, und erreichte so durch die Polen, was ihm die Russen versagt hatten. Die Vermehrung des Herzogtums Warschau durch 1½ Millionen Galizier, während Rußland nur 400.000 bekam, war der Dank des Kaisers, der längst an seinem Alliierten von Tilsit und Erfurt ebenso irre geworden war, wie dieser an ihm. So hatte Alexander die

Aufteilung Galiziens nicht verstanden, als er ihr zustimmte. Er hatte es vielmehr Caulaincourt nicht verschwiegen, daß er für sich das größere Stück erwarte, während Warschau nur das kleinere zu bekommen hätte.*) Und da das Gegenteil zur Tat geworden war, empfand er, bei der starken antipolnischen Stimmung der Russen, den Friedensvertrag wie eine Niederlage. Nun wäre es aber doch für Napoleon sehr störend gewesen, wenn Rußland aus diesem Grunde jetzt die Allianz verlassen und etwa Preußen, das auch noch polnisches Land besaß, zu einer feindseligen Haltung bestimmt hätte, nachdem er kaum das isolierte Österreich zu bezwingen imstande gewesen war. Deshalb ging wenig Tage nach dem Schönbrunner Friedensschluß, am 20. Oktober 1809, eine Depesche nach Petersburg ab, die zu erklären hatte, wie der Kaiser unmöglich die West-Galizier, die sich einmütig für ihn erhoben, unter die österreichische Herrschaft zurückkehren lassen konnte, wie er aber dennoch weit davon entfernt war, den Gedanken an die Herstellung Polens damit zu erwecken, sondern im Gegenteile — wie es in Petersburg gewünscht wurde — mit Rußland im Vereine den Namen „Polen“ aus der Geschichte verschwinden machen wolle. (Er ahnte wohl nicht, Alexander werde erfahren, daß er zu derselben Zeit in Paris durch Duroc die Polen versichern ließ, mit jener Erklärung sei es ihm durchaus nicht ernst gewesen.) Der russische Gesandte, Kurakin, wurde mit Aufmerksamkeiten überhäuft, der Wunsch nach einer russischen Anleihe auf dem Pariser Markte offen unterstützt, ja, als Alexander von Caulaincourt einen Garantievertrag heischte, daß Polen niemals hergestellt werden solle, bekam der Gesandte den Auftrag, darauf einzugehen, denn der Kaiser „wolle alles tun, was Rußland beruhigen könne“. Zugleich ward er ermächtigt, mit dem Zaren auf das in Erfurt berührte Heiratsprojekt zurückzukommen und ihn zu fragen, ob sein Herr, für den Fall seiner Scheidung von Josephinen, auf die Hand der Großfürstin Anna rechnen

*) Er schrieb es damals dem Fürsten Galitzyn wie sehr und aus welchen Gründen er gegen jede Vergrößerung Warschaus durch Galizien war. Natürlich hing das mit seinen eigenen Absichten auf das polnische Land zusammen. Vgl. Schiemann, Nikolaus I., I., 105.

dürfe (22. November 1809). Hatte diese Werbung auch nur den Zweck, Rußland einen Beweis seiner Bündnistreue zu geben? Oder war es Napoleon, wie in Erfurt, auch jetzt noch ernst damit? Das ist nicht leicht zu entscheiden. Man ist versucht, das erstere anzunehmen, wenn man erfährt, daß der Kaiser, noch ehe er von Caulaincourt eine Antwort erhielt, durch verschiedene Mittelspersonen mit Österreich in Fühlung trat, wo jetzt Graf Metternich den Plan eines guten Verhältnisses mit Frankreich eifrig verfolgte, um für den tieferschütterten Staat Ruhe zu gewinnen. Auf Napoleon hatten die Widerstandskraft des österreichischen Heeres und die Begeisterung, mit der dort das Volk, trotz den Niederlagen und dem nachteiligen Frieden, den heimkehrenden Herrscher empfing, tiefen Eindruck gemacht, den er nicht verschwieg. Auch mochte er hoffen, die Feindseligkeit des starken Anhangs, den Österreich in Deutschland und Italien hatte, am wirksamsten durch eine Verbindung mit der Donaumacht entkräften zu können.

Wir hören, daß schon im November der französische Minister des Äußern sich bei dem österreichischen Botschaftsrat Floret, der den neuen Gesandten, Fürsten Schwarzenberg, nach Paris begleitete, eifrig nach der Erzherzogin Maria Luise, erkundigte, die damals achtzehn Jahre alt war, aus einem Hause stammte, das, wie man wußte, die Nachkommenschaft nahezu verbürgte, und deren katholisches Bekenntnis den französischen Verhältnissen mehr entsprach als das Griechentum der Zarentochter. Hatte sie doch schon während der Altenburger Verhandlungen das Gerücht als künftige Gemahlin Napoleons bezeichnet.*) Um den Jahreswechsel empfing Napoleon die Gräfin Metternich, die Paris nicht verlassen hatte, in auszeichnender Weise, und kurz nachher näherten sich ihr, offenbar in des Kaisers Auftrage, die Beauharnais: Hortense teilte ihr mit, daß ihr Bruder Eugen seinem Stiefvater zur Erzherzogin Luise geraten habe, und Josephine sagte

*) „Gerücht, Napoleon werde die ganze Monarchie zurückgeben, die Erzherzogin Louise zur Ehe für sich und den Kronprinzen (Ferdinand) für eine französische Prinzessin begehren.“ Florets Journal zum 8. Oktober 1809. (W. St. A.)

ihr der Kaiser habe ihr zwar anvertraut, daß er noch keine Wahl getroffen habe, sie sei aber sicher, er würde in Österreich wählen, wenn er gewiß wäre, dort angenommen zu werden.*) Schon vorher, am 25. Dezember, waren von Wien aus an Schwarzenberg Instruktionen für den Fall gesendet worden, daß die Heiratsfrage an ihn herantrat: er möge ihr Raum geben und sich Eröffnungen nicht verschließen. Damit war die Sache in die Bahn geleitet — und noch immer war keine Nachricht aus Petersburg eingetroffen. Brachte sie nun, wie Napoleon annehmen mochte, statt einer definitiven Entscheidung wieder nur freundliche Ausflüchte, so konnte man das als Ablehnung auffassen und, der Zustimmung Österreichs sicher, die Werbung in Wien anbringen.**)

Auch da mag, neben dem Wunsche nach einem Thronerben, für dessen Erfüllung die Ehe mit der österreichischen Prinzessin mehr Gewähr zu bieten schien als die mit der eben erst fünfzehn Jahre alt gewordenen Großfürstin, eine politische Erwägung mitgesprochen haben. Seit dem Verhalten Rußlands im letzten Sommer mußte es Napoleon klar geworden sein, daß die Allianz mit dieser Macht, die mit immer stärkeren Prätensionen auftrat, um ihren Herrscher gegen die Opposition im Innern sicherzustellen, in nicht allzuferner Zeit ihr Ende finden und ein erbitterter Krieg um die Herrschaft auf dem Kontinent — „um schließlich allein übrig zu bleiben“ — entbrennen würde. Dann durften die deutschen Mittelmächte, dann durfte zum mindesten Österreich nicht unter russischem Einfluß stehen. Um nun das Haus Österreich, wenn es der Heirat widerstrebte, gefügiger zu stimmen, ward das russische Eheprojekt mit ziemlicher Ostentation behandelt, damit in Wien der Schreck vor der russisch-französischen Intimität der

*) S. in Metternichs nachgelassenen Papieren, II., 320 die Briefe der Gräfin vom 3. Januar 1810.

**) Es ist schwer denkbar, daß Napoleon über die Stimmung, die in der russischen Kaiserfamilie über ihn herrschte, und insbesondere über die Abneigung der Kaiserin-Mutter, nicht wenigstens annähernd unterrichtet gewesen sein soll. Caulaincourt hatte ihm doch in einem Briefe vom 4. Februar 1809 (Vandal, II., 180), gemeldet, daß jede Brautwerbung in Petersburg unbedingt bei Maria Feodorowna anzubringen sei.

Werbung den Boden ebne, oder vielleicht sogar eine Eröffnung hervorrufe. In jener Unterredung Josephinens mit der Gräfin Metternich hatte es die Exkaiserin nicht unterlassen, ihren Mitteilungen hinzuzufügen: „Man muß Ihrem Kaiser vorstellen, daß sein und seines Landes Untergang sicher sei, wenn er nicht zustimmt, und daß in seiner Zustimmung auch das einzige Mittel liege, den Kaiser Napoleon von einem Schisma mit dem Papste zurückzuhalten." Ob nun in dieser ganzen Sache von österreichischer oder französischer Seite das erste Wort fiel, ob der Graf Laborde, der Vertrauensmann Napoleons, der bei den Friedensunterhandlungen tätig gewesen und dann noch einige Zeit in Wien geblieben war, bei Metternich, oder dieser bei ihm zuerst anklopfte, ist heute noch nicht völlig klargestellt.*) Jedenfalls erblickten Kaiser

*) Nach einer von Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt, S. 16 zitierten Aufzeichnung des Erzherzogs Rainer soll Napoleon schon im Juli während des Krieges, „dunkel" von der Idee einer Verbindung mit der Erzherzogin gesprochen haben. Siehe oben S. 313 den Brief Napoleons an Franz I. vom 15. September. Metternich sagt in einer Depesche an Schwarzenberg vom 25. Dezember 1809, Alexander von Laborde, der ehedem in österreichischen Diensten gestanden und viele Verbindungen in Wien, insbesondere mit Schwarzenberg u. a. gewonnen hatte, habe ihn vor seiner Abreise über die Möglichkeit einer Familienallianz sondiert, indem er die Ehe des österreichischen Kronprinzen Ferdinand mit einer Tochter Lucians, oder die Napoleons mit der Erzherzogin Luise aufs Tapet brachte. Den ersten Vorschlag habe er sofort zurückgewiesen, nicht so den zweiten. Dem gegenüber behauptete Laborde in einem Memoire, das er Mitte Dezember, kurz nach seiner Rückkehr nach Paris, für den Kaiser verfaßte, Metternich habe ihn zu einer Verzögerung seiner Abreise von Wien beredet und ihm in einer Besprechung über die Mittel, das Verhältnis Frankreichs zu Österreich besser zu gestalten, geradezu eine Heirat Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin als solches genannt, wenn der Kaiser mit der Scheidung Ernst mache. Diese Idee, habe der Minister hinzugefügt, käme von ihm allein, die Intentionen seines Souveräns kenne er nicht, zweifle aber nicht, daß sie dem Projekte günstig sein würden. (Vandal, II., 203, 543.) Später, in einem Briefe an Jakobi-Klöst vom 11. September 1811, hat Metternich selbst sich in der Tat als denjenigen bezeichnet, der die Ehe in Vorschlag gebracht habe (M. Duncker, Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm III., S. 325), was mit einer Äußerung Napoleons aus dem Jahre 1814 zu dem österreichischen Freiherrn von Wessenberg übereinstimmt: „Kann Metternich vergessen, daß meine Heirat mit einer österreichischen Erzherzogin

Franz und sein jetziger Minister des Äußern in einer Familienverbindung mit Napoleon eine gewisse Sicherheit für den Staat, eine Gewährleistung seiner Existenz, und um diesen Preis beschwichtigte man seine Abneigung gegen den Brautwerber. Schwarzenberg erhielt den Auftrag, die Idee zu verfolgen und sich den Eröffnungen, die man ihm machen werde, nicht zu versagen.

Nach den ersten geheimen Pourparlers, die Laborde im Auftrage Napoleons mit dem Gesandten Österreichs führte — Dieser bezeichnete sie in einem Berichte vom 13. Januar als „halboffiziell" — und nachdem die kirchliche Entscheidung gefallen war, die man in Wien als notwendige Voraussetzung erklärt hatte,*) hielt Napoleon, mehr zum Schein, am 28. Januar einen Ministerrat ab, dem er die Frage seiner Wiederverheiratung vorlegte. Eugen Beauharnais, Maret, Champagny, die im Vertrauen waren, Fesch und noch Einzelne plaidierten für Österreich, andere, wie Cambacérès und Murat, für Rußland. Als auch Lacuée, der Minister der Kriegsverwaltung, die gleiche Ansicht vortrug und im Eifer wider die österreichische Verbindung bemerkte, der Donaustaat sei keine Großmacht mehr, unterbrach ihn der Kaiser: „Man sieht, daß Sie bei Wagram nicht dabei waren."**) Wenn er auch keinen Entschluß kundgab, so dürfte es doch keinem der Teilnehmer unklar geblieben sein, wohin er neigte. Als dann am 6. Februar Berichte von Caulaincourt eintrafen und auch wieder nur, wie frühere, von Aufschub redeten, hielt sich der Kaiser dem Zaren gegenüber nicht mehr für gebunden. „Aufschieben heißt verweigern," sagte er, „übrigens will ich in meinem Palaste keine fremden Priester zwischen mir und meiner Frau haben." In höflichster Form ward an der Newa mitgeteilt, daß man von der Verbindung abstehe. Der Minister

sein Werk ist?" (Arneth, Wessenberg, I., 189.) In seinen Memoiren hat dies Metternich freilich wieder geleugnet und Napoleon die Initiative zugeschoben. So viel geht aus den Quellen hervor, daß die Bereitwilligkeit auf beiden Seiten war.

*) Schon am 22. Dezember hatte Cambacérès den geistlichen Richtern versichert, der Kaiser beabsichtige eine katholische Prinzessin zu ehelichen.

**) Beugnot, Mémoires, II., 359.

mußte an Caulaincourt schreiben, daß das Moment des Religionsunterschiedes nach der Auffassung der Bevölkerung störend wirke und daß die letzten Nachrichten, die einen Aufschub melden, den Kaiser zu anderer Entscheidung bewegten. „Die Zeit drängt und der Kaiser ist ungeduldig, den Wunsch Frankreichs zu erfüllen. Er erinnert sich wohl, daß man ihm in Erfurt von der Großfürstin Anna gesprochen habe, aber die Versäumnis eines Monats, ehe man Ihnen antwortete, genügt, um den Kaiser jeder Verpflichtung, die übrigens nicht besteht, aber auch jeder Höflichkeitsrücksicht (toute obligation de politesse) zu entbinden, die ihm seine Freundschaft auferlegt.“ *) Wenn sich auch der Zar darob verletzt fühlte — und wir hören, daß dies der Fall war — so hatte das nunmehr, nachdem man Österreichs sicher geworden war, für Napoleon keine bedrohliche Bedeutung mehr. Der politische Zweck seines Doppelspiels war erreicht. Wenig Tage nach der Weisung an Caulaincourt, sein Herr sei von der geplanten Ehe zurückgetreten, ging ein zweiter Auftrag an ihn ab: er hatte mitzuteilen, daß ein Vertrag bezüglich Polens, den er am 4. Januar 1810 unterzeichnet und den der Zar bereits ratifiziert hatte, vom Kaiser in der vereinbarten Form nicht angenommen werden könne.

Inzwischen hatte noch am 6. Februar Napoleon Eugen Beauharnais zu Schwarzenberg gesandt, um Diesen für die sofortige Unterzeichnung eines Ehevertrages zu gewinnen. Der Gesandte, der angewiesen war, vorerst zu berichten, mußte dies unterlassen und unterschrieb am nächsten Tage den Pakt, nachdem der Kaiser seinen Ministern seine Entscheidung kundgetan hatte, sich mit der Österreicherin zu verbinden. Nun reiste Berthier als „Großbotschafter“ nach Wien, um in aller Form für Napoleon zu werben, worauf dort am 11. März in der Augustinerkirche die feierliche Einsegnung stattfand. Erzherzog Karl vertrat dabei seinen großen Gegner. Dann

*) Champagny an Caulaincourt bei Bertrand, Projet de mariage de Napoléon I. (Correspondant, 1890, p. 860.) Auf Napoleons Geheiß vom 6. Februar (Corresp., XX., 16210) mußte der Minister den Brief so abfassen, als wäre Caulaincourts Depesche während des Konzepts eingetroffen, und ihn vom 5. datieren.

ging es in Eile nach Frankreich, wo der Kaiser am 27. bei Compiègne mit seiner neuen Gemahlin zusammentraf und sofort — er mochte sich an König Heinrich IV. erinnert haben — von ihr Besitz nahm. Am 1. April ward in St. Cloud die Zivilehe geschlossen, am Tage darauf in der Kapelle des Louvre nochmals die kirchliche Trauung vollzogen. Man bemerkte, daß das Zeremoniell genau dasselbe wie bei der Hochzeit Ludwig XVI. mit Marie Antoinette war, und daß auch die Ehepakten jenen wörtlich gleich abgefaßt wurden.

Marie Luise gefiel den Parisern nicht sonderlich. Sie bot zwar mit ihren achtzehn Jahren eine frische, gesunde Erscheinung, sah aus ihren schönen blauen Augen hell in die Welt, aber man fand sie, trotz ihrem reinen Teint und ihren vollen roten Backen, häßlich und vor allem schlecht gekleidet. Den Hofleuten fiel ihre grenzenlose Verlegenheit auf. Doch gewann sie bald Würde und eine gewisse Festigkeit, namentlich als ihr Napoleon, dem sie alles in Unterwürfigkeit ergeben sah, mit großer Achtung ermunternd begegnete. Sie hatte ihn bis vor kurzer Zeit als den bittersten Feind Österreichs gehaßt — soweit eben ein Kind des leidenschaftslosesten Monarchen einer leidenschaftlichen Empfindung fähig war — und ihre Briefe an eine Freundin aus jener Zeit zeigen, welch Opfer sie der Politik darbrachte. Am 23. Januar schrieb sie z. B. aus Ofen: „Seit der Scheidung Napoleons von seiner Gattin öffne ich die Frankfurter Zeitung immer mit der Idee, den Namen seiner neuen Gemahlin zu finden, und ich gestehe, daß die Zögerung mir Unruhe verursacht. Ich lege mein Schicksal in die Hände der göttlichen Vorsehung, die ja allein weiß, was uns frommt. Sollte aber das Unglück es wollen, so bin ich bereit, mein persönliches Wohlergehen dem Staate zu opfern, überzeugt, daß man wahre Freudigkeit nur in der Erfüllung seiner Pflichten findet.“ Sie fügte aber doch hinzu: „Beten Sie, daß es nicht geschehe.“*) Und nun geschah es doch.

Aber wenn man auch in Paris an der äußeren Erscheinung der neuen Kaiserin manches zu kritteln fand, so begrüßte man das Ereignis dennoch im allgemeinen mit großer Genugtuung. Zwar die Unversöhnlichen des Faubourg St. Germain

*) Correspondance de M. Louise, p. 80.

waren entrüstet über diese Allianz zwischen der Legitimität und der Revolution, und die radikalen Republikaner desgleichen über die Stütze, die sich hier dem Regiment ihres Unterdrückers darbot: die große Masse jedoch war befriedigt. Selbst bei den Soldaten der alten Garde herrschte die Meinung, die fremde Gemahlin werde den allgemeinen Frieden bringen. Der Kurs der Rente war gestiegen, als man am 9. Februar von dem abgeschlossenen Vertrag gehört hatte. Napoleon nützte sofort diese Stimmung, um sein altes Lied wieder ertönen zu lassen. Er befahl Champagny, ein Rundschreiben an alle Gesandten im Auslande zu richten, das seine Friedensliebe kund tun sollte: „Sie werden darin sagen, daß eines der Hauptmittel, deren sich die Engländer bedienten, um den kontinentalen Krieg zu entflammen, darin bestand, daß sie glauben machten, es läge in meiner Absicht, die Dynastien zu vernichten. Indem mich nun die Umstände in die Lage versetzten, eine Gemahlin zu wählen, wollte ich ihnen den unseligen Vorwand benehmen, unter dem sie die Nationen aufwiegelten und einen Zwist erregten, der Europa mit Blut überschwemmte.“ Sollte die Welt diesen Versicherungen trauen? Am Wiener Hofe fragte man sich, erzählt Metternich, welchen Kalkül Napoleon wohl mit seiner Heirat angestellt haben konnte: ob er den Degen in die Scheide zu stecken und die Zukunft Frankreichs und seiner Familien wirklich auf die Prinzipien der Ordnung und des Friedens zu gründen, oder ob er nur Österreichs Kräfte in den Dienst seiner Herrscherpolitik zu ziehen gedachte. Und das war in der Tat die entscheidende Frage. Sie blieb nicht lange unbeantwortet. Als am 20. März 1811 dem ängstlich aufhorchenden Volke von Paris die Kanonen der Invaliden die Geburt eines Prinzen verkündeten, da zeigte sich den Eingeweihten der Horizont Europas schon wieder dicht umwölkt, und sie waren sich nicht unklar darüber, von wannen das Gewitter heranzog. Und barg es denn nicht auch einen tiefen Sinn, daß der Imperator dem Neugeborenen den Titel eines „Königs von Rom“ beilegte? Nur der Name der alten Weltbezwingerin schien ihm eben noch gut genug, den Erben seiner Macht damit zu schmücken.

Anhang.

I.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Für die inneren Verhältnisse Frankreichs: *a)* Berichte von Reisenden: K. B. Hase, Briefe von der Wanderung und aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803, Hamburg, 1805; A. v. Kotzebue, Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804. Berlin, 1804; J. G. Rists Lebenserinnerungen (herausgegeben von G. Poel), Gotha, 1880; F. J. L. Meyer, Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs, 1801, 2 Teile, Tübingen, 1802; (Schlabrendorf), N. Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate, Germanien 1804; Bray, Aus dem Leben eines Diplomaten, Leipzig, 1901. Über anderes vergl. Holzhausen, Der Erste Konsul und seine deutschen Besucher, Bonn, 1900; Remacle, Bonaparte et les Bourbons. Relations secrètes des agents de Louis XVIII à Paris, 1802, 1803. Par. 1899 (die Sammlung war Thiers nicht unbekannt); Peltier, Paris pendant 1799 à 1802, Londres; Pingaud, Un agent secret (2. éd); Alger, Englishmen in the French Revolution; Babeau, Les Anglais en France après la paix d'Amiens, Par. 1899 (Aufzeichnungen John Carrs); Holzhausen, Bonaparte, Byron und die Briten, Frankf. 1904. *b)* Einheimische Quellen: Der „Moniteur“ (offizielles Organ); die „Correspondance“ de Napoléon I. VII. und ihre Ergänzungen; die Memoiren Fauriels (herausgegeben von Lalanne, 1886), Bourriennes (bis 1802 noch von einer relativen Brauchbarkeit); Lucians (in der leider ganz unwissenschaftlichen Ausgabe Jungs) Band II.; Thibaudeaus (das vorzüglichste Quellenwerk in dieser Reihe), der Rémusat, der Chastenay II. Band, Marets (in Ernoufs Biographie Maret's), Pasquiers' I, Norvins' I., Chaptals „Souvenirs,“ die „Considérations“ der Staël, die Erinnerungen der Herzogin von Abrantès, P. L. Couriers Briefe a. d. J. 1804 in dessen gesammelten Werken. Dazu: Forneron, Histoire générale des émigrés III., Par. 1889; Gaffarel, L'opposition militaire sous le Consulat (La Révol. franç. VI.), Guillon, Les complots militaires sous le Consulat et l'Empire. Par. 1894; Madelin, Fouché, I.; A. Thierry, Conspirateurs et gens de police (Rev. d. d. mondes, 1902); dazu die Memoiren von Thiébault III. und Macdonald, die Korrespondenz Davouts (her. v. Mazade); Debidour, Le général Fabvier („Annales de l'Est,“ 1887 ff., nach dessen Briefen); L'opposition litéraire sous le Consulat („Nouv. Revue,“ 1889, nach Nodiers und Estournels Erinnerungen); Poittevin, La liberté de la Presse depuis la Révolution (1789—1815), Par. 1901; Thiers, Con-

sulat et Empire, IV; Thibaudeau, Le Consulat et l'Empire II; Bertin, La Société du Consulat; Stenger, La société française pendant le Consulat; Welschinger, La Censure sous le premier Empire.

Für die auswärtigen Beziehungen: *a*) im allgemeinen: Außer der „Correspondance" Napoleons, den Nachträgen zu derselben von Brotonne und Lecestre, den Briefen Talleyrands bei Bertrand und den Verträgen bei De Clercq, die einschlägigen Kapitel bei Thibaudeau und Thiers und vor allem: Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe; dazu Sorel, L'Europe et la révolution française VI. *b*) Im besonderen bezüglich Italiens: Botta, Storia d'Italia dal 1789 al 1814, 3 Bände; Tivaroni, L'Italia durante il dominio francese, 1889 (2. Teil der Storia del risargimento italiano); Castro, Storia politica moderna d'Italia dal 1799—1814, Mil. 1881; Bianchi, Storia della monarchia piemontese, III.; Francesco Melzi d'Eril, Memorie, documenti e lettere inedite di Napoleone I. e Beauarnais, ed. Giov. Melzi, 2 vols 1865; Bonacossi, Bourrienne et ses erreurs; G. Koch, die Entstehung der italienischen Republik, 1801—1802 (Hist. Z., Bd. 84); Roberti, Les Cisalpins à Lyon („Minerva," 1902); Malvezzi, P. Berti alla consulta di Lione (Revue napoléonnienne, 1902); Zanolini, Aldini et i suoi tempi, Firenze 1864; Dejob, M^me^ de Staël et l'Italie, Par. 1890 (mit einer Bibliographie betreffs des französischen Einflusses auf Italien) — bezüglich der Schweiz: Strickler, Amtliche Sammlung der Akten aus der Zeit der helvetischen Republik, Bd. VIII; Dunant, Relations diplomatiques de la France et de la République hélvétique; Neys Memoiren (1833); Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert; Muralt, Hans v. Reinhard, Zürich 1839; Jahn, Bonaparte, Talleyrand und Stapfor, Zürich 1869; Luginbühl, F. A. Stapfer; — bezüglich Deutschlands: Häusser, Deutsche Geschichte II. (Gaspari), der französisch-russische Entschädigungsplan, Regensburg 1802; Derselbe, Der Deputations-Rezeß mit historischen, geographischen und statistischen Erläuterungen, 2 Teile, Hamburg 1803; Ranke, Hardenberg und der preußische Staat II. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, II.; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie II. (Österreich), VI. (Preußen); Ulmann, Russisch-preußische Politik unter Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. bis 1806, Leipzig 1899; Hüffer, Die Kabinetsregierung in Preußen, Leipzig 1891; Fisher, Studies in Napoleonic Statesmanship in Germany, Oxford 1903; Fournier, Gentz und Cobenzl, Geschichte der österreichischen Diplomatie von 1801—1805; Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns 1801—1810 I. — bezüglich Hollands: De Bosch-Kemper, Staatskundige Geschiedenis van Nederland (1795—1814) Amst. 1867; Vreede, Geschiedenis der Diplom. v. d. Bataafsche Republiek, 1863 ff.; — bezüglich Rußlands: Tratschewsky, Frankreich und Rußland, im Sbornik der historischen Gesellschaft, Band 77; Tatistscheff, Alexandre et Napoléon I. (1801—1812), Par. 1891; Martens, Recueil, XIII;

Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert, II.; — bezüglich Spaniens und Portugals: Baumgarten, Geschichte Spaniens seit dem Ausbruch der französischen Revolution, I.; Bernhardi, Napoleon I. und Spanien (Historische Zeitschrift, Band 40); Grandmaison, L'ambassade française en Espagne, 1789—1804; Lucians Memoiren II; L. Coelho, Historia de Portugal desde os finos do 18. seculo ate 1814, Lissab. 1886 — bezüglich der Verfassungen der italienischen Staaten, Hollands und der Schweiz: De Clercq, Traités II. und Pölitz, Europäische Verfassungen, 3 Bände.

Für die Kolonialpolitik Napoleons: G. Roloff, Die Kolonialpolitik Napoleons I., München, 1899; Adams, Napoléon et S. Domingue (Rev. Hist. XXIV.); Laujon, Précis historique de la première expéd. de St Domingue; Mosbach, Der französische Feldzug auf S. D.; Saint-Domingue sous le Consulat, Fragment des souvenirs de la générale Lallemand (Nouv. revue retrospective, 1902); Schoelcher, Vie de Toussaint Louverture, Par. 1889; Gauthier-Villars, Toussaint Louverture au fort de Joux (Rev. hebdomadaire 1901); Meunier, La mort de Toussaint Louverture (La Quinzaine, 1902), s. auch Urkundliches in der Revue de l'Agenais, 1884. Ferner die Memoiren von La Croix; Preutout, L'Ile de France sous Decaen, Par. 1901; die Memoiren des Kapitäns Bonnefons, Par. 1900; Tarbell, Beziehungen Frankreichs zu Nordamerika 1800—1803 (Mc Lure's Magazine 1895) war mir nicht erhältlich; Barbé-Marbois, Histoire de la Louisiane; Poyen, La guerre aux Antilles. Für die Verwicklung mit England: neben der Correspondance VIII. und dem „Moniteur" von 1802 und 1803; Browning, England and Napoleon in 1803. London 1887 (die Depeschen Whitworth's); Russel, Memorials and corresp. of Ch. Fox, 3. Bd.; Malmesbury, Diaries and corresp. IV.; Letters and dispatches of Lord Castlereagh, 5. Bd.; Stanhope, Life of Pitt, IV; Life and letters of the first Earl of Minto. III. Pellew, Life of Visc. Sidmouth II. Das „Annual register or a view of the history etc. for the year 1803". Martens, Recueil XI; Tratschewsky im Sbornik, 77 Bd.; Ashton, English caricature and satire on Napoleon I; London 1885; Dorman, A history of the British Empire in the 19. Century. I (1793—1805); Rose, Napoleon I; Derselbe, Napoleon and English commerce, (Engl. hist. review VIII); Oechsli, Geschichte der Schweiz, I. (Dokumente im Anhang); Eckedahl, The principal causes of the renewal of the war in 1803 (Translations of the royal hist. soc. 1895). Rose, dann Duncker, die Landung in England in dessen „Abhandlungen aus der neueren Geschichte," Philippson, La paix d'Amiens et la politique générale de Napoléon (Rev. hist. 1891), Ulmann, Zur Würdigung der napoleonischen Frage (Deutsche Revue, 1900), Coquelle, Napoléon et l'Angleterre, 1803—1813, Par. 1904 messen die Schuld an der Erneuerung des Krieges Napoleon bei, während G. Roloff, Über Napoleons Landungspläne, 1803—1805 (Preuß. Jahrb. Bd. 93); Derselbe, Zur napoleonischen Politik 1803—1805 (Historische Vierteljahresschrift,

1902), Lévy, Napoléon et la paix, und Potrel, La Russie et la rupture de la paix d'Amiens (Annales de l'école libre des sciences politiques, 1897) England dafür verantwortlich machen. Die Okkupation Hannovers betreffend: Ompteda, Die Überwältigung Hannovers durch die Franzosen, Hannover 1866; Thimme, Die inneren Zustände des Kurfürstentums Hannover I. Über die Flotille im Kanal ist das Hauptwerk: Desbrière, Projets et tentatives de débarquement aux îles britanniques, 1793—1805; II. III; dazu: Jurien de la Gravière, Guerres maritimes. II (auch deutsch); Chevalier, Histoire de la marine française sous le Consulat et l'Empire. Bezügl. Spaniens vergl. auch: Gentz, Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges zwischen beiden Mächten. Petersburg 1806.

Über die Verschwörung von Georges und Genossen ist das Aktenmaterial gesammelt zu finden in „Procès instruit par la Cour de justice criminelle contre Georges, Pichegru, Moreau etc. 8 volumes. Par. 1804, dazu die gründliche Arbeit an der Hand neuer Archivalien von Caudrillier, Le complot de l'an XII (Rev. hist. 1900—1901). Auch vergleiche man Bailleu, Napoleons Verhandlungen mit den Bourbons 1803 (Historische Zeitschrift 74. Bd.); Maricourt, Dans l'intimité de Louis XVIII. (La Revue, 1903); Pingaud, Les dernières années de Moreau (Revue de Paris, 1899); Desmarest (einer der Polizeidirektoren) Quinze ans de haute police sous Napoléon; Madelin, Fouché I; Martel, La conspiration de Georges; Cadoudal, Georges Cadoudal et la Chouannierie, Par. 1887 (die beiden letzten Kapitel).

Über die Affaire Enghien: Boulay de la Meurthe, Correspondance du Duc d'Enghien et documents sur son enlèvement et sa mort, I. Par. 1904; Derselbe, Les dernières années du Duc d'Enghien, Par. 1886; (dazu meine Notiz in der Revue historique, Oct. 1887); Nougarède de Fayet, Recherches hist. sur le procès du Duc d'Enghien, gegen Broglie, Le procès et l'exécution du Duc d'Enghien, Par. 1888, der Talleyrands Mitschuld in Abrede stellen will. Ferner Welschinger, Le Duc d'Enghien, 1888; Derselbe, L'Europe et l'exécution du Duc d'Enghien 1890; Sorel in „Lectures historiques"; Pernot, L'arrestation du Duc d'Enghien (Revue d'Alsace, 46. Bd.); Fay, The Execution of the Duc d'Enghien (American hist. review, 1898), Obser, Politische Korrespondenz K. Friedrichs v. Baden 1783—1806, V. (dazu „Aus dem Nachlaß des Herzogs von Dalberg" in „Vom Rhein" Juni 1901); dann die Memoiren Pasquiers, Hyde de Neuvilles, Fauriels, der Rémusat, Ménevals (in der Ausgabe von 1894) u. a. Über die Gründung des Empire: Der Senatskonsult vom 18. Mai 1804 bei Hélie, Les constitutions de la France. (Deutsch bei Pölitz, Europäische Verfassungen.) Vergl. Lanfrey, III.; Rocquain, Notices sur Napoléon I. (Revue de France, 1880); Thibaudeau Empire I, Aulard, Histoire politique de la révol. franç.; Pelet de la Lozère, Opinions de Napoléon; Welschinger, Tribuns, députés, sénateurs, 1804—1810

(Revue hebdomadaire, 1898); Thiers, V.; Masson, Napoléon et sa famille II.; Napoleons Gespräche auf St. Helena in Gourgauds Journal und die mit dem Arzte des Northumberland in Hérisson, Le cabinet noir 1886; die Depeschen Lucchesinis in Bailleu, Preußen und Frankreich, II., die Dalbergs bei Obser, K. Friedrich v. Baden, V., die des russischen Geschäftsträgers im Sbornik 77, dazu Fournier, Gentz und Cobenzl. Über den neuen Kaiserhof: Die Memoiren Ménevals, der Rémusat, Josephs, Miots, Baussets, Lucians, Ségurs; dann: Masson, Napoléon chez lui; Derselbe, Josephine impératrice et reine; Maze-Sencier, Les fournisseurs de Napoléon, Par. 1893; Candidats chambellans de Napoléon (in Nouv. Revue rétrospect. 1902). Den Katalog der Handbibliothek des Kaisers veröffentlicht Guillois, Napoléon, l'homme, le politique, l'orateur, Par. 1889 im Anhang zum 2. Bande. Vergl. auch D'Arjuzon, Mme Louis Bonaparte, Par. 1901; Marmottan, Elisa Bonaparte, Par. 1898; Larrey, Madame Mère und meine Skizze „Napoleon und sein Hof“ in Pflugk-Harttung, Napoleon I. II. Band.

Zum zweiten Kapitel. Über das napoleonische Heer: Blaze, La vie militaire sous le premier Empire, überholt von Morvan, Le soldat impérial (1800—1814) I. Par. 1904. Dazu Jähns, Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart; Schmeisser, Die Refractärregimenter unter Napoleon I. (Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1890); „Zur Geschichte des militärischen Lebens in den Armeen Napoleons I.“ (ebenda 1889); Coignet, Cahiers. — Über Papst Pius in Paris: Die Memoiren Consalvis (éd. Crétineau-Joly); Haussonville, L'église romaine et le premier Empire I. II.; „Paris zur Zeit der Kaiserkrönung,“ Briefe eines Augenzeugen, Köln, 1805; Aulard, Les préparatifs du couronnement de N. I. (Révolut. fr. 1897); Rodocanachi, Pie VII à Paris (Souvenirs et mémoires, 1900; Relationen des Abbé Cancellieri); Masson, Napoléon et sa famille II, und die zum früheren Kapitel genannten Memoiren; auch Fontaine et Percier, Le sacre de Napoléon I; Thiard, Souvenirs (éd Lex. Par. 1900). — Über die Vorgeschichte des Krieges von 1805: Die Correspondance, VIII—X. Bd., dazu die Sammlungen von Lecestre und Brotonne und meine Abhandlung „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I.; dann die Staatsverträge bei De Clercq, Martens, L. Neumann, Recueil des traités conclus par l'Autriche, die Korrespondenz Markows und Oubrils im Sbornik, Bd. 77 und 82, und im Archiv der Woronzow ebenda Band 13 und 14; die Adam Czartoryskis mit Alexander I. (herausgegeben von Mazade); die Memoiren Czartoryskis, 1887, (dazu Ulmann, Über die Memoiren des Fürsten Ad. Czartoryski im Vorlesungsverzeichnis der Universität Greifswald, 1898); die Aufzeichnungen Razoumowskys in dessen Biographie von Wassiltschikow 1887; Maistre, Mémoires et correspondance; Schilder, Alexander I. I. II. (russ.); Großfürst Nikolai Michailowitsch, Graf Strogonow (russ.); Schiemann, Nikolaus I. I.; Bailleu, Briefwechsel Friedr. Wilhelm III. und der Königin Louise mit Kaiser Alexander, Leipzig 1900; Harden-

bergs Memoiren (herausgegeben von Ranke); Lucchesinis Berichte (bei Baillen, Preußen und Frankreich II); Ranke, Hardenberg, (dazu der kritische Aufsatz von Max Duncker, „Graf Haugwitz und Frh. v. Hardenberg“ in den „Abhandlungen aus der neueren Geschichte“ und desselben Rezension von Rankes Werk in den „Mitteilungen a. d. histor. Litt. VI.“); Hüffer, Die Kabinetsregierung in Preußen; Hansing, Hardenberg und die dritte Koalition, Berlin 1899; Noack, Hardenberg und das geheime Kabinett; insbesondere aber Ulmann, Russisch-preußische Politik unter Alexander I. und Friedr. Wilhelm III. — Über die süddeutschen Staaten: Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft, 2. Bd.; Rambaud, La domination française en Allemagne, II.; Obser, Karl Friedrich v. Baden, V., Derselbe, Hessen-Darmstadt vor Ausbruch des Krieges von 1805; Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels, Heft I., 1877; J. Baader, Streiflichter; die Reichsstadt Nürnberg, 1801—1806; Arneth, Wessenberg I.; Bitterauf, Gesch. des Rheinbundes I. England betreffend vergl. zu den im vorigen Absatz notierten Werken: Cobbett, Parliamentary debates; Paget, Papers II; Jackson Diaries I 1872. Österreich betreffend: Fournier, Gentz und Cobenzl; Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns, I; Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik (1801—1810); Derselbe, Österreich und Rußland, 1804—1805 (Archiv für österr. Geschichte, Band 53); Gentz, Tagebücher I. Vergl. auch: Montgelas, Denkwürdigkeiten; Thiard, Souvenirs (éd. Lex.); Beaulieu-Marconnay, Dalberg II; Obser, Ein Tagebuch über die Zusammenkunft Karl Friedrichs von Baden mit Napoleon I. in Mainz (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins XIV.). Über die Vorgänge in Italien zu den früher genannten Werken: Marmottan, Bonaparte et la République de Lucques, Par. 1896; Derselbe, Le royaume d'Etrurie; dann: Raccolta dei fatti, documenti e ceremonie, il tutto relativo al cambiamento della Repubbl. ital. in Regno d'Italia, Mil. 1805.

Über den Seekrieg und das Landungsprojekt: Die „Correspondance“ und Desbrière, Band IV. (ein Auszug von Loir, La campagne maritime in der Revue d'histoire, 1901), dazu Mahan, Influence of Sea Power, 1783—1812 (deutsch von Batsch, Berlin 1897), Derselbe, The Life of Nelson; Gravière, Guerres maritimes; Rose, The french plans of invasion of England 1801—1803 (Revue napol. 1902); dazu die oben S. 332 f. zitierten Schriften von Duncker, Ulmann, Roloff und Coquelle. Über Trafalgar besonders: Ferrer de Couto, Historia del combate naval de Trafalgar, Madr. 1881; La bataille de T., Journal du commissaire de la marine à bord du Bucentaure (Nouv. revue retrospective, 1902). Über den Landkrieg von 1805: neben der „Correspondance“ die Memoiren von Marmont, Rapp, Thiard, Ségur, Savary, Fézensac, Pion des Loches, Laugiers, des Kapitäns Coignet, die Korrespondenz Davouts (herausgegeben von Mazade, 1885, 4 Bde. und der Marquise Blocqueville, 1887, 4 Bände); die Memoiren Czartoryskis

und dessen Exposé aus dem April 1806 in seiner Korrespondenz mit Alexander; die Korrespondenz De Maistre's (herausgegeben von Blanc, Paris 1860, vergl. Sybel in der Hist. Zeitschr. 1859); Hulots Erinnerungen (im Spectateur militaire, 1883), Langeron's Memoiren (Fragmente in der „Revue d'hist. diplom." 1895 und in der „Nouvelle revue rétrospective", 1895); Radetzkys Erinnerungen in den „Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs, 1887; Denkwürdigkeiten des Generals Toll (v. Bernhardi), 2. Aufl., Leipzig 1865; Einzelnes aus Papieren des Erzherzogs Karl bei Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns I; Macks Rechtfertigungsschrift in Raumers Historischem Taschenbuch, 1873. Gentz' Briefe aus den Jahren 1805—1808 (mitgeteilt von A. Stern in Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, XXI); Gentz Briefe an Starhemberg 1805 und 1806 in Thürheims Biographie Starhembergs, Graz, 1889. Darstellungen der militärischen Vorgänge: *a*) von französischer Seite: Math. Dumas, Précis des événements militaires; Alombert et Colin, La campagne de 1805 en Allemagne I. II. 1903 (bis Ulm), Alombert, Le corps d'armée du maréchal Mortier; — von österreichischer: Angeli, Ulm und Austerlitz (Streffleurs militär. Zeitschrift, 1877—1879); Derselbe, Erzherzog Karl als Feldherr und Heeresorganisator, III.; Schönhals, Der Krieg von 1805 in Deutschland, Wien 1874; — von russischer: Michailowski Danilewski, La campagne de 1805. Dazu Rüstow, Der Feldzug von 1805; Yorck, Napoleon als Feldherr, I.; Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807, 1. Band; Burke, Campaign of 1805. Über Schulmeister: „Bruchstücke a. d. Leben des Charles Schulmeister", Leipzig, 1817; Dieffenbach, K. L. Schulmeister, der Hauptspion, Parteigänger etc. Napoleons I., 1879; P. Müller, L'espionnage militaire sous N. I., Par. 1896; L. Ehrhard, Charles Schulmeister, Straßburg 1898. Über Austerlitz: Matériaux pour servir à l'histoire de la bataille d'Austerlitz, recueillis par un militaire, 1806; Stutterheim, La bataille d'Austerlitz, par un militaire, témoin de la journée du 2 décembre 1805, Hamb. 1806; Die Schlacht bei Austerlitz (Streffleurs Zeitschrift, 1890); Janetschek, Die Schlacht bei A., Brünn, 1898. Gallina, Der Feldzug von Austerlitz (Streffleurs Zeitschrift 1881). Die 1901 in Paris veröffentlichte „Relation officielle de la bataille d'Austerlitz, présentée à l'Empereur Alexandre le 26 janvier 1806" ist nur ein Abdruck aus dem „Moniteur" vom April 1806; sie steht auch in der „Correspondance", XII., 10032. Über die Haltung Preußens: (Lombard) Matériaux pour servir à l'hist. de 1805 à 1807, Frankfurt 1818; Die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne in „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften", I., Berlin 1883; Binder-Krieglstein, Ein Bericht Grennevilles vom 18. November 1805 (über den preuß.-österr. Kriegsplan in Streffleurs Z., 37. Band); Metternichs Berichte aus Berlin in dessen „Nachgelassenen Papieren" II.; Baillen, Briefwechsel Fr. Wilhelm III.; Ranke, Hardenberg; M. Lehmann, Scharnhorst I; Derselbe, Stein I; Bailleu, Prinz

Louis Ferdinand (Deutsche Rundschau, 1883); Derselbe, Preußen und Frankreich II; Hüffer, Kabinetsregierung; Ulmann, Russisch-preußische Politik; Kieseritzky, Die Sendung Haugwitz' nach Wien, Göttigen 1896 (dazu M. Lehmann in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, 1896). Die Geschichte des Friedensschlusses von Preßburg ist noch nicht geschrieben; maßgebend dafür ist die „Correspondance" XI. und die Briefe Talleyrands (bei Bertrand); Einzelnes aus österreichischen Papieren findet sich bei Wertheimer a. a. O., das Instrument bei De Clercq II.

Zum dritten Kapitel. Über die Stimmung in Frankreich 1805 und 1806: Lucchesinis Berichte und Hauterives Briefe an Talleyrand bei Bailleu, Preußen und Frankreich, 2. Band; die Berichte russischer Agenten bei Tratschewsky (im Sbornik, 82); die Memoiren Molliens, der Rémusat, Pasquiers, Barantes, dazu Mot de Fiévée, Correspondance et relations avec Bonaparte (1802—1813. Einer der geheimen Berichterstatter Napoleons, wie Frau v. Genlis u. a.); Faber, Notices sur l'intérieur de la France, écrites en 1806. Par. 1807. P. des Essars, Une crise financière en 1805 (Bulletin des sciences écon. et sociales, 1898); Broc, La vie en France sous le premier Empire. Par. 1894. Über Frankreich und Neapel: Helfert, Königin Karoline von Neapel, Coletta, Geschichte des Königreichs Neapel. 3 Bände. (Deutsche Ausgabe 1855), die Memoiren des Königs Joseph (herausgegeben von Du Casse) und Miots v. Melito. Über das Verhalten gegen den Papst: neben der Correspondance de Napoléon I. die Memoiren Consalvis, Haussonville, L'église romaine et le premier Empire, Artaud, Histoire du Pape Pie VII, Fischer, „Consalvi". Eine eingehende wissenschaftliche Biographie des großen Kardinals fehlt noch. Über die Gründung des Königreichs Holland: Documents historiques et réfléxions sur le gouvernement de la Hollande, Paris 1820; dazu Alb. Reville, La Hollande et le Roi Louis (Revue des deux mondes, 1870) und Felix Rocquain, Napoléon I. et le Roi Louis. Über den Rheinbund: Häusser, Deutsche Geschichte, 2. Band und die Litteratur in Dahlmanns Quellenkunde zur Deutschen Geschichte. Ferner: Perthes, Politische Zustände und Personen zur Zeit der französischen Herrschaft, 2. Band; J. G. v. Pohl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit, 1840; Montgelas' Memoiren; die Briefe eines geheimen österreichischen Agenten vom Jahre 1806 in meinen „Historischen Studien und Skizzen"; Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme I., Stuttgart 1886; Derselbe, Politische und militärische Korrespondenz Karl Friedrichs von Württemberg mit Kaiser Napoleon I., 1889 (vielfache Wiederholung aus dem Vorhergehenden und aus der Correspondance de N. I); Lucchesini, Historische Entwicklung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Leipzig 1822 (unzuverlässig); Bitterauf, Gesch. des Rheinbundes, I.; Du Moulin-Eckart, München am Vorabend des Rheinbundes (Forsch. zur Gesch. Bayerns) X, XI; Kupke, Eine Audienz (des Monsignore Arezzo) bei

Napoleon I., November 1806 (Zeitschrift für Kirchengeschichte XXI); Obser, Karl Friedrich von Baden V; Fisher, Studies; Thimme, Die inneren Zustände Hannovers, I; Usinger, Napoleon, der rheinische und der nordische Bund (Preußische Jahrbücher, 1865); Witzleben, Die Verhandlungen über den norddeutschen Bund (Archiv für sächsische Geschichte VI.); K. Beck, Zur Verfassungsgeschichte des Rheinbundes, Mainz 1890; Goecke, Das Großherzogtum Berg unter Joachim Murat, 1877; Beaulieu-Marconnay, K. F. v. Dalberg. Siehe auch Bailleu, Fürstenbriefe an Napoleon I. in der „Historischen Zeitschrift" 1887; Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels, 2. Heft, Marburg 1878; Baader, Streiflichter auf die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, oder die Reichsstadt Nürnberg von 1801 bis 1806 (1878); Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. Über die französische Armee in Süddeutschland auch die Souvenirs militaires von Fézensac und die Correspondance de Napoléon I. — Über die Verhandlung mit England: Thiers VI; Lefebvre III; Sorel VII; Russels Biographie von Fox (1859), Cobbett, Parliamentary debates, VIII; Jackson, Diaries and lettres I; Talleyrands Briefe an Napoleon (herausgegeben von Bertrand) und seine Memoiren I; Adair, Geschichtliche Denkschrift einer Sendung an den Wiener Hof, 1806 (a. dem Englischen, 1846), Coquelle, Napoléon I et l'Angleterre. Über die Verhandlungen mit Rußland: Bignon, Thiers, Bernhardi und Martens' Recueil des traités conclus par la Russie, VI, XI, XIII; Tratschewsky im „Sbornik", 82. Band; Großfürst Nikolaus, Strogonow; Schiemann, Nikolaus I., 1. Bd. Über die Entstehung des preußisch-französischen Krieges ist man heute noch immer nicht ganz genügend unterrichtet, da Haugwitz die betreffenden Akten verbrannte. Aber das Wesentlichste an Dokumenten ist doch im zweiten Bande von Bailleus Preußen und Frankreich von 1795—1807 zutage gekommen. Andere Hauptquellen sind: neben der Correspondance und Briefen Napoleons bei Lecestre der Briefwechsel zwischen Friedr. Wilhelm III. und Alexander, herausgegeben von Bailleu; die Memoiren Hardenbergs in der Ausgabe von Ranke (dazu die kritischen Bemerkungen M. Lehmanns in der Historischen Zeitschrift Neue Folge, Band III); Lombard, Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807; Gentz' Briefe an Starhemberg bei Thürheim, Starhemberg. Vergleiche außerdem Ranke, Hardenberg und der preußische Staat, Häußer, Deutsche Geschichte II; Hüffer, Die Kabinettsregierung in Preußen; Strippelmanns Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels (Die Berichte Malsburgs); Baader, Streiflichter; Granier, Zwölf Blücherbriefe (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 1901, XIII). M. Lehmann, Scharnhorst I und Stein I; Bailleu, Prinz Louis Ferdinand in der „Deutschen Rundschau" 1883. Über Palm: J. Ph. Palm, ein Beitrag zur Geschichte des letzten Jahrzehnts, Nürnberg 1814; Eine Biographie von Palms Sohn, 1842; Du Moulin-Eckart, München am Vorabend des

Rheinbundes, IV (Forsch. zur Gesch. Bayerns, XI nach Berichten Ottos); Bitterauf, Rheinbund, dazu: Johann Meyer, Buchhändler Pecht, ein Opfer Napoleons (Schriften des Ver. für Gesch. des Bodensees, XVIII).

Zum vierten Kapitel. Über den Feldzug in Thüringen: Die Correspondance de Napoléon I. vor Allem und dazu, neben den wiederholt erwähnten Ergänzungswerken, die von Masson in Lombrosos „Miscellanea Napoleonica", 1899, veröffentlichten 183 Briefe des Kaisers aus dem Jahre 1806; dann die kriegsgeschichtlichen Werke von Clausewitz, Lossau, Charakteristik der Kriege Napoleon I., 2. Bd. (Augenzeuge bei Auerstedt); Math. Dumas, Précis des événements militaires, 18. Bd.; Höpfner, Geschichte des Krieges von 1806 und 1807; M. P. Foucart, La campagne de Prusse en 1806, Paris, 1887—1890; Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807 (4 Bde., 2. Aufl., 1891 ff.); C. v. d. Goltz, Roßbach und Jena, 1883; Yorck, Napoleon als Feldherr, I. 1. Bd. Ferner: Rühle von Lilienstern, Bericht eines Augenzeugen vom Feldzuge 1806 (unter dem Einfluß Massenbachs, des konfusen Generalstäblers der Armee Hohenlohes); Massenbach, Geschichtliche Denkwürdigkeiten (verwirrt und unzuverlässig); Müffling, der Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee 1806, Weimar 1807; Müffling, Aus meinem Leben, 1851 (unzuverlässig); Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 u. 1807, Berlin 1855; Gentz', Tagebuch im preuß. Hauptquartier (in dessen gesammelten Schriften, herausg. von Schlesier); Tiedemann, Denkwürdigkeiten; Gentz und Mayer v. Heldensfeld, Berichte über die Schlacht bei Jena (Mitt. des k. u. k. Kriegsarchivs, 1882); Luck, Briefe an Joh. v. Müller (Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 1894); v. Gr., Einige Briefe, geschrieben vor und nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, 1807; Fragmente aus dem Tagebuch eines preußischen Regimentschreibers über die Begebenheiten des 14. Oktober 1806, 1807; Burckhardt, Aus den Tagen der Schlacht bei Jena (Neues Archiv für sächsische Geschichte, IV.); Vietinghoff, Kriegstagebuch 1806, 1807 (Baltische Monatschrift, 1899); Boyens Erinnerungen (schlecht herausgegeben von Nippold); Bailleu, Die Schlacht bei Auerstedt (Deutsche Rundschau, 1899, der Bericht des Königs); der Bericht Davouts in der „Revue de Paris", 1896 (auch selbständig erschienen unter dem Titel „Les opérations du 3ème corps, 1806—1807"), siehe auch desselben Korrespondenz und Montégut über ihn, die Memoiren von Ségur III, Fézensac, Grouchy, Berthezène, Szymanowski (französische Übersetzung, Paris 1900), Pouget, Pion des Loches, Boulart, Coignet, Saint-Chamans (Paris 1896) und das Tagebuch des Chefchirurgen Percy (éd. Longin, Par. 1904). An Darstellungen vergl. man noch Pertz-Delbrück, Gneisenau I; Lehmann, Scharnhorst I.; Stavenhagen, Der Operationsentwurf Napoleons und die Versammlung seiner Armee, September und Oktober 1806 (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, 1893); Freytag-Loringhoven, Marschanordnungen und Marschleistungen unter Napoleon I. (Beiheft zur Militär. Wochenblatt,

1893); Lewal, La veillée de Jéna, Paris 1899; Bonnal, La campagne de Jéna, Paris 1903 (weit früher verfaßt); Leydolph, Die Schlacht bei Jena, 2. Aufl., 1901, Keil, Goethe, Weimar und Jena, 1806. Über Napoleon in Berlin: Brays Denkwürdigkeiten, Leipzig, 1901; Streckfuß, Berlin im 19. Jahrhunderte, I.; „Die Franzosen in Berlin in den Jahren 1806—1808"; „Napoleon in Berlin" (Allg. Mil. Zeitung 1893); siehe auch Lévy, Napoléon et la paix. Über den Krieg in Polen und Ostpreußen außer den erwähnten Werken noch: Foucart, La campagne de Pologne, Paris 1882; Rob. Wilson, Briefs remarks of the campaigns in Poland (ohne viel Wert); Petre, Campaign in Poland, 1806—1807, London 1903; Michailowski-Danilewski, Der zweite Krieg Kaiser Alexanders mit Napoleon, 1806—1807, Petersburg 1846; Leer, Übersicht der Kriege Rußlands seit Peter dem Großen, Petersburg 1885 (russisch); Grauert, Die Operationen an der Weichsel, November und Dezember 1806 (Beiheft zum Militärwochenblatt, 1890); die Memoiren von Barante, Eugen v. Württemberg, Bennigsen (leider nur fragmentarisch in den anonymen „Beiträgen zur Geschichte des Krieges von 1806 und 1807" Breslau 1832 und in der Kriegsgeschichte Danilewskis). Siehe auch: Grolmann, Tagebuch des Erbgroßherzogs von Baden, 1887; v. Plotho, Tagebuch, Berlin 1811 (aus dem russischen Lager); v. Both, Relazion der Schlacht bei Preußisch-Eylau; Schachtmeyer, Die Schlacht bei Preußisch-Eylau, Berlin 1857 (Augenzeuge); Dérode, Nouvelle Relation de la bataille de Friedland; Grenier, Etude sur 1807. Manoeuvres d'Eylau et Friedland, Paris 1901.

Über die Politik Napoleons während des Krieges: neben seiner Korrespondenz in den verschiedenen Ausgaben die zusammenfassenden Darstellungen von Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, III. Bd. der 2. Ausgabe (eine ausgezeichnete Darlegung dieser schwierigen Verhältnisse und nur im Einzelnen zu berichtigen); Sorel, VII; Thiers, VII. Das Material für das Verhältnis zu Preußen bei Bailleu, Preußen und Frankreich II, und in Rankes Ausgabe von Hardenbergs Memoiren (insbesondere Bd. V mit den Aktenstücken). Vgl. M. Lehmann, Scharnhorst I, und Stein I; Ranke, Hardenberg und Preußen III; Bassewitz, Die Kurmark Brandenburg; (Schladen) Tagebuch: Preußen 1806 und 1807, 1844; Gräfin Voss, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe (leider sehr lücken- und fehlerhafte Ausgabe). Über das Blockadendekret: Alb. Lombroso, Napoleone e l'Inghilterra. Rom 1897 (mit einer Bibliographie über die Kontinentalsperre im Anhang). Über die Abmachung mit Sachsen: Schiemann, Zur Geschichte des Posener Friedens (Hist. Zeitschr. N. F. 24. Bd.); Bonnefons, Un allié de Napoléon: Frédéric Auguste, premier roi de Saxe, grand duc de Varsovie, Par. 1902. Über die Beziehungen zu den Polen: Czartoryskis Memoiren und Korrespondenz, Oginski, Mémoires sur la Pologne, 1788—1815, Par. 1826, 2. Bd.; Angeberg, Recueil des traités concernant la Pologne, Par. 1862; die Memoiren der Rémusat, Ernoufs „Maret", Ménevals Memoiren, die der Gräfin Potocka; Masson,

Napoléon et les femmes; Prümers, Napoleon in Posen (Zeitschrift der historischen Gesellschaft in Posen, 1896; nach der südpreußischen Zeitung von 1806); Rüther, Napoleon I. und Polen 1806 und 1807, Hamburg 1901; Loreta, Von Jena nach Tilsit (polnisch, in Askenazys „Monografie“, 2. Bd., Warschau 1902; deutscher Auszug von Kaindl in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1903, 3.) Schiemann, Nikolaus I., 1. Bd. Das Verhältnis zu Rußland ist heute durch die Publikationen im Sbornik 88. und 89. Bd., durch Tatistscheff, Alexandre I et Napoléon 1801—1812, Par. 1891 im Zusammenhange mit dem 6. Bd. von Martens, Traités conclus par la Russie klarer gestellt. Der 13. Bd. dieses Werkes hat arg enttäuscht, da er fast nichts Neues bringt. Dazu Bernhardi Geschichte Rußlands II. Schilder, Alexander I., 2. Bd. (russisch); Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls; Savarys Memoiren (die hier vertrauenswürdiger sind als sonst). Über die Beziehungen zum Orient: Driault, La politique orientale de Napoléon 1806—1808, Par. 1904 (namentlich über die Sendung Sebastianis nach Konstantinopel und die Finkensteiner Unterhandlungen); Schlechta, Die Revolutionen in Konstantinopel 1807 und 1808; Ghika, La France et les principautés danubiennes, 1789—1815; (Annales de l'Ecole libre des sciences politiques, 1896); Boppe, La mission de l'adjudant-commandant Mériage à Widdin 1807—1809 (Ebenda 1886). Über das Verhältnis zum Schah Feth-Ali: Gardane, La mission du général Gardane en Perse, sous le premier Empire, Par. 1865; Gaffarel in der Revue pol. et litéraire, 1878; Méneval, Mémoires I. Über den Bartensteiner Vertrag eine Abhandlung von Plew im Programm des Bartensteiner Gymnasiums, 1894. Über die Verhandlungen in Tilsit: Vandal, Napoléon et Alexandre I., 1. Bd. bietet Unzulängliches; besser Sorel, VII; sehr eingehend M. Lenz in einer Studie „Tilsit“ (Forschungen zur brandenburger und preußischen Geschichte, 6. Bd., 1893), leider unvollendet. Hierzu die Tolstoischen Papiere im 89. Bd. des Sbornik als Ergänzung zu den Briefen Napoleons und Talleyrands. Vgl. auch Bailleu, Briefwechsel Friedrich Wilhelm III. mit Alexander. Über die Königin Louise in Tilsit: Bailleu im Hohenzollern-Jahrbuch von 1899. Dazu die Erzählungen Napoleons auf St. Helena bei Gourgaud, Journal inédit, II, 55. Der von Alf. Stern veröffentlichte Bericht Binders an Stadion über die Zusammenkunft in Tilsit (Rev. Napol. 1902) bietet wenig Neues. Die Verträge findet man jetzt vollständig bei Martens XIII. S. unten S. 400, Anm.

Zum fünften Kapitel. Über die inneren Verhältnisse vergleiche man die Litteratur zum letzten Kapitel des ersten Bandes. Außerdem Thiers, VI—VIII (dazu Barni, Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers), Lanfrey, III., IV., insbesondere Taine, Le régime moderne, den „Moniteur“ der Zeit, die Correspondance mit den Zusatzwerken, die Memoiren Ménevals, der Rémusat, Beugnots, Chaptals, Pasquiers I., der Herzogin von Abrantès, die Korrespondenz Le Coz', Erzbischofs von Besançon (her. v. Roussel) Bd. II;

Broglies Souvenirs I., die „Considérations“ der Staël II, Vérons Mémoires d'un bourgeois de Paris, I, die Memoiren der Avrillon (Kammerfrau Josephinens) 2 Bde.; die Depeschen Metternichs im 2. und dessen „Charakteristische Beiträge zum Porträt Napoleons“ im 1. Bande der „Nachgelassenen Papiere“, die Berichte Tolstois im „Sbornik“, 89. Bd.; die „Liste des membres de la Noblesse impériale“ in „La Révolution française“. 1888; ferner Pelet de la Lozère, Opinions de Napoléon au Conseil d'Etat, dazu die Notiz in Vitrolles, Mémoires, II, p. 443 ff. über Maret und das Staatssekretariat; Faber, Notices sur l'intérieur de la France; Niemeyer, Beobachtungen auf einer Reise nach Frankreich im Jahre 1807; Nemnich, Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise (Tüb. 1809), Bd. 5 f.; Gaudin, Mémoires; Chaptal, De l'industrie française, Par. 1810; Darmstaedter, Studien z. napol. Wirtschaftsgesch. (Vierteljahrschr. für Sozial- und Wirtschaftsgesch., 1904). Über Napoleons Haltung gegenüber den litterarischen Kreisen: Welschinger, La Censure sous Napoléon I.; Locré, Discussions sur la liberté de la presse, la censure etc. pendant les ans 1808—1811, Par. 1819; Grouchy, La presse sous le premier Empire d'après un manuscrit de la bibliothèque de l'Opéra, Par. 1896; Boissonnade, La critique litéraire sous le premier Empire; Jullien, Histoire de la poésie française à l'époque impériale; Sainte-Beuve, Chateaubriand et son groupe litéraire, 2 Bde.; Merlet, Tableau de la litérature française, 1800—1815 (3 Bde. 1877); Des Granges, Geoffroy et la critique dramatique sous le Consulat et l'Empire, Par. 1897; Brunetière, Etudes critiques sur l'histoire de la litérature française; vgl. auch meinen Aufsatz über „Napoleon I. und das Theater“ in „Bühne und Welt“ 1901. Über die Universität: Beauchamps, Recueil des lois et règlements sur l'enseignement supérieur, 4 Bde.; Fabry, Mémoires pour servir à l'histoire de l'instruction publique depuis 1789, I—III. Ambr. Rendu, Essai sur l'instruction publique, 4 Bde., 1819; Eug. Rendu, Ambr. Rendu et l'Université de France, 1861. Die Protokolle des Universitätsrates sind ungedruckt, konnten aber von Taine, Régime moderne II. benutzt werden. Über die Judenfrage in Frankreich: Fauchille, La question juive sous le premier Empire, Par. 1886; Lémann, Napoléon I. et les Israélites, Par. 1894; Lemoine, Napoléon et les juifs, Par. 1900; Ph. Sagnac, Les juifs et Napoléon, 1806—1808 (in der Revue d'histoire moderne, II, 1901, 1902, erschöpfend); dazu namentlich Pasquiers Memoiren.

Über die auswärtigen Beziehungen im allgemeinen: Lefebvre, Histoire des Cabinets III. der zweiten Pariser Ausgabe, Sorel, VII. Im besonderen *a)* zu Rußland: Vandal, Napoléon I. et Alexandre I; Derselbe, Documents relatifs au partage de l'Orient, janvier—juin 1808 (Revue d'hist. dipl. 1890); Derselbe, Lettres inédites de Napoléon I au duc de Vicence, 1808, 1809 (Rev. pol. et litér., 1895); Tatistscheff, Alexandre I et Napoléon; Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert, II., *b)* zum Rheinbund: Winkopp, Der Rheinische Bund; Luc-

chesini, Hist. Entwicklung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes; Bockenheimer, Dalberg in Paris, 1807, 1808 (Revue Napol., 1902), *c*) zu Preußen: Hassel, Geschichte der preußischen Politik, 1807—1815, I.; Duncker, Preußen während der französischen Okkupation, (in „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelm III"); Briefwechsel Friedrich Wilhelm III. mit Alexander I (herausgegeben von Bailleu), *d*) zu Österreich: Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns, II; die Denkschriften Metternichs im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere"; *e*) zum Orient: Driault, La politique orientale de Napoléon I; Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, VII.; Petrof, Geschichte des russisch-türkischen Krieges 1806—1812, Petersburg 1885 (russisch). Schlechta, die Revolutionen in Konstantinopel, 1807 und 1808; Pisani, La Dalmatie de 1797 à 1815; Rodocanachi, Bonaparte et les îles ioniennes, Par. 1898; Roloff, Napoleons Plan eines Feldzuges nach Indien (Preußische Jahrbücher, 68. Bd.); Ghika, La France et les principautés danubiennes (Annales de l'Ecole des ss. pol., 1896); *f*) zum Kirchenstaat: Haussonville und die früher angeführte Litteratur, *g*) zu Spanien und Portugal: Lafuente, Historia general de España, neue Ausgabe 1877; Rehfues, Spanien nach eigener Ansicht im Jahre 1808; Cevallos, Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien, Germ. 1808. Escoiquiz, Wahrhaftige Darstellungen der Gründe, welche K. Ferdinand VII. im April 1808 zur Reise nach Bayonne bewogen (deutsch 1814); Schlitter, Briefe Murats an Savary, 1808 (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 1889), Baumgarten, Geschichte Spaniens, I. (wo die spanische Memoirenliteratur verzeichnet ist); Bernhardi, Napoleon I. Politik in Spanien (Historische Zeitschrift, 40. Bd.); Ducéré, Napoléon à Bayonne, Bayonne 1897; Thiers, VIII, dazu Masson, Napoléon et sa famille, IV; Geoffroy de Grandmaison, Talleyrand et les affaires d'Espagne en 1808 (Rev. des quest. hist. 1900); Murat, Murat, lieutenant de l'Empereur en Espagne, 1808, Par. 1897; Grandmaison, Savary en Espagne, 1808 (Rev. des quest. hist. 1900); Grandmaison, Les princes d'Espagne à Valençay (Correspondant, 1900); Urriés, Memorias del Marqués de Ayerbe sobra la estancia de don Fernando VII. en Valençay, Saragosse 1896, dazu die Memoiren Godoys (französische Ausgabe von 1836), König Josephs, Miots v. Melito, Pasquiers, Talleyrands, I (die reiche Literatur zur Kritik der letzteren ist in Kircheisens, Bibliographie Napoleons, S. 165, verzeichnet); Latino-Coelho, Historia politica e militar de Portugal desde os finos do 18. seculo ate 1814, Lissab. 1886; Accursio das Neves, Historia da Invasão dos Franceses em Portugal, 5 Bde., Lissab. 1870; Clerc, Guerre d'Espagne, La capitulation de Baylen, Par. 1903; Ebeling, Die Kapitulation von Baylen oder Konvention von Andujar, 24. Juli 1808 (Jahrbuch für die deutsche Armee und Marine, 1878); Titeux, Le gén. Dupont (apologetisch bezüglich der Kapitulation von Baylen). Anderes zum nächsten Kapitel.

Über die Begegnung in Erfurt außer den bereits erwähnten Werken über die Geschichte der auswärtigen Politik, insbesondere Vandal, I, Sorel, VII und Talleyrands Memoiren: Bittard des Portes, Les préliminaires de l'entrevue d'Erfurt (Rev. d'hist. dipl., 1890), Häusser, Deutsche Geschichte, III; die Erinnerungen der Deutschen Müffling, des Kanzlers v. Müller, Steffens, „Was ich erlebte", Metternichs Denkschriften von 1808, namentlich über die Haltung Talleyrands im 2. Bd. der „Nachgelassenen Papiere", dazu: Beer, Zehn Jahre. Außerdem Ménevals, Baussets und Montgelas' Denkwürdigkeiten, Ernoufs „Maret", C^esse^ Choiseul-Gouffier, Reminiscenses sur Napoléon et Alexandre I, Gabriac, Souvenirs de l'entrevue d'Erfurt par un page de Napoléon I (Correspondant, 63. Bd.); Lucas, Erfurt in den Tagen vom 27. September bis 14. Oktober 1808, Rheine, 1896, Description des fêtes données à LL. MM. par le Duc de Weimar. Über des Kaisers Unterredungen mit Goethe und Wieland: zunächst Goethes Denkwürdigkeiten und Briefe; dann Sklower, Entrevue de Napoléon I et de Goethe, 2. éd., Lille 1853; Suphan, Napoleons Unterhaltung mit Goethe und Wieland (Goethe-Jahrbuch, XV); Biedermann, Goethe und Napoleon in der Leipziger Zeitung (Beilage), 1895; Menge, Goethe und Wieland vor Napoleon in Erfurt und Weimar (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, V, lediglich nach Talleyrand); Lucas, Erfurt vom 27. September bis 14. Oktober 1808, Rheine, 1897; Brünnert, Napoleons Aufenthalt in Erfurt, 1808, Erf. 1899; A. Fischer, Goethe und Napoleon, 2. Aufl., 1900 (wenig über den äußeren Hergang), Fournier, Goethe und Napoleon (Jahrbuch des Wiener Goethevereines, 1896).

Zum sechsten Kapitel. Über den spanischen Feldzug: Die Correspondance XVII., XVIII.; Lecestre, Lettres inédites; Du Casse, Les rois frères de Napoléon; Toreno, Aufstand, Krieg und Revolution in Spanien (deutsche Ausgabe in 5 Bänden, Leipzig 36—38); Napier, History of the war in the Peninsula, 1828 (ins Französische übersetzt, 10 Bände, 1828—1838); Jomini, Guerre d'Espagne, 1808—1814. Extraits des souvenirs inédits, publ. par Lecomte, 18; dann: Foy, Histoire de la guerre de la Péninsule sous Napoléon, 4 Bände (auch deutsch, Stuttgart, 1827). Guillon, La guerre d'Espagne; The composition and organization of the British Forces in the Peninsula, 1808—1814 (Engl. hist. Review, 1902); Lecestre, La guerre de la Peninsule, d'après la correspondance de Napoléon I. (Revue des quest. hist., 1896); Balagny, La Campagne de Napoléon en Espagne I., II., 1902; dazu die Korrespondenz Davouts, die Memoiren Suchets, Jourdans, Fézensacs, Gonnevilles, Ségurs, Thiébaults, Lejeunes, Coignets; Pouzerewsky, La charge de cavalerie de Somo-Sierra, Par., 1855. Über den Zug gegen James Moore: A narrative of the campaign of the british army in Spain commanded by sir John Moore, Lond., 1809. Über die Stimmung in Frankreich: Thiers, der hier die Memoiren Cambacérès' benutzte; Pasquiers und Molliens Mémoiren; Metternichs Berichte; Madelin, Fouché, II.

Über den Ursprung des Krieges gegen Österreich: Metternichs Nachgelassene Papiere, II. (vgl. Bailleu, Die Memoiren Metternichs in der „Historischen Zeitschrift“, Neue Folge, Bd. VIII), Friedr. Stadions Berichte aus Bayern, 1807—1809 (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. LXIII), Beer, Zehn Jahre; Wertheimer II; Thiers, Bignon, Thibaudeau VII, Sorel VII. Über Rußlands Haltung: Vandal II.; Tatistscheff; Schilder, Geschichte Alexander I., II.; Bernhardi, Gesch. Rußlands II.; Mazade, Alexandre I. et le Prince Czartoryski (des Letzteren Korrespondenz im 2. Bande der Memoiren); die Denkwürdigkeiten Maistres; Danielson, Finska kriget och Finlands Krigare (1808 bis 1809), Stockholm 1898. Über Preußens Haltung: Hassel, Geschichte der preußischen Politik seit 1807, I., Max Dunckers Abhandlungen „Preußen während der französischen Okkupation“ und „Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen an Frankreich gezahlt hat“ in „Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm III.“; Derselbe, „Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1809“ in dessen „Abhandlungen aus der neueren Geschichte“, dazu: Hinneberg, Eine ungedruckte Replik Rankes (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, V.). Ranke, Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813; A. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit (I. Sturz des Freiherrn von Stein und der Tugendbund; II. Aktenstücke zur Geschichte des Jahres 1809; III. Die Mission des Obersten von Steigentesch nach Königsberg). Derselbe, L'origine du décret de proscription de N. contre Stein (R. hist. 1896); Cavaignac, La saisie de la lettre de Stein (ebenda). Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, I., Cavaignac, La formation de la Prusse contemporaine; Fournier, Studien und Skizzen (VIII. Zur Geschichte des Tugendbundes); Pertz, Leben Steins; Delbrück, Gneisenau; M. Lehmann, Scharnhorst, Bd. II; desselben Stein, II., Briefwechsel Friedrich Wilhelm III. (herausgegeben von Bailleu); Arneths, Wessenberg I.; Thimme, Zu den Erhebungsplänen der preußischen Patrioten im Sommer 1808 (Historische Zeitschrift, Bd. LXXXVI); Boyen, Erinnerungen I.; Meinecke, Leben Boyens I. Gaede, Preußens Stellung zur Kriegsfrage im Jahre 1809, Berlin 1897 (dazu Bailleu, in der Historischen Zeitschrift, Bd. LXXXIV); A. Pick, Aus der Zeit der Not, 1806—1815, Berlin 1900; Der Aufstand in Hessen unter Dörnberg (Jahrbuch für die deutsche Armeeund Marine, 1885); Bärsch, Schill, 1860; Binder-Krieglstein, Schill, 1902; A. Stern, Gneisenaus Reise nach London 1809. (Historische Zeitschrift, Bd. LXXXV); Derselbe, Einige Aktenstücke zur Geschichte Preußens, 1809—1812 (Forschungen zur Brandenburg. Geschichte, XIII); Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, Bd. VI; Heinrich v. Kleists, Politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken, von R. Köpke, 1862.

Über den Feldzug in Bayern und Österreich, außer den mehrfach erwähnten kriegsgeschichtlichen Werken: *a)* französische Quellen: die

Correspondance de Napoléon I. mit ihren Ergänzungen; Davout, Correspondance (herausgegeben von Mazade); Koch, Mémoires de Masséna, Bd. VI; Lejeune, Mémoires, Par. 1895; Castellane, Journal, Par. 1895; Lasalle, Correspondance (herausgegeben von Robinet de Cléry), Par. 1891; Oudinot, Souvenirs (herausgegeben von Stiegler, 1894); Loewenstern, Mémoires (publ. p. Weil) Par. 1903, I. Cisternes, Journal de marche du grenadier Pils, Par. 1895. Math. Dumas, Souvenirs; Eugen Beauharnais, Mémoires et correspondance (herausgegeben von Du Casse) IV; Ségur, Histoire et mémoires III; Marmont, mémoires III; Rogniat, Considérations sur l'art de guerre, Par. 1816 (Rogniat war Geniechef Lannes'); Macdonald, Mémoires (herausgegeben von Rousset, 1892); Gen. Poulin, Souvenirs, Par. 1895; Rapp, Mémoires; Comeau, Souvenirs, Par. 1900 (über die raschen Märsche und die sofortige Kampfesdisposition der Franzosen, im übrigen mit Vorsicht zu benützen); Chlopowski (Ordonnanzoffizier Napoleons), Memoirenfragmente (in der Revue nouvelle 1897 und im Carnet historique von 1901); Espinchal, Souvenirs militaires (herausgegeben von Masson), 2 Bände, Par. 1901. Dann Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, 4 Bände, 1824 ff.; Cadet de Gassicourt, Voyage en Autriche fait à la suite de l'armée française pendant la camp. de 1809, Par. 1818; Saski, Campagne de 1809 en Allemagne et en Autriche, Par. 1899 ff., bisher 3 Bände (bis zur Schlacht von Aspern reichend); die Bücher von Thoumas und Montebello über Lannes, Paris 1891 und 1900; *b*) österreichische Quellenschriften: Angeli, Erzherzog Karl als Feldherr, Wien 1897 ff. IV; Ommen, Die Kriegführung des Erzherzogs Karl, Berlin 1900; Briefe des Erzherzogs habe ich in der Historischen Zeitschrift N. F. 22. Band mitgeteilt, andere Wertheimer in seiner Geschichte Österreichs und Ungarns II. (Stutterheim), Der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich (bis zur Schlacht von Aspern, und dies nur in der französischen Ausgabe, die deutsche umfaßt lediglich die Zeit des bayrischen Feldzuges), daneben: „Der Feldzug des Jahres 1809 in Süddeutschland" in Streffleurs österreichisch-militärischer Zeitschrift, 1862. An Stutterheim schließt sich an: Welden, Der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich vom Anfang Mai bis zum Friedensschluß, 1872; Rühle von Lilienstern, Reise mit der Armee, 1809; neuestens: Binder von Krieglstein, Regensburg 1809, Berlin 1902. (Die bereits angekündigte Fortsetzung über den Feldzug in Österreich ist noch nicht erschienen); Bremen, Die Tage von Regensburg (Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1891); Mayerhoffer, Österreichs Krieg mit Napoleon I., 1809, Wien 1904. (Eine ausführliche Darstellung des Krieges auf Grund einer erschöpfenden Durchforschung des österreichischen Archivmateriales steht zu erwarten.) Speziell über die Schlacht bei Aspern: Mayer von Heldensfeld in den „Europ. Annalen", 1810; Schels, Die Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai 1809 (in Streffleurs Zeitschrift, 1843); Reinländer, Taktische Be-

urteilung von größeren Schlachten, Wien, 1872; Strobl, Aspern und Wagram, Wien 1897; Smekal, Die Schlacht bei Aspern und Eßlingen, Wien 1899; Pfalz, Die Marchfeldschlachten von Aspern und Deutsch-Wagram, 2. Auflage, Korneuburg 1900; Menge, Die Schlacht bei Aspern, Berlin 1901. Die Relationen der Korpskommandanten hat Kirchhammer im „Fremdenblatt" 1902 n. 148 ff. veröffentlicht. (Vgl. die Notiz oben S. 299); (Grünne), Relation von der Schlacht bei Aspern auf dem Marchfelde. Über die späteren Ereignisse: Angeli, Wagram, Novelle zur Geschichte des Krieges von 1809 (Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs, 1881); Varnhagen, Die Schlacht bei Wagram, in dessen Denkwürdigkeiten; Zwiedineck, Deutsche Geschichte seit 1806 I; Derselbe, Erzherzog Johann von Österreich im Feldzuge 1809, Leipzig, 1892 (dazu vergl. Simon, Die Verspätung des Erzherzogs Johann bei Wagram, Diss., Berlin, 1899); A. v. P., Die Lobau im Jahre 1809. (Streffleurs militärische Zeitschrift III); (Erzherzog Johann), Das Heer von Innerösterreich; Friedr. v. Gentz', Tagebücher, 1. Band; Radetzkys Erinnerungen (Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs, 1887); Derselbe, Denkschrift über die österreichische Armee nach der Schlacht bei Wagram (ebenda, Jahrgang 1884), ferner der wertvolle Bericht eines österreichischen Offiziers über „die Armee Napoleon I. im Jahre 1809 mit vergleichenden Rückblicken auf das österreichische Heer" (ebenda, Jahrgang 1881). Aus den hinterlassenen Papieren des Erzherzogs Johann hat Krones, „Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege", interessante Details mitgeteilt. (Vgl. meine Besprechung in der „Historischen Zeitschrift" 1887). Über die Tiroler Bewegung: Egger, Geschichte Tirols III; Rapp, Tirol 1809; Schmölzer, Andreas Hofer und seine Kampfgenossen, Innsbruck 1900; Heigel, Andreas Hofer (Neue historische Vorträge und Aufsätze, München 1883); Heilmann, Der Feldzug in Tirol, im Salzburgischen und an der bayrischen Südgrenze. (Jahrbuch für die deutsche Armee und Marine 1888, 1893.) E. Richter, Der Krieg in Tirol 1809 (Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines 1875); Maretich, Die zweite und dritte Iselschlacht, 1895. Über den Feldzug in Polen: Soltyk, Relation des opérations de l'armée aux ordres du Pce Poniatowski pendant la campagne de 1809 en Pologne, Par. 1841. Über den Zug des Herzogs von Braunschweig u. a.: Kortzfleisch, Des Herzogs von Braunschweig Zug durch Norddeutschland, 1809 (Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1894).

Über die Friedensverhandlungen: Außer der Correspondance XIX und Lecestre I, der von Wessenberg verfaßte „Précis de la marche des négociations qui ont amené le traité de Vienne" in Klinkowström, „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei"; Gentz, Tagebücher, I; dessen Briefe an Bubna bei Fournier, Gentz und der Friede von Schönbrunn (Deutsche Rundschau, 1886); Krones, Zur Geschichte Österreichs etc. und meine Besprechung in der „Historischen Zeitschrift"; Metternichs nachgelassene Papiere II (die Memoiren

im 1. Bande sind ganz unzuverlässig, vgl. Bailleu in der Historischen Zeitschrift Bd. LVIII). Die Privatkorrespondenz des Fürsten Johann Liechtenstein ist nach dessen Tode verbrannt worden. Eine Biographie ist im Werke. Thiers XI und Bignon VIII hatten die Aufzeichnungen Champagnys vorgelegen. Vgl. auch Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns II; Demelitsch, Metternich, I; Arneth, Wessenberg I.; Sorel VII; Vandal, Napoléon et Alexandre I, II; Duncker, Abhandlungen aus der neueren Geschichte; A. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit; Thimme, Innere Zustände des Kurfürstentumes Hannover 1806—1813; Bailleu, Briefwechsel Friedrich Wilhelm III. mit Alexander; A. Stern, Briefe Blüchers, 1809 (Deutsche Rundschau, 1900); Gaede, Preußens Stellung zur Kriegsfrage 1809. Die Protokolle der Altenburger Konferenzen sind von Welschinger veröffentlicht worden. Das noch ungedruckte Journal Florets hat Demelitsch (s. oben) benutzt. Siehe auch Wimpfen, Über den Waffenstillstand von Znaim (anonym 1809); Sauerhering, Die Entstehung des Friedens zu Schönbrunn (Diss.); Funk, Bericht über eine Audienz bei Napoleon in Wien 1809 (Archiv für sächsische Geschichte N. F. Bd. IV. Napoleon sprach dabei von der Abtrennung der nordböhmischen Kreise für Sachsen); Wertheimer, Zur Geschichte Wiens 1809 (Archiv für österreichische Geschichte, 74. Bd). Über Stapsens Attentat: Fr. Staps, erschossen zu Schönbrunn bei Wien auf Napoleons Befehl im Oktober 1809, eine Biographie aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters; dazu: Borkowsky, Das Schönbrunner Attentat, 1809 (Grenzboten 1898); außerdem die Memoiren Rapps und die Notes de Sismondi in der Revue historique IX, wo sich die unglaubwürdige Nachricht findet, Staps sei begnadigt und gefangen gehalten worden. Die Verträge bei De Clercq II, mit den Nachträgen bei Demelitsch I. Über Napoleon und die Ungarn: Die Memoiren Eugen Beauharnais', Broglies I und Villemain, Souvenirs (nach Erinnerungen Narbonnes), ferner Wertheimer, Beziehungen Napoleons zu Ungarn (Ungarische Revue, 1883), A. Becker, Napoleon und Ungarn 1809 (Progr. 1899).

Über die Beziehungen Napoleons zu Rußland und Österreich nach dem Frieden ist Vandal II das grundlegende Werk, obgleich man dessen Anschauung, daß es dem Kaiser mit der russischen Heirat völliger Ernst gewesen sei, nicht zu teilen braucht. Auch er spricht übrigens von einem „double jeu". Dazu P. Bertrand, Projet de mariage de Napoléon I avec la grande-duchesse de Russie (die Korrespondenz Champagnys mit Caulaincourt in Le Correspondant, 1890) und Sorel VII. Über die Ehescheidung gibt es eine reiche Litteratur, aus der hervorzuheben sind: Welschinger, Le divorce de Napoléon; Masson, Joséphine répudiée; Duhr, Ehescheidung und zweite Heirat Napoleons (Zeitschrift für katholische Theologie, 1888); Derselbe, Napoleons Ehescheidung im Lichte der neuesten Aktenstücke (Stimmen

aus Maria Laach, 38 Band); Schling, Die Ehescheidung Napoleons I., Zeitschrift für Kirchenrecht, Bd. XX); Fleiner, Die Ehescheidung Napoleons, Leipzig 1893; Schnitzer, Katholisches Eherecht, 5. Auflage, 1898 (im Anhang). Dazu die Memoiren von Bausset, Méneval II, Pasquier I, Beugnot, Pacca, Consalvi; Lyonnet, Le cardinal Fesch, II; D'Haussonville, L'église romaine et le Premier Empire III; Heigel, „Die Ehescheidung Napoleons und Josephinens“ in dessen „Geschichtlichen Bildern und Skizzen“, 1897. In der „Revue napoléonienne“ der Jahrgänge 1902 und 1903 hat sich zwischen Welschinger und P. Dodun über die Untrennbarkeit der Ehe von 1796, über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Verfahrens von 1810 und die Haltung des Kardinals Fesch eine Kontroverse entwickelt, die noch nicht abgeschlossen ist. Über die österreichische Heirat: Helfert, Maria Luise; Correspondance de M. Louise 1799—1847, Lettres intimes, Wien, 1887 (es sind Briefe an die Gräfinnen Colloredo und Crenneville); Metternichs nachgelassene Papiere II; Desselben Briefe an befreundete Diplomaten in Hormayrs Lebensbildern aus dem Befreiungskriege; Ernouf, Maret; Montgelas' Denkwürdigkeiten; Vandal, Lettres de Berthier sur le mariage de Nap. avec M. Luise (Carnet hist. 1898); Wertheimer, Die Heirat der Erzherzogin M. Luise (Archiv für österreichische Geschichte, 64. Band; Derselbe, Der Herzog von Reichstadt; A. Becker, Der Plan der zweiten Heirat Napoleons (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 19. Band); Demelitsch, Metternich I; Percier et Fontaine, Description des cérémonies et des fêtes qui ont eu lieu pour le mariage de S. M. l'Empereur avec S. A. J. madame l'Archiduchesse Marie Luise, Par. 1810; Les fêtes du mariage de Napoléon et de M. Louise im „Carnet historique“ 1902. Äußerungen Napoleons über Josephine und Marie Luise in Gourgauds Journal inédit an verschiedenen Stellen.

II.

Beilagen.

1. Briefe Napoleons an Talleyrand.

(Fortsetzung.)[1]

40.

Saint-Cloud, le 26 nivôse an XI.
(16. Januar 1803.)[2]

Je vous prie, Citoyen Ministre, de donner ordre au souscommissaire des relations extérieures à Jersey de correspondre directement avec le Grand-juge pour les objets relatifs à la police et à la sûreté intérieure de l'Etat.

Donnez le même ordre aux commissaires des relations extérieures en Angleterre, en leur recommandant de ne rien écrire par la poste, mais par des occasions sûres, et de tenir un journal de tout ce qui viendrait à leur connaissance pouvant intéresser la police.

Bonaparte.

41.

Paris, le 29 pluviôse an XI.
(18. Februar 1803.)[3]

Je vous envoie, Citoyen Ministre, l'acte de médiation relatif aux Suisses. Comme il sera communiqué demain aux députés, je vous prie de le transmettre par un courrier extraordinaire au général Ney.

Bonaparte.

42.

Saint-Cloud, le 23 floréal an XI.
(13. Mai 1803.)[4]

Le Premier Consul désire, Citoyen Ministre, que vous fassiez continuer par l'imprimerie de la République l'impression de la négo-

[1]) Die Briefe vom 19. Dezember 1799 bis zum 5. Oktober 1802 (Nr. 1—39) wurden im Anhang zum 1. Bande veröffentlicht.

[2]) Kopie. Amtlicher Vermerk: „Le 29 nivôse écrit à l'ambassadeur en Angleterre."

[3]) Kopie. Der Brief trug einen Registraturvermerk: 2. D, 763. 4 Vent., der gleichfalls kopiert wurde.

[4]) Kopie.

ciation avec l'Angleterre jusqu'à sa note de ce jour inclusivement. Il pense qu'il convient de joindre à ce recueil les ratifications des Empereurs d'Allemagne et de Russie relatives aux arrangemens de Malte.

Hugues Maret.

Voulez-vous, Citoyen Ministre, que je vous envoie la copie de la dernière note, ou que je la transmette directement à l'imprimerie?

43.

Paris, le 24 floréal an XI.
(14. Mai 1803.)[1]

Le Premier Consul désire, Citoyen Ministre, que vous donniez sur-le-champ l'ordre au général Vial de se retirer de Malte, si déjà cet ordre n'a pas été donné par vous.

Hugues Maret.

44.

Saint-Cloud, le 2 prairial an XI.
(22. Mai 1803.)[2]

Le Ministre des Relations Extérieures chargera l'ambassadeur de la République à La Haye de faire connaître au gouvernement batave le mécontentement qu'éprouve le Premier Consul de ce que l'embargo n'a pas encore été mis sur les vaisseaux anglais dans les ports de Batavie.

Hugues Maret.

45.

Bruxelles, le 8 thermidor an XI.
(27. Juli 1803.)[3]

Je désire, Citoyen Ministre, que vous écriviez à M. de Gallo, en lui faisant parvenir les lettres ci-jointes pour le Roi et la Reine de Naples[4]) pour leur être remises en mains propres, que j'ai donné ordre que la solde, l'habillement, les remontes, et généralement tout, fût fourni à l'armée française, hormis le logement, le chauffage, les vivres et fourages qu'il est nécessaire que S. M. fasse fournir, sauf à en régler un compte définitif.

Ecrivez au Citoyen Marescalchi qu'il fasse connaître au vice-

---

[1]) Kopie. General Vial war im Mai 1802 zum Vertreter Frankreichs beim Malteserorden ernannt worden.

[2]) Kopie. Amtlicher Vermerk: „Extrait des registres des délibérations du gouvernement de la République."

[3]) Kopie. Amtlicher Vermerk: „fait le 9". Die Unterschrift des Ersten Konsuls fehlt.

[4]) Vgl. die Briefe in der Corresp. VIII. 6950, 6951; den Brief an Dejean vom 26. Juli ebenda 6943.

président qu'il doit faire passer au corps de troupes italiennes, qui est dans le royaume de Naples, l'habillement, la solde et la remonte, le Roi de Naples ne devant rien fournir. — Ecrivez dans le même sens au ministre ligurien pour les deux bataillons liguriens.

Ecrivez aux ministres Dejean et Berthier pour faire faire la solde au corps de troupes françaises qui est à Tarente, le Roi de Naples ne devant fournir que le logement, la nourriture et le chauffage.

46.

Saint-Cloud, le 18 fructidor an XI.
(5. September 1803.)[1]

Je vous renvoie, Citoyen Ministre, les numéros de la correspondance d'Espagne. J'imagine que les trois derniers courriers n'étaient pas encore arrivés. Envoyez-moi une note séparée des renseignemens qu'il y a sur la force de l'armée espagnole.

Bonaparte.

47.

Malmaison, le 28 ventôse an XII.
(19. März 1804.)[2]

Je vous envoie, Citoyen Ministre, le rapport de l'officier de gendarmerie qui a été envoyé à Carlsruhe.[3] Il y a dans ce rapport des choses que j'entends répéter depuis quinze jours, que le baron d'Edelsheim n'est pas notre ami. Proposez-moi l'envoi d'un agent à Bade sur lequel nous puissions compter et le rappel de celui qui y est.

Bonaparte.

---

[1] Kopie.

[2] Original. Schrift Ménevals. Der Brief erscheint in der Corresp. IX. 7630, als erster Absatz eines längeren Schreibens vom 18. März. Der Text ist mit Ausnahme der Worte „que j'entends répéter depuis quinze jours", für die dort „qui me font penser" steht, derselbe.

[3] Die Beilage ist der Bericht des Kapitäns Berckheim, der auf Caulaincourts Befehl einen Brief Talleyrands vom 11. März an den badischen Minister Edelsheim (gedruckt bei Obser, Karl Friedrich von Baden, V. 5), zu überbringen hatte. Der eigenhändig geschriebene Bericht lautet:

„D'après les ordres du gén. Caulaincourt je me rendis à Carlsrouhe et fus de suite chez l'envoyé de France, le C. Massias, et lui remis la dépêche dont j'étais porteur. Comme il était malade, il me témoigna le regret qu'il avait de ne pouvoir aller lui-même chez le Ministre d'Edelsheim et m'engagea à la lui porter moi-même. Ayant fait avertir le Ministre d'Edelsheim que j'avais une lettre de M. de Talleyrand à lui remettre, il me reçut. Après avoir lu la lettre du Ministre Talleyrand et m'avoir dit qu'il avait déja envoyé la première de ce Ministre à S. A. E., il me demanda si le Duc d'Enghien était déjà arrêté? Je lui répondis que je l'ignorais, et là-dessus il ajouta qu'il étoit même déjà à Strasbourg. Il me fit part de l'indignation générale qu'avait produit à la cour le complot que l'on avait ourdi contre le Premier Consul; que S. A. E. avait souffert que le Duc d'Enghien restait dans ses Etats, y étant déjà depuis longtemps très tranquil et le gouvernement français

48.

Saint-Cloud, le 10 prairial an XII.
(30. Mai 1804.)[1])

S. M. l'Empereur désire savoir si M. Talleyrand a vu l'ambassadeur turc. Il désire aussi que M. Talleyrand fasse faire pour le „Moniteur" une note sur les affaires d'Amérique, contre la neutralité armée.[2])

49.

Saint-Cloud, le 5 brumaire an XIII.
(27. Oktober 1804.)[3])

Monsieur Talleyrand, Ministre des Relations Extérieures, je vous envoie des passeports qu'un agent prussien a donnés à des matelots français. Voulant conserver tous les procédés avec la Prusse et lui donner constamment des marques d'égards, vous vous bornerez à demander le rappel de cet agent et son remplacement.

Napoléon.

50.

Paris, le 21 frimaire an XIII.
(12. Dezember 1804.)[4])

S. M. l'Empereur désire que Monsieur le Ministre des Relations Extérieures remette à Monsieur le Maréchal Lannes la lettre ci-jointe adressée à S. A. R. le Prince-Régent de Portugal.[5])

---

n'ayant jamais fait mention de lui: qu'au reste S. A. E. s'était toujours refusé de recevoir chez elle des émigrés qui pouvaient déplaire à la France.

D'après les renseignemens que je pris sur l'effet qu'avait produit le passage de nos troupes sur le territoire de Baden, je vis que l'on ignorait partout qu'elles eussent repassé le Rhin dès que l'expédition fut finie et qu'au contraire on les croyait encore sur la rive droite. A la cour l'on ne se communiqua cette nouvelle qu'en secret quoique personne ne l'ignorât. J'appris aussi que M. d'Edelsheim était entièrement prononcé contre la France et conduit par sa femme qui abhorrait tout ce qui est français, lui, à son tour, conduit l'Electeur, vieillard généralement estimé et respecté, mais affaibli par son grand âge. Le Bon de Geling (Gayling), Premier Ministre par son ancienneté, paraît être attaché davantage à la France, mais n'est point en crédit comme le Ministre d'Edelsheim. L'estaffette annonçant les arrestations d'Offenbourg et Ettenheim était arrivée une heure avant moi.

Sigismond Berckheim
capte au 2e Rég. de carabiniers."

Vergleiche hierzu den Bericht des französischen Gesandten in Karlsruhe, Massias, vom 16. März (Obser, Karl Friedrich V., 13), der namentlich Frau v. Edelsheim „qui dirige son mari et les affaires de l'Electorat," als Franzosenfeindin bezeichnet. Massias, bei dem Berckheim am 16. März vorsprach, war wohl dessen Quelle.

[1]) Kopie. Die Unterschrift fehlt.

[2]) Der Artikel erschien im „Moniteur" vom 14 prairial (3. Juni) unter „Baltimore, 25 Janvier".

[3]) Original von der Hand Ménevals, wieder abgedruckt aus „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I. S. 40. Vgl. Corresp. X. 8143.

[4]) Original von der Hand Ménevals. Ohne Unterschrift.

[5]) Der Brief an den Prinzregenten in der Corresp. X. 8208.

51.

Paris, ce 2 pluviôse an XIII.
(22. Januar 1805.)[1]

Monsieur Talleyrand, mon Ministre des Relations Extérieures, mon intention est que vous passiez dans la journée une note à M. de Lima[2] pour lui faire connaître que le subside que devait payer le Portugal devait l'être à telle époque; que cette inexactitude dans l'éxécution des traités n'est honorable pour aucune puissance, et qu'on désire savoir cathégoriquement quelle est l'intention du Portugal sur cet objet.[3]

Napoléon.

P. S. Venez ce soir à 8 heures pour concerter l'envoi d'un ministre et faire les démarches nécessaires pour faire décider cette puissance.

52.

Paris, le 15 ventôse an XIII.
(6. März 1805.)[4]

Monsieur Talleyrand, mon intention est que M. François Beauharnais, mon ministre à Florence, parte pour s'y rendre avant lundi prochain.[5]

Napoléon.

53.

En mon palais royal de Milan, le 3 prairial an XIII.
(23. Mai 1805.)[6]

M. de Talleyrand fera connaître à S. M. le Roi d'Etrurie[7] et aux ambassadeurs de ce prince qui sont à Milan que mon intention est de rectifier les limites de la Principauté de Piombino, qui m'est importante à cause de la Corse et de l'Isle d'Elbe; que la protection que je dois à ma soeur me fait une loi d'intervenir dans ses affaires

---

[1]) Original von der Hand Ménevals.

[2]) Portugals Gesandter.

[3]) Vgl. den Subsidientraktat vom 19. März 1804 bei De Clercq II., 86.

[4]) Original von der Hand Ménevals. Registraturvermerk: „2 D. 496, 5 germinal".

[5]) Franz Beauharnais, der Schwager Josephinens, war am 25. Februar zum Gesandten in Florenz ernannt worden, reiste jedoch nicht am 11., wie es der Kaiser gewünscht hatte, dahin ab (vgl. Brotonne, Lettres inédites. n. 84) und kam erst am 10. April an seinem Bestimmungsort an (Marmottan, Le Royaume d'Etrurie, p. 147).

[6]) Original, nicht von der Hand Ménevals, sondern eines Schreibers, von dem noch andere Originale erhalten sind. Vgl. meine Abhandlung: „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I., S. 92.

[7]) Ludwig II., für den seit 1803 die Königin-Mutter die Regentschaft führte.

et de les terminer d'une manière nette, telle enfin que les usurpations de la Toscane, en divers tems, soient restituées à la Principauté de Piombino. Mon but est de mettre, en même tems, la Toscane hors d'inquiétude pour l'avenir et d'éloigner tout germe de défiance sur l'extension que je voudrai donner à la Principauté de Piombino, jugeant convenable que les limites doivent être fixées comme ci-dessous et ne jamais dépasser les bornes indiquées par cette fixation. M. de Talleyrand fera connaître, en même tems, à S. M. Etrurienne et à ses ambassadeurs que toute prétention ou privilège de haut domaine que la Toscane pourrait vouloir s'arroger à l'avenir sur la Principauté de Piombino doivent cesser et que, pour l'avantage des deux états, un traité de commerce, qui sera négocié ultérieurement, fixera les rapports commerciaux et de douane entr'eux sur des bases d'égalité et de justice. S. M. le Roi d'Etrurie sentira, sans doute, l'importance pour elle d'être juste et équitable dans cette occasion et de ne point m'obliger, en qualité d'Empereur des Français, Roi d'Italie, à agir d'une manière contraire au commerce de Livourne, en accordant toute espèce de faveur à celui de Gênes.[1])

Limites de la Principauté de Piombino. Elles partent de l'embouchure de l'Ombrone dans la mer, comprennent Castiglione della Pescaïa, le port et le lac de ce nom, ainsi que Grosseto, suivent le milieu du cours de l'Ombrone jusqu' à l'embouchure du ruisseau ou torrent qui prend son origine vers Succiano; elles suivent le milieu du cours de ce ruisseau et passent ensuite sur la cime des montagnes qu'elles suivent de manière à envelopper la totalité du versant des eaux qui coulent vers la Méditerrannée. Elles comprennent ainsi Rocca Fédérigi, la ville de Massa et Prata, se dirigent vers Cecina Taverna qu'elles renferment s'il est du côté du versant des eaux vers la Méditerranée par la Principauté de Piombino, reviennent, toujours en suivant le sommet des montagnes, sur Badiola après avoir enveloppé Monte Rotondo et les sources de la Cornia. Elles descendent, ensuite, en ligne droite sur Pietra Rossa, puis suivent le cours du ruisseau qui prend son origine vers Pietra Rossa et va droit à la mer, où elles se terminent. (Voyez la carte de Dalbe.) — Au moyen des conditions ci-dessus mentionnées et de la limite qui vient d'être tracée, je consentirai volontiers à céder les Présides et tous mes droits sur ce pays d'une manière absolue et irrévocable à S. M. le Roi d'Etrurie. Je ne me refuserai même pas à rectifier une partie des frontières de mon Royaume d'Italie vers la Toscane, si cela convient au Roi d'Etrurie pour quelque échange et à l'avantage des deux pays.

Napoléon.

---

[1]) Über die gespannten Beziehungen zwischen Napoleon und der Königin vgl. Marmottan, Le royaume d'Etrurie, p. 144ff., der aber die hier vorliegende Grenzregulierung nicht zu kennen scheint. Vgl. Corresp. X. 8777.

54.

Milan, ce lundi, 14 prairial an XIII.
(3. Juni 1805)[1])

S. M. l'Empereur désire savoir si Monsieur de Talleyrand a quelque mémoire sur une partie du territoire de Parme appellée Bardi, et une carte où ce point serait tracé.[2]) Sa Majesté désirerait que Monsieur de Talleyrand pût lui apporter cela ce soir.

55.

Au camp de Boulogne, le 16 thermidor an XIII.
(4. August 1805.)[3])

Monsieur Talleyrand, je désire que vous fassiez notifier à la diète helvétique que le premier régiment suisse est organisé conformément au traité, qu'il n'est point complet en soldats, que je demande que les cantons le complètent. Vous ferez connaître également que, dans le reste de l'année, j'organiserai le second régiment.

Napoléon.

56.

Au camp de Boulogne, le 18 thermidor.
(6. August 1805.)[4])

Monsieur Talleyrand, cette note, ainsi corrigée, est bonne; expédiez-la sur-le-champ.

Napoléon.

57.

De mon camp impérial de Boulogne,
le 1er fructidor an XIII.
(19. August 1805.)[5])

Monsieur Talleyrand, j'ai donné l'ordre au 18e régiment de ligne et au 1er régiment d'hussards, dont l'un est à Paris et l'autre à Versailles, de se rendre à Strasbourg. Ce mouvement de troupes, quelque peu considérable qu'il soit, ne laissera pas de faire beaucoup de bruit. Je désire qu'en causant vous fassiez connaître que je n'ai ordonné

---

[1]) Original von der Hand Ménevals, ohne Unterschrift.

[2]) Gemeint ist Schloß Bardi bei Piacenza.

[3]) Original von der Hand Ménevals.

[4]) Original von der Hand Ménevals. Der Brief bezieht sich auf ein Rundschreiben bezüglich der angebotenen und später unterbliebenen Vermittlung Rußlands. S. Corresp. XI, 9039 und Bertrand, Lettres de Talleyrand, p. 122.

[5]) Original von der Hand Ménevals. Wertheimer hat in der „Neuen Freien Presse" vom 12. Juli 1883 eine in einzelnen Punkten abweichende deutsche Übersetzung mitgeteilt, die wahrscheinlich nach dem Konzept verfaßt wurde, da sie das Datum „18. August" trägt.

aucun mouvement dans mes camps; que ce qu'on pourrait dire là-dessus est faux; que j'attends une explication claire et nette de la Cour de Vienne. Il me tarde beaucoup de recevoir cette déclaration et de savoir à quoi m'en tenir. Je verrai avec plaisir la copie de la circulaire que vous avez écrite à mes agens. Il est réellement convenable de savoir sur quoi je puis compter avec les Princes de Bade et de Wirtemberg, je ne parle point de celui de Bavière, puisque c'est une affaire terminée, et quel nombre de troupes ils peuvent me fournir. Il faudrait que l'Electeur de Bade me fournît 9000 hommes. Quant à l'Electeur de Wirtemberg, si le père prend une mauvaise direction contre nous, il me semble que le plus simple serait de le chasser et de mettre son fils à sa place. Il faudrait sonder ce jeune prince et savoir s'il voudrait prendre parti avec nous; on pourrait lui donner un régiment. S'il était assez animé contre son père pour le détrôner, ce serait le plus sûr; car il n'y a pas de doute qu'en entrant à Stuttgard, et y installant ce prince, toutes les troupes de l'Electeur ne désertassent. Enfin, faites faire une nomenclature de tous les princes de la rive droite, depuis le Danube jusqu'au Tyrol, afin de savoir ceux que nous pouvons considérer comme amis ou comme ennemis. J'ai besoin dans ce moment d'un ministre en Suisse. Si M. Vial peut y retourner dans 24 heures, à la bonne heure; sans cela j'en nommerai un autre et je donnerai à M. Vial une des places que j'aurai de disponibles. Il me faut en ce moment un homme sûr en Suisse. Voici quel est mon plan, en cas de guerre. Je veux nommer sur-le-champ les colonels des régimens suisses, fournir l'argent nécessaire pour leur armement et leur recrutement, charger ces régimens de garder la Suisse sous les ordres d'un général en chef qui sera celui auquel je destine le commandement des régimens suisses. Ces corps garderaient d'abord la Suisse et viendraient en suite me joindre en Allemagne. Vous sentez que par là je décide les Suisses pour nous par leur intérêt, que j'en fais un foyer de recrutement pour notre parti qui empêchera le recrutement des Anglais. J'ai pour cela besoin d'un homme habile à Berne. Je vous ai écrit pour la levée d'un bataillon de Valaisans. Pressez la conclusion de ce traité.[1]) Mon intention est d'envoyer ce bataillon à Gênes pour l'employer à la police de cette ville.

Napoléon.

58.

De mon camp impérial de Boulogne,
le 4 fructidor an XIII.
(22. August 1805.)[2])

Monsieur de Talleyrand. Il est convenable de faire à Monsieur l'ambassadeur d'Espagne près de ma personne le présent d'usage tel

---

[1]) Die Konvention wurde am 8. Oktober 1805 geschlossen. S. De Clerq, II., 128.

[2]) Original, nicht von Ménevals Hand. S. oben n. 53.

que celui que j'ai fait à l'ambassadeur de Prusse pour la remise des cordons.

Napoléon.

59.

Louisbourg, le 11 vendémiaire an XIV.
(3. Oktober 1805.)[1])

Monsieur de Talleyrand, je vous envoie ci-joint une lettre de M. Otto.[2]) Je lui ai fait répondre par le ministre de la guerre qu'il eût à annoncer au Mal Bernadotte que je me suis proposé d'agir comme si la dernière ligne de neutralité existait.[3]) D'ailleurs les troupes bavaroises ont déjà, pour éxécuter leur retraite, traversé les possessions prussiennes en Franconie, et un corps d'Autrichiens, qui s'est montré sur la Rednitz, en a usé de la même manière. Le Mal Bernadotte les traversera à son tour le plus rapidement possible et sans y séjourner.

60.

De mon camp impérial d'Augsbourg,
ce 1er brumaire an XIV.
(23. Oktober 1805.)[4])

Monsieur Talleyrand, rendez-vous à Stuttgard, passez-y une demi-journée pour y voir l'Electeur. De là rendez-vous en droite ligne à Augsburg, en passant par Heilbronn, MM. Talleyrand et Pregode(!) peuvent également partir pour venir me joindre.

Napoléon.

61.

Haag, le 6 brumaire an XIV.
(28. Oktober 1805.)[5])

Monseigneur, j'ai l'honneur de vous envoyer un bulletin[6]) que l'Empereur désire que vous communiquiez à S. M. l'Impératrice, au Prince Joseph, pour être imprimé dans le „Moniteur", et au Prince Eugène qui le communiquera au Maréchal Masséna, en lui ajoutant que le Maréchal Bernadotte couchera demain soir probablement à Salzbourg.

Méneval.

---

[1]) Kopie. Nachschrift: „Sa Majesté l'Empereur est sortie sans signer la présente que j'envoie à S. Exc. M. de Talleyrand comme simple avis afin de ne pas retarder le courier. Mille respects. Clarke.

[2]) Französischer Gesandter in München.

[3]) d. i. die Demarkationslinie der letzten Kriege, die Ansbach noch nicht umfaßte. Vgl. den Brief an Otto in der Corresp. XI. 9319.

[4]) Kopie.

[5]) Kopie. Amtlicher Vermerk: „fait le 7".

[6]) Es ist das 13. Bulletin vom gleichen Datum, Corresp. XI. 9436. Vgl. auch den Brief Napoleons an Talleyrand, vom 30. Oktober, ebenda 9440.

62.

s. l. e .d.

(December 1805.)[1])

L'empereur désire que M. de Talleyrand lui envoie l'article que M. de Hardenberg a fait mettre dans la gazette de Berlin; il n'était pas joint à la dépêche de M. de Laforêt.

63.

s. l. e. d.

(Dezember 1805.)[2])

M. de Laforêt ne doit point conférer avec M. de Hardenberg, ni en[3]) chez lui, ni en société; s'il lui indique un repas le décliner sous prétexte de maladie; dire à M. d'Haugwitz qu'on a toujours supposé que M. de Hardenberg ne retournerait. Dans toutes les suppositions il a insulté la France, que ce fût en guerre ou en paix. Le droit d'être en guerre appartient à chaque couronne. On n'est point insulté par la guerre. Mais il y a de la lâcheté à refuser des audiences à un ministre d'un grand prince. Ni vous ni aucun homme de la légation, ni aucun français, ne doit avoir de communication avec M. de Hardenberg comme ennemi de la France.

Vous mettrez assez de mesure pour que cela n'oblige pas le Roi de Prusse à lui être utile.

64.

Munich, le 14 janvier 1806.[4])

Monsieur Talleyrand, donnez ordre à M. Salicetti de se rendre au quartier général de l'armée de Naples, où il sera à la disposition du Prince Joseph pour être employé comme il le jugera à propos.

Napoléon.

---

[1]) Kopie, ohne Unterschrift. Vgl. Laforêts Bericht vom 18. Dezember bei Hardenberg, Denkwürdigkeiten V. 213 über die Berliner Zeitungen.

[2]) Kopie, ohne Unterschrift. Die Zeitbestimmung ist durch einen Brief Talleyrands an Laforêt vom 20. Dezember bei Bailleu II. 426 im Zusammenhang mit einem Schreiben Talleyrands an Napoleon vom 17. Dezember bei Bertrand, p. 226 an die Hand gegeben. In jenem ist fast wörtlich die hier erhaltene Weisung wiederholt: „Le droit de faire la guerre appartient à chaque couronne. La puissance à qui on la fait, n'est pour cela insultée, mais il y a de la lâcheté à refuser des audiences au ministre d'un grand prince. Ni vous ni personne de votre légation, ni aucun français ne doivent avoir de communication avec ce ministre, qui s'est montré l'ennemi de la France. Vous ne devez pas paraître avec lui, même en société, et s'il vous indiquait un rendez-vous, il faudrait décliner sa proposition sous prétexte de maladie“ etc. An den Kaiser schrieb der Minister am 17. Dezember, er empfange soeben dessen Brief von gestern, werde die Antwort an Laforêt auf dem Wege von Brünn nach Wien entwerfen und sie am nächsten Donnerstag (d. i. den 19.) in Schönbrunn zur Genehmigung vorlegen. Den Brief „von gestern“, s. Corresp., X., 9582, zu dem sich der hier mitgeteilte als ein Nachtrag darstellt, der dem Minister möglicherweise erst in Schönbrunn zugestellt wurde. Daß Laforêt den Befehl ausführte, berichtet Metternich, Nachgelassene Papiere II. 100: „M. de Laforêt ne voit que M. de Haugwitz“.

[3]) Hier fehlt „tête-à-tête“ oder ein ähnliches Wort.

[4]) Kopie. Vgl. Corresp. XI. 9668 den Brief an Joseph von demselben Tage.

65.

Paris, le 3 février 1806.[1])

Monsieur Talleyrand, faites connaître à mon ministre à Stuttgard que j'ai donné les cordons que le Roi de Wurtemberg a mis à ma disposition à M. d'Harville, premier écuyer de l'Impératrice, au général Marmont, colonel-général des chasseurs, à M. Fouché, ministre de la police, et au maréchal Kellermann. Faites également connaître à mon ministre à Carlsruhe que j'ai donné les cordons de Bade à M. Hédouville, mon chambellan et sénateur, à M. Champagny, ministre de l'intérieur, et aux généraux Savary et Bertrand, mes aides de camp.

Napoléon.

66.

Paris, le 18 février 1806.[1])

Monsieur Talleyrand, je ne sais si je vous ai écrit que j'approuvais que tous les officiers français du corps du Mal Bernadotte et Ney, auxquels le Roi de Bavière voulait donner l'ordre du lyon, l'obtiennent.

Napoléon.

67.

Paris, le 8 mars 1806.[1])

Monsieur Talleyrand, la demande de Bade me paraît juste; ordonnez aux douanes de payer la dépense qu'elle a faite pour le passage des troupes.

Napoléon.

68.

Paris, le 9 mars 1806.[1])

Monsieur de Talleyrand, je nomme le général Beaumont, aide de camp du Pce Murat, mon commissaire pour prendre possession du Duché de Clèves. Donnez-lui tous les pouvoirs nécessaires.[2])

Napoléon.

69.

Paris, le 10 mars 1806.[3])

Monsieur Talleyrand, vous remettrez les lettres ci-jointes au général Rapp qui les prendra aujourdhui à midi; joignez-y copie de

---

[1]) Kopie.

[2]) Vgl. den Brief Napoleons an Murat: Corresp. XII. 9948, vom 9. März, worin Beaumont allerdings nur als „commissaire pour prendre possession de la place de Wesel" erscheint.

[3]) Kopie. Es handelt sich um den Vertrag über die Räumung Hannovers vom 9. März bei Hardenberg, Denkwürdigkeiten II. 517. Vgl. in der Corresp. XII. 9949 und 9950 die Briefe an Rapp und Barbou und Thimme, Die inneren Zustände des Kurfürstentums Hannover, S. 140 f.

la convention passée entre M. d'Haugwitz et le général Duroc et une lettre de vous au général prussien commandant en Hanovre, qui accrédit le général Barbou comme commissaire pour l'éxécution du traité.

Napoléon.

70.

Ce lundi, 24 mars 1806.[1])

L'Empereur désire que Monsieur de Talleyrand lui apporte à deux heures de l'après-midi aujourd'hui le travail sur la démarcation des limites des Etats de Bavière, de Wurtemberg et de Bade et un projet de décret pour terminer enfin toutes les difficultés.

71.

Paris, le 1er avril 1806.[2])

Monsieur Talleyrand, il est urgent que vous me fassiez connaître ce que M. de Vincent[3]) vous a dit. Vous ne manquerez pas de faire sentir à ce général que son silence et ses hésitations feront que je n'évacuerai pas Braunau; que cela est très malheureux pour l'Autriche et pour moi; qu'il me faut les Bouches de Cattaro, et qu'il ait enfin à traiter quelque chose.

Napoléon.

72.

Malmaison, ce mercredi 2 avril.[4])

L'Empereur désire que des extraits des dépêches que renfermait le portefeuille d'hier le mardi soient mis dans le „Moniteur."

73.

Malmaison, le 10 avril 1806.[5])

Monsieur Talleyrand, je vous renvoie ces dépêches; c'est à vous à correspondre sur ces objets de détail avec le Cardinal Fesch.

Napoléon.

---

[1]) Kopie. Ohne Unterschrift. Talleyrand überreichte hierauf ein Projekt Ottos, das Napoleon am 10. April 1806, Corresp. XII. 10071, ablehnte. Vgl. Obser, Karl Friedrich von Baden, L. und 540.

[2]) Kopie. Der Brief ist teilweise mitgeteilt bei Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns II. 115. Vgl. Corresp. XII. 9968.

[3]) Vincent, außerordentlicher Gesandter Österreichs. Vgl. Corresp. XII. 9988.

[4]) Kopie. Ohne Unterschrift.

[5]) Kopie. Vgl. Haussonville, L'église romaine et le premier Empire. II. 125 ff.

74.

Saint-Cloud, le 3 juin 1806.[1])

Monsieur Talleyrand, je vous envoie des dépêches de M. Larochefoucauld que m'envoie le Maréchal Berthier. Je désire que vous me les rapportiez ce soir à cinq heures et demie avec toutes celles que vous avez érites à M. Larochefoucauld depuis le dernier mois.

Napoléon.

75.

Saint-Cloud, le 10 août 1806.[1])

M. le Prince de Bénévent, faites connaître au ministre d'Espagne que le général Ferrand, commandant mes troupes à S. Domingo, a envoyé, sur la demande du général Espagnol, capitaine général de la côte ferme, 500 français à la côte ferme pour lui donner appui contre Miranda.[2])

Napoléon.

76.

Rambouillet, le 26 août 1806.[3])

M. le Prince de Bénévent, je désire que vous me fassiez tracer sur une carte les limites de la Confédération du Rhin, et que vous preniez des mesures pour qu'aux limites des états de chaque prince confédéré il soit planté des poteaux portant d'un côté les armes du prince et de l'autre „Confédération du Rhin".[4])

Napoléon.

77.

Saint-Cloud, le 31 août 1806.[5])

M. le Prince de Bénévent, le Roi de Naples prendrait volontiers sa solde trois régimens allemands recrutés dans le territoire de la Confédération du Rhin. Il faudrait savoir si Hesse-Darmstadt, Bavière, Wurtemberg et Bade voudraient donner l'autorisation de recruter, pour le compte du Roi de Naples, dans leurs états.

Napoléon.

---

[1]) Kopie.

[2]) Ferand war Generalkapitän von Santo Domingo, dem ehemals spanischen Teile von Haiti. Der Kreole Miranda hatte im Mai 1806 mit englischer Unterstützung einen Zug gegen die spanische Kolonie Venezuela unternommen. Er wurde von den Spaniern, denen Frankreich Hilfe sandte, besiegt.

[3]) Kopie.

[4]) Vgl. den Brief vom selben Tage an Berthier: Corresp. XIII. 10.696.

[5]) Kopie.

78.

Saint-Cloud, le 21 septembre 1806.[1])

M. le Prince de Bénévent, vous m'enverrez un état militaire de Hesse-Cassel avec les noms des régimens, leur composition, leur force, leurs cantonnemens et leurs positions actuelles.

Napoléon.

79.

Liebstadt, le 21 février 1807.[1])

M. le Prince de Bénévent, je vous envoie une lettre de M. de Ségur. Je vous prie de me faire connaître votre opinion.

Napoléon.

80.

Osterode, le 2 mars 1807.[1])

M. le Prince de Bénévent, indépendamment du corps du général Dobrowsky, mon intention est de réunir à Neidenburg un corps polonais. Le maréchal Berthier écrit au Prince Poniatowski pour cet objet. Veillez à ce que tous les bataillons polonais qui sont à Varsovie à Nieporent et à Sierock, et qui sont habillés et armés, partent sur-le-champ pour Neidenburg.[2])

Napoléon.

81.

Osterode, le 3 mars 1807.[3])

M. le Prince de Bénévent, faites toutes les instances auprès du gouvernement et du gouverneur pour qu'on rétablisse le pont de Praga; il est ridicule que cela n'était pas déjà fait. L'idée de prendre des bateaux de ce pont pour transporter des vivres à Thorn est une idée folle s'il en fût jamais. J'espère qu'elle n'aura eu aucune exécution. Si Lemarois est encore à Varsovie, qu'il y reste pour faire marcher les dépôts.

Napoléon.

82.

Osterode, le 22 mars 1807.[4])

M. le Prince de Bénévent, j'ai donné l'ordre à l'Intendant général de verser 200000 fr. dans la caisse de la division bavaroise du Prince Royal pour un mois de solde. Mais comme cet ordre n'arrivera que

---

[1]) Kopie.

[2]) Vgl. Napoleon an Berthier, 1. März 1807, Corresp. XIV. 11.909.

[3]) Kopie.

[4]) Kopie. Vgl. den Brief an den Kronprinzen von Bayern vom selben Tage: Corresp. XIV. 12.118.

dans 5 ou 6 jours, puisqu'il doit passer par Thorn, vous pouvez dire au payeur, qui est à Varsovie, de faire l'avance de cette somme et qu'il recevra sous peu de jours de son supérieur l'ordre de la verser. J'ai accordé 6000 paires de souliers à la même division; il va en arriver à Varsovie. Il est bien entendu que je ne veux pas qu'on touche aux 3 ou 4 mille paires qui sont restées à Varsovie à la disposition du général Lemarois pour donner aux hommes sortant des hopitaux.

Napoléon.

83.

Osterode, le 26 mars 1807.[1])

M. le Prince de Bénévent, vous trouverez ci-joint le rapport du commandant de Sierock[2]). Vous lui donnerez l'ordre de se rendre à Varsovie, où vous le ferez interroger, en votre présence, par le général Lemarois. Si cet homme m'a menti, comme tout me porte à le penser, c'est un brouillon que je veux punir sévèrement. Vous instruirez de cela M. de Vincent. Vous avez très bien fait de faire donner de l'argent aux boulangers et ouvriers. Mais écrivez à M. Daru pour qu'il fournisse à tous ces besoins.

Napoléon.

84.

Osterode, le 26 mars 1807.[3])

M. le Prince de Bénévent, je vous envoie le rapport de M. Daru sur vos propositions relatives aux approvisionnemens que le gouvernement polonais peut fournir à l'armée par le moyen des achâts. D'après cela je ne vois pas d'inconvénient à ce que vous autorisiez le commissaire ordonnateur Pradel à faire un marché.

Napoléon.

85.

Finkenstein, le 3 avril 1807.[3])

M. le Prince de Bénévent, je ne sais pas si je vous ai déjà écrit de notifier la naissance de la Princesse Josephine, fille du Viceroi d'Italie; si vous ne l'avez pas fait, écrivez à Paris pour qu'on expédie toutes les lettres de chancellerie.

Napoléon.

---

[1]) Kopie.

[2]) Vgl. Talleyrands Antwort bei Bertrand, p. 391.

[3]) Kopie.

86.

Au château de Finkenstein, le 9 avril 1807.[1])

L'Empereur dicte: „M.[2]) a dû vous envoyer la liste des nominations que j'ai faites pour les chevaux-légers polonais de la garde". Je savais fort bien que vous étiez Vice-Roi de Pologne, mon cher Prince, mais comme je savais aussi que cela ne vous amusait pas beaucoup, je n'ai pas été très-soigneux de vos attributions et j'ai envoyé la liste à votre directeur de la guerre. Au reste la voici, et je répare mon omission aussitôt qu'on me l'a fait remarquer et autant qu'elle est réparable. Recevez mes excuses et mes hommages.

Hugues Maret.

87.

Finkenstein, le 11 avril 1807.[3])

M. le Prince de Bénévent, on me dit que le génie manque d'argent pour les travaux de Sierock. S'il en est ainsi, faites en sorte d'y pourvoir, afin qu'il n'y ait aucune interruption dans les travaux.

Napoléon.

88.

Finkenstein, le 24 avril 1807.[3])

M. le Prince de Bénévent, le Prince Jérôme vient d'avoir un nouveaux succès en Silésie. Les 80000 £ votés par le parlement anglais avaient donné le moyen à la garnison de Glatz de se recruter de beaucoup de monde; ils se sont portés sur Frankenstein; ils ont perdu dans la journée du 17 trois pièces de canon et 600 hommes, et ils ont été poursuivis jusques sous les glacis de la place.[4])

Napoléon.

89.

Finkenstein, le 25 avil 1807.[5])

M. le Prince de Bénévent, je vous envoie une lettre de Vienne qui arrive par Breslau.

Napoléon.

---

[1]) Kopie.

[2]) Vgl. den Brief an Talleyrand vom gleichen Tage (Corresp. XV. 12.333). „M. Maret vous aura transmis le décret des nominations que j'ai faites dans ce corps (des chevaux-légers polonais)". Es handelt sich um die Errichtung eines polnischen Reiterregiments, das in die Kaisergarde aufgenommen werden sollte.

[3]) Kopie.

[4]) Vgl. das 72. Bulletin Corresp. XV. 12.459.

[5]) Kopie.

90.

Tilsit, le 21 juin 1807.[1])

M. le Prince de Bénévent, je reçois votre lettre du 17. Je vous ai écrit hier[2]) de vous rendre à Königsberg. Je suppose que vous êtes parti pour y aller.

Napoléon.

91.

Tilsit, le 8 juillet 1807.[3])

M. le Prince de Bénévent, donnez l'ordre à M. de Lesseps[4]) de se rendre sans délai à S. Pétersbourg pour y reprendre la fonction de consul général.

Napoléon.

2. Briefe Napoleons an Champagny.[5])

1.

Saint-Cloud, le 12 août 1807.[6])

M. Champagny, un grand nombre de députés des états du Roi de Westphalie arrivent tous les jours à Paris. Il est convenable que vous les connaissiez et que vous m'en remettiez les noms avec des notes qui m'instruisent du degré de considération dont ils jouiraient. Cela me servira de règle pour la manière dont je veux les recevoir et pour ce que je devrais en faire.

Napoléon.

2.

Paris, le 16 août 1807.[7])

M. Champagny, écrivez à mon ministre à Florence[8]) que, lorsque une colonne de 6000 h. que j'envoie d'Italie à Livourne aura dépassé Florence, il ait à déclarer que cette colonne est destinée à tenir

---

[1]) Kopie.

[2]) Vgl. Corresp. XV. 12.782 und Bertrand, p. 472.

[3]) Kopie.

[4]) Französischer Konsul in Petersburg, war im Februar nach Warschau gekommen. Vgl. Bertrand, p. 299.

[5]) Champagny, bisher Minister des Innern, trat am 10. August, nach Talleyrands Rücktritt, das Amt eines Ministers des Äußern an.

[6]) Kopie.

[7]) Kopie.

[8]) Beauharnais.

garnison à Livourne et empêcher tout commerce des Anglais. Lorsque cette colonne sera arrivée à Livourne, il déclarera que j'ai ordonné la confiscation de toutes les marchandises anglaises provenant soit des fabriques soit du commerce anglais. Vous lui ferez connaître qu'il doit garder tout cela secret jusqu'à ce que cette colonne soit arrivée.[1])

Napoléon.

3.

Paris, le 19 août 1807.[2])

M. de Champagny, faites mettre dans le „Moniteur" à l'article „Copenhague" un détail de ce que fait l'escadre anglaise, sans restriction.[3])

Napoléon.

4.

Saint-Cloud, le 3 septembre 1807.[4])

M. de Champagny, je vous renvoie vos deux porte-feuilles. Faites mettre dans le „Moniteur" tout ce qui est relatif aux mesures prises en Hollande contre le commerce anglais.[5])

Napoléon.

Ci-joint une lettre pour la Reine d'Etrurie.

5.

Rambouillet, ce 14 septembre 1807.[6])

M. de Champagny, écrivez au Vice-Roi pour vous plaindre de l'article des journaux de Milan, relatif aux affaires de Toscane. Ecrivez au ministre d'Espagne que la mesure qui a été prise à Livourne n'est que provisoire et est dirigée contre le commerce anglais, qui se fait avec la plus grande impudence dans ce pays et qui nuit à tout le reste de l'Italie; que, si la Reine d'Etrurie avait mis plus de fermeté avec ses ministres et eut poursuivi l'exécution des mesures prohibitives adoptées, cela ne fût pas arrivé; que je suis du reste décidé à ne laisser à Livourne que la garnison nécessaire pour empêcher le commerce avec l'Angleterre et à retirer tout le reste des troupes, et que j'ai

---

1) Vgl. den Brief an Eugen vom selben Tage: Corresp. XV. 13.039.

2) Kopie.

3) Der Artikel erschien im „Moniteur" des 21. August unter „Copenhague, le 8 août".

4) Kopie.

5) Der Artikel erschien im „Moniteur" vom 5. September unter: „Royaume de Hollande, Amsterdam, le 31 août".

6) Kopie.

ordonné que le journaliste de Milan qui s'est permis un article douteux soit recherché et puni. Présentez-moi un projet de réponse à la Reine.[1]) — Je ne connais pas bien ce que c'est que ce M. Bentinck qui a un port; probablement qu'il sera compris dans le rapport que vous me ferez sur les petits ports qu'il est question d'interdire à l'Angleterre.

Napoléon.

6.

Saint-Cloud, ce 17 septembre 1807
à 11h du soir.[2])

M. de Champagny, je vous prie de venir demain au lever et de m'apporter la note que vous avez passée au cardinal légat qui paraît avoir porté la cour de Rome à changer d'opinion. Vous m'apporterez également ce que vous avez rédigé en conséquence de ce que je vous ai dicté ce matin.

Napoléon.

7.

Fontainebleau, le 19 octobre 1807.[2])

M. Champagny, je vous envoie un mémoire dont la communication n'est que pour vous seul. Je désire que vous me remettiez une note des discussions qui peuvent exister sur la délimitation des frontières entre la France et l'Espagne, telles que le Port de Passage et autres cessions de cette nature.

Napoléon.

P. S. Remettez-moi également une statistique du Portugal.

8.

Fontainebleau, le 21 octobre 1807.[2])

M. de Champagny, je ne vois pas dans ces affaires de Rome qu'il soit question du tiers des cardinaux. Je vous prie de m'apporter aujourd'hui la lettre que vous avez écrite au Cardinal Bayanne et la note que vous avez envoyée à M. Alquier.

Napoléon.

9.

Fontainebleau, ce 23 octobre 1807.[2])

M. de Champagny, M. Didelot[3]) ne sait pas l'A. B. C. de son métier. Ce n'est pas en communiquant le traité qu'on lui envoie qu'un ministre négocie. Ce traité doit être regardé comme une instruction.

Napoléon.

---

[1]) S. den Brief an die Königin: Corresp. XV. 13.168.

[2]) Kopie.

[3]) Gesandter in Dänemark. Vgl. Corresp. XVI. 13.215. Es handelt sich um den Allianzvertrag, der am 31. Oktober abgeschlossen wurde. De Clercq II. 237.

10.

Fontainebleau, ce 27 octobre 1807.[1]

M. de Champagny, je vous envoie une lettre du Maréchal Soult dont vous lui accuserez la réception. Vous enverrez à M. Bourgoin à Varsovie la convention pour que le Roi de Saxe la ratifie, et il l'enverra après aux plénipotentiaires. Vous ferez connaître au Maréchal Soult qu'il n'y avait pas d'inconvénient à admettre les Saxons à la signature, puisque l'on a senti le besoin de faire ratifier la convention par le Roi de Saxe.[1] — Quant à la seconde lettre du Maréchal Soult vous m'en ferez un rapport.

Napoléon.

11.

Fontainebleau, le 31 octobre 1807.[2]

M. de Champagny, il faut répondre au ministre de Prusse que les troupes françaises n'évacueront que lorsque toutes les conditions de la convention faite avec le Maréchal Kalckreuth seront remplies;[3] que déjà elles auraient évacué si, par une inertie qu'on a peine à concevoir, la cour de Memel n'avait été deux mois entiers sans répondre; qu'il ne doit donc laisser concevoir aucune fausse espérance. — Écrivez à mon consul général à Madrid que mes consuls à Porto et dans les autres ports du Portugal doivent quitter la résidence sitôt que les troupes françaises ou espagnoles y seront entrées.

Napoléon.

12.

s. d.
(Oktober 1807).[4]

Note pour servir aux rapports du Ministre des Relations Extérieures.

Les Anglais méconnaissent la souveraineté de toutes les nations. Toutes les nations doivent donc se mettre en état de guerre contre les Anglais. Elles le doivent au sentiment de leur dignité, elles le doivent pour soutenir l'honneur de leurs peuples et l'indépendance de leurs couronnes; elles le doivent aussi pour remplir toutes les obligations qui lient les souverains de l'Europe.

---

[1] Es handelt sich um den Elbinger Vertrag zwischen Frankreich und Preußen vom 13. Oktober 1807 bezüglich einer Etappenstraße, die Sachsen mit dem Herzogtum Warschau verband. De Clercq, II 229.

[2] Kopie.

[3] De Clercq, II. 223, der Vertrag von Königsberg, 12. Juli 1807.

[4] Kopie. Das Dokument ist wahrscheinlich nur zu dem Zweck vom Kaiser diktiert worden, um mit Argumenten für das Vorgehen gegen Portugal vor der Öffentlichkeit, oder doch vor dem Senat, zu erscheinen und die Sache, die längst von ihm eingeleitet war, so darzustellen, als wäre sie ihm eben erst nahegelegt worden

Les Anglais méconnaissent la souveraineté de toutes les puissances lorsqu'ils obligent les bâtimens naviguant sous le pavillon d'une nation à recevoir la visite des vaisseaux anglais, à se détourner de la route où les conduit leur commerce et de la destination autorisée par leur souverain, lorsque ces bâtimens sont entrainés dans les ports de l'Angleterre et que, sans égard pour les expéditions dont ils sont munis et pour le pavillon qu'ils portent, les Anglais les traitent comme s'ils étaient sans aveu et sans garantie. Par les règles de blocus, établies par les Anglais, ils ont insulté à l'indépendance de tous les pavillons, ils ont violé le droit public de tous les temps qui établit qu'une place n'est en état de blocus que lorsqu'elle est bloquée par terre et par mer et en prévention d'être prise. Le droit de blocus préscrit alors que la place ne puisse recevoir aucune espèce de secours et avoir aucune sorte de communication. Mais en l'étendant à des ports non bloqués, à des empires entiers, à des côtes immenses sur lesquelles ils avaient à peine quelques bricks, quelques frégates, les Anglais ont violé le droit des puissances et attaqué non seulement leurs ennemis mais toutes les nations neutres.

Cependant, il n'est aucun souverain en Europe qui ne reconnaisse que, si son territoire venait d'être violé au détriment de Votre Majesté, il n'en fût responsable. Si un vaisseau français était saisi dans le port de Trieste ou dans celui de Lisbonne, le gouvernement de Lisbonne et le souverain à qui Trieste appartient regarderaient cette violence et ce dommage causé à des sujets de Votre Majesté comme un outrage personnel et n'hésiteraient point à contraindre, par la force, l'Angleterre à respecter leurs ports et leurs territoires. S'ils tenaient une conduite contraire, ils se constitueraient complices du tout fait par l'Angleterre à vos sujets et en état de guerre avec Votre Majesté. Au reste, quand le gouvernement portugais a souffert que les bâtimens fussent visités par les vaisseaux anglais, son indépendance a été violée, de son consentement, par l'outrage fait à son pavillon, comme elle l'aurait été si l'Angleterre avait violé son territoire. Votre Majesté s'était alors trouvé en droit, ou de lui proposer de faire cause commune avec Elle, en déclarant la guerre à l'Angleterre, ou de le considérer comme étant complice du mal, qui résulterait pour les intérêts de Votre Majesté, et comme s'étant mis en état de guerre avec Elle.

Le gouvernement portugais s'est refusé à confisquer les marchandises anglaises et à arrêter les Anglais voyageant en Portugal, comme une juste compensation des Français enlevés par les Anglais sur des bâtimens portugais et du sort que l'Angleterre, au moyen de cette lâche condescendance, a fait au commerce français. Je propose donc à Votre Majesté d'éxiger que le Portugal se mette en état de guerre avec l'Angleterre, unisse ses forces aux Vôtres et arrête les Anglais qui se trouvent sur son territoire, si non, de traiter le Portugal comme une puissance qui a renoncé à son indépendance, qui a laissé violer les intérêts de la France et l'honneur de son pavillon.

Sire, l'Europe a besoin de paix, le peuple anglais la désire, tandisque, profitant des circonstances où cette nation est sans souverain, un club d'olygarques furibonds, dirigés par les plus viles passions, proclame les principes d'une guerre éternelle. C'est en vain que dans des occasions si multipliées Votre Majesté a proposé des conditions honorables à l'Angleterre; c'est en vain qu'Elle a accepté la médiation de l'Empereur Alexandre; l'Angleterre a rejetté toutes ces offres; elle n'a répondu à des propositions pacifiques que par ce cris affreux de guerre éternelle. Il ne reste plus à la France qu'un seul parti à prendre, c'est de proclamer une guerre générale contre l'Angleterre. Les furieux qui ont élevés ce cri atroce de guerre éternelle se sont placés hors du code des nations civilisées. Ils ne peuvent alimenter cette guerre sans terme qu'au moyen d'affronts faits au commerce de toutes les nations. Il faut donc que toutes les nations déclarent la guerre à l'Angleterre; il faut donc qu'à l'exemple de la France, de l'Espagne, de la Russie, du Danemarc, toutes les puissances du continent se constituent en état d'hostilité avec le gouvernement britannique, si elles ne veulent pas que Votre Majesté, usant du droit qui lui serait alors acquis, les considère comme attendant des chances de cette guerre perpétuelle l'occasion de se déclarer Vos ennemis et comme déjà liés secrètement avec l'Angleterre.

Votre Majesté a 800,000 hommes sur pied. Aucun de ses ministres n'osera jamais lui conseiller de désarmer tant que l'Angleterre sera gouvernée par les hommes qui se sont faits une ressource et un système de la guerre perpétuelle. La prudence exige même davantage, et tous les jours Votre Majesté augmente la force de ses armées. Le continent ne cesse donc point d'être dans un véritable état de crise; ceux qui lui causent tous les maux qui naissent de cette situation sont donc les ennemis du continent. Votre Majesté doit engager tous les souverains à ne plus écouter les agens de l'Angleterre, et à faire cause commune pour obliger les Anglais à consentir à une paix nécessaire au bonheur des nations. Puisque l'Angleterre refuse d'adhérer à des conditions équitables, la guerre de tout le continent contre l'Angleterre est l'intérêt du continent et le besoin de la génération présente. Votre Majesté, réunie à la Russie et à ses alliés, a le droit et le pouvoir d'exiger tout ce que peut vouloir la justice jointe à la puissance. L'Europe offrira donc le spectacle inoui dans l'histoire d'un peuple honni de tous les peuples et chassé de toutes les nations. Ce n'est pas cependant que ce peuple ne soit estimable, qu'il ne se soit présenté avec avantage dans toutes les carrières qui honorent l'esprit humain; ce n'est pas que ses souverains ne soient des hommes justes et généreux; mais, dominée par une faction turbulente, la voix du souverain ne peut se faire entendre, et la nation languit, opprimée sous des charges sans exemple et sous un système aussi violent qu'il est injuste.

Ces idées doivent fournir la matière de deux rapports distincts. L'un, sur le Portugal, serait envoyé au Sénat le 5 novembre. On s'étudierait à poser les principes applicables à l'Autriche et aux autres puissances. L'autre serait envoyé au Sénat le 15 novembre, lorsqu'on se serait assuré que l'Autriche ne veut pas s'en tenir à des demi-mesures.

13.

Fontainebleau, le 3 novembre 1807.[1])

M. de Champagny, faites connaître au Sieur Bourrienne[2]) que je ne conçois pas ce qu'il dit de Lubeck; que la Trave et les autres rivières doivent être également fermées; que son autorité s'étend aussi sur Brême et Lubeck, et qu'il doit même correspondre avec le Sieur Didelot pour que les mêmes mesures soient exécutées en Danemarc.

Napoléon.

14.

Paris, le 27 janvier 1808.[3])

M. de Champagny, envoyez un courrier extraordinaire en Espagne pour porter l'ordre au Sieur Beauharnais[4]) de demander que le vaisseau de 120 canons „Le Prince des Asturies" et le vaisseau „Le Montanez" me soyent cédés, et qu'en place je céderai le vaisseau „L'Atlas" qui est à Vigo, de sorte que j'aie à Cadiz 8 vaisseaux, en comprenant ces 2 vaisseaux et le „San Justo" que le Roi d'Espagne a mis à ma disposition. — Faites également demander que des mesures efficaces soient prises pour faire armer à Cadiz 4 vaisseaux espagnols pour être prêts à se joindre à mon escadre et la porter à 12 vaisseaux. — Faites réitérer aussi la demande que l'escadre de Carthagène se rende à Toulon.

Napoléon.

15.

Paris, ce 30 janvier 1808.[5])

M. de Champagny, il est convenable que vous envoyiez aux journaux de Francfort, pour que cela parte de là, tous les détails relatifs à la reception qu'on a faite à mon ambassadeur Caulaincourt à S. Pétersbourg. Il n'est pas hors de propos que tous ces petits

---

[1]) Kopie.

[2]) Französischer Gesandter bei den Hansestädten. Vgl. Lecestre, Lettres inédites. I. n. 191.

[3]) Kopie. Vgl. den Brief an Champagny vom nächsten Tage (Corresp. XVI. 13.495), der sich auf diesen bezieht und den an Decrès vom 27. (Corresp. XVI. 13.492.

[4]) Französischer Gesandter in Madrid seit Oktober 1807.

[5]) Kopie. Der Brief wurde in deutscher Übersetzung von Wertheimer veröffentlicht im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 2. April 1889.

détails qui font connaître la considération qu'on a pour cet ambassadeur se répandent en Europe. — Il faut aussi faire insérer fréquemment dans ces journaux des nouvelles de Jassy, de Bukarest, et même de Constantinople, qui fassent légèrement connaître que les Russes occupent toujours les deux provinces au grand déplaisir des Turcs.

Napoléon.

16.

Paris, le 8 mars 1808.[1])

Le narré qui précède les pièces relatives à l'affaire du Prince des Asturies est bon comme introduction. Mais il faut y joindre toutes les pièces officielles, comme édits du Roi, lettres du Prince, sentences, ordres d'exil, imprimés et fragmens de bulletins auxquels cette affaire a donné lieu et qui peuvent y jeter du jour.

Il faut finir par dire en résultat que les cris de la nation, le calme et la fermeté des principaux accusés, l'énergie de quelques juges ont constaté l'innocence du Prince des Asturies; qu'on l'a innocenté par une grâce, et que dès lors la Reine et le Prince de la Paix, qui ont pour but de perdre ce jeune prince, paraissent avoir gagné la moitié de leur procès. Comment placer en effet sur le trône un prince déshonoré qui n'a échappé à l'échafaud que par la grâce que lui a accordée son père? qu'il y a donc une incertitude, qui intéresse les Espagnoles et leurs amis, sur les suites nécessaires de l'hérédité du trône.

Si le Prince est coupable, pourquoi ne l'a-t-on pas traduit aux Cortès? S'il est innocent, pourquoi ne pas le déclarer et punir ses calomniateurs? Voilà ce que demandent les Espagnols de sens. Qui dénouera ce noeud gordien et éclaircira cet horizon nébuleux qui plane sur l'Espagne?

Il faut appuyer sur les dilapidations du Prince de la Paix, sur ses immenses richesses, sur son origine, parler en détail de ses intrigues criminelles avec la Reine, d'abord de son métier de favori en titre, ensuite de favori servant les gouts honteux de cette princesse, de Malo et autres amans qu'il a donnés à la Reine; (il faut parler de tout cela avec décence, mais cependant de manière à ce que cela soit senti); de ses liaisons avec tous les hommes d'affaires, de la part

[1]) Original. Durchaus von der Hand Ménevals. An dem Diktat Napoleons ist nicht zu zweifeln. Schon die Frage nach dem Alexander, der den gordischen Knoten zerhauen wird, und der Unmut darüber, daß zu wenig Geld für Armee und Flotte verausgabt wurde, würden ihn verraten. Er hatte Champagny beauftragt, eine Broschüre in der spanischen Angelegenheit verfassen zu lassen, deren Entwurf er hier kritisiert und zum Zweck einer Umarbeitung unter den angegebenen Gesichtspunkten zurückschickt. Die Umarbeitung ist dann erfolgt und die Broschüre gedruckt, jedoch nicht publiziert worden. Nach einer Mitteilung Massons, dem sie vorlag und der einzelne Stellen daraus mitteilt, lautete der Titel „Précis sur les derniers événements de la Cour de Madrid par un patriote espagnol". (Napoléon et sa famille, IV. 208).

d'intérêt qu'il prend dans toutes les affaires du Roi, de sa vénalité et de sa corruption, de l'éloignement des grands d'Espagne, de la décadence de ce royaume, de la nullité dont il est pour la cause commune, de l'emploi de l'argent qui est appliqué à toute autre chose qu'à entretenir l'armée et la marine.

Ce mémoire doit être triple de ce qu'il est, il doit paraître l'ouvrage, non d'un Français, mais d'un Espagnol.

Il faut citer le grand nombre d'Espagnols exilés par la seule raison qu'ils avaient de la probité et des lumières, faire sentir le ridicule du système politique, dire que l'on a commencé par laisser la France faire seule la guerre à l'Angleterre, comme s'il n'était pas évident que, dès que les Anglais auraient rassemblé leurs vaisseaux, ils tomberaient sur les Espagnols; que par cette fausse mesure on a exposé 4 frégates chargées d'or à être prises; qu'aucun secours ni avis n'a été envoyé aux colonies. Il faut parler de la honte pour l'Espagne de n'être pas maîtresse de Gibraltar, autrefois maîtresse de l'Europe, des mauvais procédés de l'Espagne envers la France, d'abord en laissant entrer une armée française pour faire la guerre en Portugal et en faisant brusquement la paix; 2. en entrant à l'époque de la 3ème coalition dans des intrigues qui furent déjouées par les événemens d' Ulm, mais qui n'en furent pas moins alors à la connaissance de tout le monde; 3. par la fameuse proclamation et en faisant une levée de bouclier déconcertée par le succès inattendu d'Jéna.[1]) Il faut attribuer à ces trois causes la précaution qu'a prise l'Empereur Napoléon de faire appuyer son armée de Portugal par trois corps d'armées qui la misent à l'abri de la mauvaise foi de l'homme qui dirige les affaires d'Espagne.

Il faut prendre la Reine telle qu'elle est, le Roi tel qu'il est, comme un bon homme, mais sans caractère ni lumières, mettre du pathos et des sentimens patriotiques espagnoles, invoquant les mânes des conquérans du Mexique, du Cid, les beaux tems de la monarchie espagnole de Charles V.

Lorsque ce pamphlet sera approuvé on le fera traduire par un bon traducteur en deux jours, et on le fera répandre en Espagne.

(Am Rande:) Renvoyé à Monsieur de Champagny. Il est nécessaire que j'aie cette petite brochure le 10.

Napoléon.

16.

Bayonne, le 26 avril 1808.[2])

M. de Champagny, écrivez à M. de Caulaincourt que je désapprouve qu'il ait pris sur lui d'écrire au Mal Victor; il doit me rendre

[1]) S. oben S. 245.

[2]) Kopie.

compte et se borner là. Il n'a point d'ordre à donner à mes généraux, ni de correspondance à tenir avec aucun.

Napoléon.

17.

Paris, ce 9 mars 1808.[1])

M. de Champagny, je vous envoie un projet de lettre tel que M. Alopéus[2]) pourrait l'écrire; faites le mettre au net et rapportez-le moi demain, afin que je prenne un parti définitif là-dessus.

Napoléon.

18.

Saint-Cloud, le 26 mars 1808.[3])

M. de Champagny, je suppose que vous avez envoyé au Sr Daru la copie de la convention que vous avez passée avec les députés polonais, afin qu'il y fasse les observations qu'il jugerait convenable.

Napoléon.

19.

Saint-Cloud, le 29 mars 1808.[3])

M. de Champagny, il faut consulter l'article du traité de Tilsit relatif à la pension du duc de Brunswick et répondre à M. de Tolstoy que cet article sera exécuté sans délai.[4])

Napoléon.

20.

Bayonne, le 14 mai 1808.[5])

M. de Champagny, je ne vois pas d'inconvénient à ce que vous autorisiez M. de Labrador à se rendre à Florence.

Napoléon.

21.

Marac, le 19 mai 1808.[5])

M. de Champagny, je vous envoie des dépêches que je reçois de Madrid; voyez ce que c'est et chargez-vous de les faire partir par

---

1) Kopie.

2) Russischer Gesandter in London.

3) Kopie.

4) Es ist der 6. geheime Separatartikel des Friedensvertrages. (Martens, XIII., 320.) Tolstoi war russischer Gesandter in Paris.

5) Kopie.

les trois bricks que je vais expédier. N'envoyez que ce qui est nécessaire et gardez des exemplaires, s'il en reste, pour les frégates que je veux faire partir demain soir. Le petit brick peut être expédié pour l'Amérique méridionale. S'il pouvait partir dans trois jours, il faudrait l'expédier. Voyez le commissaire de la marine et faites le marché nécessaire.

Napoléon.

22.

Bayonne, le 21 mai 1808.[1])

M. de Champagny, envoyez à l'intendant général de la Grande armée[2]) l'état que vous a remis le Sr Serra[3]) et faites voir s'ils sont d'accord.

Napoléon.

23.

Bayonne, le 21 mai 1808.[4])

M. de Champagny, si le corsaire qui est arrivé hier était dans le cas de partir bientôt, on pourrait l'expédier pour la Guadeloupe et le chargerait d'un duplicata des dépêches espagnoles.

Napoléon.

24.

Bayonne, le 28 mai 1808.[4])

M. de Champagny, un bâtiment américain, chargé de denrées coloniales, escorté par les Anglais, est entré à Trieste. Ecrivez-en à Andréossy[5]) et à mon consul, et faites porter les plus grandes plaintes sur cette affaire.

Napoléon.

25.

Bayonne, le 9 juin 1808.[6])

M. de Champagny, je désire que vous me fassiez un rapport sur la proposition contenue dans la dépêche du Sr Larochefoucauld de réunir à la France les pays hollandais jusqu'à la Meuse, et de donner une indemnité au Roi de Hollande.[7])

Napoléon.

---

1) Kopie.

2) Daru.

3) Französischer Gesandter in Stuttgart.

4) Kopie.

5) Französischer Gesandter in Wien. Vgl. die Briefe an Champagny vom 26. Mai und 11. Juli (Corresp. XVII. 13,992, 14.177).

6) Kopie.

7) Larochefoucauld war französischer Gesandter im Haag. Vgl. Rocquain, Napoléon et le roi Louis, p. 178.

26.

Bayonne, le 7 juillet 1808.[1])

M. de Champagny, je ne me souviens pas de ce que c'est que les 600.000 frcs que le Roi de Saxe a fait verser aux termes de la convention du 10 mai[2]) dans les mains de l'agent envoyé par le Sr Labouillerie.[3]) Donnez-moi des explications là-dessus.

Napoléon.

27.

s. d.
(Juli 1808.)[4])

M de Champagny, je désire que vous écriviez à Monsieur de Metternich une lettre confidentielle dans laquelle Vous lui direz à peu près ceci: „Quel esprit de vertige s'est emparé des esprìts à Vienne? Vous avertissez partout de se tenir prêts à marcher pour la défense de la patrie; quel ennemi la menace? Vous mettez toute la population sous les armes, vos princes parcourent les champs comme des chevaliers errans. Que direz vous si vos voisins en font autant? Vous provoquez donc une crise? Assurés, comme nous le sommes, que vous n'avez aucune liaison avec la Russie, le secours de l'Angleterre ne vous serait d'aucune utilité. L'Empereur a peine à concevoir ce que vous voulez; il n'a donné jusqu'ici aucun ordre à ses troupes. Pouvez-vous me dire confidentiellement ce que tout cela veut dire, et le moyen d'empêcher que ceci ne tourne en crise? Par ces armemens extraordinaires vous indiquez à vos voisins le besoin d'armer. Jusqu' à ce moment l'Empereur a tout retenu et a écrit que, ne pouvant croire à une telle folie, il fallait attendre ce que l'on voulait. Les lettres de votre commerce, de vos négocians disent que votre cour est tournée à la guerre, que tout ce qu'elle fait ressemble à ce que fesait la Prusse en 1806, que l'alarme est grande chez vous, et, dans le fait, si vous ne voulez rien, pourquoi perdre tant d'argent, alarmer votre peuple et détériorer votre change? Vous entendez bien que, si vous persistez dans vos armemens, l'Empereur prendra un parti; il armera aussi, mais, certainement, s'il vous laisse faire sans témoigner aucune inquiétude, vous vous ôtez tout moyen de négocier sur les affaires à venir de l'Europe, car l'Empereur

---

[1]) Kopie.

[2]) S. den Vertrag bei De Clercq, II. 250.

[3]) Zahlmeister der Großen Armee.

[4]) Kopie. Ohne Unterschrift. Die annähernde Datierung ergibt sich aus dem Schreiben, welches Champagny am 27. Juli 1808 an Metternich richtete und das später, mit anderen, als Anhang zu dem Vortrage des Ministers vom 12. April 1809 im „Moniteur" vom 24. April veröffentlicht wurde. Die Vergleichung lehrt, daß einzelne Stellen wörtlich mit der kaiserlichen Anweisung übereinstimmen. Z. B.: „Vos princes parcourent vos provinces" . . . „Toute la population est mise sous les armes" . . . „aucun concours à attendre de la Russie, l'Angleterre ne peut lui être que médiocrement utile" . . . „une puissance qui prend une attitude hostile et menaçante" usw.

ne s'entendra jamais avec une puissance qui, se présentant avec une attitude hostile et menaçante pour négocier, s'en interdit par là le pouvoir. Cette lettre est toute confidentielle, mais jettez quelques regards sur les affaires de chez vous. Après de grandes crises, votre patrie est en bonne situation. Voulez-vous perdre tout cela? L'Empereur veut encore ignorer vos armemens. Je vous écris confidentiellement. Faites qu'on licencie cette garde nationale qu'on lève chez vous; laissez en repos vos cultivateurs, vos soldats; menagez votre argent et ne menacez personne." Il faut que cette lettre soit douce, mesurée, dans la forme confidentielle, mais qu'elle laisse cependant entrevoir ce qui arrivera.

28.

Saint-Cloud, le 6 septembre 1808.[1]

M. de Champagny, je désire que vous présentiez demain à ma signature une circulaire aux Rois de Bavière, de Saxe, de Westphalie, de Wurtemberg, aux Grands Ducs de Bade, de Hesse-Darmstadt, de Wurtzbourg et au Prince Primat, rédigée selon le projet ci-joint.[2]

29.

Saint-Cloud, le 14 septembre 1808.[3]

M. de Champagny, expédiez un courrier extraordinaire pour porter les lettres ci-jointes à Carlsruhe, à Stuttgard et à Munich.[4] Vous écrirez par ce courrier au Sr Otto de le renvoyer sur Francfort avec les nouvelles qu'il aurait. Ce courrier devra être rendu le 23 à Francfort où il m'attendra.

Napoléon.

30.

Erfurt, le 10 octobre 1808.[5]

M de Champagny, vous répondrez à M. de Dreyer[6] que j'accorde au Danemarc la quantité de poudre qu'il demande et que je donne des ordres en conséquence au Pce de Neufchâtel, auquel il peut s'adresser.

Napoléon.

---

[1]) Kopie. Unterschrift fehlt.

[2]) Die Beilage fehlt. Vgl. Corresp. XVII. 14.294.

[3]) Kopie.

[4]) Die Einladungen nach Erfurt. Vgl. Schloßberger, Korrespondenz Friedrichs I., S. 107.

[5]) Kopie.

[6]) Dänischer Gesandter in Paris.

31.

Erfurt, le 12 octobre 1808.[1])

Renvoyé à M. de Champagny pour faire faire des copies de cette lettre et les transmettre aux Princes de la confédération avec la lettre que je leur écris et dont la minute est ci-jointe.[2])

Napoléon.

32.

Saint-Cloud, le 24 octobre 1808.[3])

M. de Champagny, écrivez au Sr Hédouville[4]) de se rendre sans délai à Bayonne et de faire en sorte d'y être le 5 novembre.

Napoléon.

33.

Burgos, le 17 novembre 1808.[5])

M. de Champagny, j'approuve les croix que le Roi de Saxe veut donner au général Suchet et au Sr de Montesquiou.

Napoléon.

34.

Burgos, le 19 november 1808.[5])

M. de Champagny, écrivez à mes consuls à Naples et à Trieste pour savoir si ce qu'on m'assure est vrai que le Roi de Naples a permis le commerce dans ses états avec les Anglais, de manière que les lois du blocus ne sont plus observées, et que les denrées coloniales sont reçues dans ses ports. — Donnez des ordres à mon ambassadeur pour que tous les biens appartenant aux Espagnols dans le Royaume de Naples soient confisqués. La moitié de ce Royaume appartient aux grands d'Espagne. Ces biens me sont nécessaires pour indemniser les Français qui ont été pillés en Espagne. Il faut que les revenus soient versés dans une caisse particulière à Naples. Préscrivez la même chose pour le Royaume d'Italie, et parlez-en à Marescalchi.

Napoléon.

35.

Burgos, le 20 novembre 1808.[5])

M. de Champagny, je vous ai envoyé hier ma réponse à la note anglaise et une lettre pour M. de Romanzow.[6]) Je suppose que vous avez

---

[1]) Kopie.

[2]) Die Beilage in Corresp. XVII. 14.382.

[3]) Kopie.

[4]) Vertreter Frankreichs bei König Joseph (Vergl. Corresp., XVII., 14.099).

[5]) Kopie.

[6]) S. Corresp., XVIII., 14.488 und 14.491.

envoyé un courrier au général Caulaincourt pour lui faire connaître les événemens d'Espagne, afin qu'il les communique à l'Empereur, et pour lui porter les derniers „Moniteurs." Vous avez vu, par le dernier bulletin, notre entrée à S. Ander et notre marche sur Madrid.

Napoléon.

36.

Aranda de Duero, le 28 novembre 1808.[1])

M. de Champagny, mettez la lettre ci-jointe dans vos premiers paquets pour S. Pétersbourg. Les différens bulletins vous auront fait voir que les choses vont ici au mieux. Il ne peut y avoir que du bien que, de Flessingue à Calais, on donne des „Moniteurs", où il y a des bulletins, aux pêcheurs, pour qu'ils les portent aux Anglais.

Napoléon.

37.

Aranda, le 29 novembre 1808.[1])

M. de Champagny, je reçois votre lettre du 20. Je crois vous avoir mandé d'expédier sous les huit ou dix jours un courrier à S. Pétersbourg, surtout lorsqu'il y a des bulletins marquants.

Napoléon.

38.

Madrid, le 12 décembre 1808.[1])

M. de Champagny, j'ai reçu votre lettre du 1er relative aux affaires de Bade. Je suppose que, conformément aux ordres que j'ai donnés, vous avez fait arrêter les individus impliqués dans cette intrigue. Mon intention est qu'ils soyent traduits devant une commission du Conseil d'Etat. — Faites faire les démarches convenables pour que les Français ne soyent pas chicanés pour les prises. Je ne puis pas prescrire les mesures de détail, je vous en charge.

P. S. Remettez la lettre ci-jointe à M. de Romanzoff.

Napoléon.

39.

Madrid, le 22 décembre 1808.[1])

M. de Champagny, l'estaffette partie de Paris le 12 a été prise. Heureusement ce n'est pas celle qui portait la réponse de l'Angleterre et le courrier de Russie. Vous sentez l'importance de mettre en chiffre les choses qui en valent la peine, en vous servant du chiffre du Sr Laforêt, en attendant que vous m'en ayez envoyé un, quoique cependant de nouvelles précautions ont été prises pour la sûreté des estaffettes.

Napoléon.

---

[1]) Kopie.

3. Stadion an Metternich.

Hollitsch, le 27 décembre 1805.[1])

Une des suites de la malheureuse bataille d'Austerlitz a été la dispersion des personnes que S. M. consulte et employe dans ses affaires. Les routes très gâtées, et les communications interrompues par les troupes françaises, n'ont pas permis de remédier dans les premiers moments à cet inconvénient. Mr le Cte de Cobenzl n'a pu arriver ici que le 13 avec quelques personnes de la chancellerie d'état. D'autres ne sont venues nous joindre qu'il y a deux jours. Les embarras multipliés, qui ont résulté du déplacement continuel des bureaux, les affaires pressantes qui se succédoient et devoient être expédiées au moment même, enfin l'incertitude que la versatilité du gouvernement français a mise dans la négociation de la paix, qui s'est traitée d'abord à Vienne, puis à Brünn et enfin à Presbourg, voilà les raisons qui ont occasionné le retard des informations que vous deviez recevoir. Entretemps sont arrivés les rapports que vous avez adressés le 7, 11, 13 et 16 décembre à Mr le Cte de Cobenzl. Leur contenu ne peut que donner de nouveaux regrets à l'Empereur, notre Maître, de l'étendue des malheurs de la guerre qui ont encore rendu inutiles les ressources que ces démonstrations de bonne volonté de la cour de Berlin nous auroient offertes, si la bataille du 2 et l'armistice qui l'a suivie ne nous avoit mis dans une position à laquelle les secours étrangers ne peuvent plus porter de remèdes.

Mr le général de Stutterheim vous a appris, Mr le Comte, les détails de tout ce qui a rapport à cette journée du 2. L'armistice qui a été conclu vous est également connu et vous pouvez donc juger, vous même, de l'état pénible dans lequel nous nous trouvons. L'ennemi est dans la possession des provinces italiennes et de la très grande partie des pays allemands de S. M. J., il occupe la ligne de Trieste jusqu'à la frontière de la Silésie. Depuis la signature de l'armistice il écrase les sujets de notre maître de requisitions, de contributions, d'impôts de guerre de tout genre qu'il met au taux le plus exorbitant. Il n'y a point de vexations qu'il ne se permette pour obtenir ce qu'il demande du paysan, du bourgeois et de toutes les classes des habitans; il tâche en même temps d'opérer par tous les moyens de séduction sur leur esprit, et si l'attachement inviolable qu'ils témoignent à leur auguste souverain a empêché jusqu'ici l'effet qu'il s'en promettoit, ces pauvres

---

[1]) W. St. A. Weisungen nach Berlin. „Par le valet de chambre Beck". Die „Au Comte de Metternich" in Berlin adressierte Depesche ist Kopie und nicht unterzeichnet. Beer, Zehn Jahre, S. 205, zitiert eine Stelle daraus, ohne den Schreiber anzudeuten. Es konnte wohl nur Stadion sein, der damals den Gesandten Weisungen erteilte. Am 24. Dezember hatte Cobenzl die erbetene Entlassung erhalten und Erzherzog Karl an den Herzog Albert v. Sachsen geschrieben: „Stadion ersetzt den Cobenzl". Wertheimer I. 369.

habitans sont les victimes et se voyent traités avec d'autant plus de haine et d'acharnement par une armée qui paroit être constituée sur un sistème de spoliation et de rapine; enfin on ne voit que trop clairement que Napoléon a l'intention trés préméditée d'épuiser les provinces qu'il rendra par la paix, et de ne les remettre à S. M. que dans le dernier état d'épuisement et de foiblesse.

Pour nous opposer à l'arrogance de cet ennemi victorieux, il ne nous reste que des moyens bien incomplets et qu'il seroit trés hazardeux de mettre en activité, puisqu'elles composent pour le moment les dernières ressources de la Monarchie. La retraite entière des Russes, qui a été, sinon demandée, du moins provoquée avec sollicitude par l'Empereur Alexandre après la bataille, nous a privés d'un secours bien nécessaire dans le moment où nous devions traiter de la paix. S. M. l'Empereur François a fait faire un essai auprès du général Kutusoff pour l'engager à ralentir du moins sa marche, à ne pas presser la sortie des Russes des frontières de l'Hongrie et à laisser de cette façon du moins un simulacre de secours que nous aurions pu faire valoir vis-à-vis des Français. Mais, malgré sa profession de bonne volonté, il a dû se refuser à cette demande d'après les ordres qu'il avoit reçus de son souverain. Il n'y a donc que l'armée de Mgr l'Archiduc-Charles, belle et bien conservée à la vérité, mais ne passant guère les 60.000 hommes, le corps sous les ordres de Mgr l'Archiduc Ferdinand et les débris de celui qui a assisté à la journée du 2, que nous pourrions présenter au combat. Si nous dussions encore succomber, il n'y auroit plus aucun moyen de défense, et la dissolution totale de la Monarchie en seroit la suite la plus vraisemblable.

Sans doute, si le débarquement des troupes angloises et russes à Naples s'étoit effectué plutôt, ou d'une manière plus utile aux opérations communes, si les secours de la Prusse avoient pu se porter en avant au moment où nos troupes et les armées russes se réunissoient en Moravie, enfin, si la bataille d'Austerlitz n'avoit pas été donnée, notre position, malgré nos premiers malheurs, auroit encore eu de puissans remèdes. Mais telle que nous voyons la situation des affaires, il n'y en a aucun, et la paix est devenue si nécessaire pour le bonheur, et je dirai même pour l'existence des peuples soumis à S. M. J., qu'Elle a cru devoir se résoudre aux plus grands sacrifices pour y parvenir.

Il seroit impossible de vous donner une idée, Mr le Comte, de la conduite que la France tient dans une négociation qu'on devroit plutôt nommer une capitulation dont les conditions seroient dictées par l'ennemi le plus acharné à la ruine de son antagoniste. Je vous confie les principaux points qui ont déjà été accordés, et qui cependant n'ont pas pu mener encore à une signature, qui est demandée à genoux à notre Maître par des millions de sujets que chaque jour de retard rend plus malheureux; et je vous fais passer dans l'annexe un court résumé de ce qui forme jusqu' à présent les demandes du cabinet françois et les concessions de notre Souverain. Vous voudrez bien n'en faire

d'autre usage que de préparer le ministère, auprès duquel vous résidez, sur les objets qui pourroient le plus exciter son ressentiment ou sa critique, et pour réfuter, si l'occasion se présente, les différents faux bruits que nos ennemis s'empresseront peut-être de faire courir à ce sujet. Vous pouvez être assuré, M[r] le Comte, que S. M. J. n'a rien négligé pour obtenir de meilleures conditions, mais l'Empereur des Francais, par une habitude contraire à celle observée dans les négociations ordinaires, au lieu d'en diminuer la dureté, les a augmentées à chaque conférence de M[r] Talleyrand avec nos plénipotentiaires. Pour essayer enfin tous les moyens de conciliation qui peuvent promettre une issue plus supportable, S. A. R. Mg[r] l'Archiduc Charles a pris la généreuse résolution de demander une entrevue avec l'Empereur des Français, pour laquelle elle est partie hier, et qui doit avoir lieu aujourd'hui dans la journée près de Stammersdorff.[1])

J'ai cru, M[r] le Comte, ne pouvoir mieux vous indiquer les principes de la conduite que vous aurez à tenir dans la position embarassante dans laquelle, sans doute, vous vous trouverez à la suite des derniers événemens, qu'en vous mettant d'abord au fait de tout le détail de notre situation, ainsi que de ce qui s'est passé en dernier lieu entre nous et la France.

Sans doute la cour de Berlin trouvera des raisons de se plaindre amèrement et de nous accuser de l'avoir abandonnée et fortement compromise vis-à-vis de Napoléon. Malheureusement vous ne pourrez citer pour notre justification que la nécessité urgente, le dénuement de moyens de résistance dans lequel nous nous trouvons, et la bonne volonté que nous avons témoignée à soutenir la cause de nos alliés jusqu' à l'instant où les derniers revers et le départ des troupes russes nous ont privés de la faculté physique de nous y sacrifier plus longtems. Au reste, je dois avoir l'honneur de vous prévenir que, dans la négociation qui a eue lieu à Vienne, les conditions déjà fixées avec M[r] de Talleyrand étoient fort différentes, et surtout celles concernant les alliés tout à leur avantage, mais que la journée du 2 et ses suites y ont causé le changement le plus funeste.

En examinant la conduite de la Prusse depuis la signature des déclarations du 3 novembre, il y auroit certainement bien des reproches fondés à lui faire sur la lenteur qu'elle a mise à ses mouvemens, sur le peu de zèle qu'elle a témoigné à presser ses secours, sur l'état d'incertitude où elle nous a laissé à ce sujet et enfin sur le choix du ministre qu'elle a député vers l'Empereur Napoléon et qui seul suffisoit pour faire naître des doutes sur la sincérité de ses intentions. Je dois à cet égard vous assurer, M[r] le Comte, que M[r] de Haugwitz, pendant son séjour à Vienne, a tout fait pour persuader le public, ainsi que

[1]) Die Zusammenkunft fand in der Tat am 27. statt. Den Tag hatte Napoleon selbst bestimmt, vielleicht nur, um den in der Nacht vorher in Preßburg abgeschlossenen Frieden als fait accompli geltend machen zu können.

moi, et je suppose de même le gouvernement français, que sa cour étoit et resteroit amie de la France quand même elle se refuseroit à toutes les conditions de paix qu'il avoit à lui proposer, et lesquelles, ce que je vous prie de remarquer, il n'a j'amais articulées pendant tout le tems que je me trouvois avec lui à notre capitale, quoique je l'en eusse sommé à plusieurs reprises. Je vous joins ici, pour vous mettre dans le cas d'apprécier au juste sa conduite, le dernier rapport que j'ai expédié à son sujet à Mr le Cte de Cobenzl, au moment où je quittois Vienne.[1])

Si je parle des griefs que nous pourrions reprocher au cabinet de Berlin, je crois nécessaire d'ajouter que l'intention de S. M. notre Maître n'est point du tout que vous en fassiez usage pour récriminer dans le cas qu'on se plaigne de nous. Dans la position, où nous allons nous trouver, l'amitié et la bonne volonté des principales puissances de l'Europe aura trop de valeur pour nous, pour que je ne doive pas vous engager à conserver de toute manière celle de la cour où vous résidez. C'est à ce but que vous voudrez bien employer tous vos soins, en y mettant ce zèle eclairé par lequel vous avez déjà rendu tant de services importans à notre auguste Souverain. Vous saurez au reste, sans que ce soit à moi de vous l'indiquer, tirer de ce que j'ai eu l'honneur de vous marquer des résultats lesquels, s'ils ne sont pas suffisans pour écarter toutes les plaintes, justifieront du moins notre sincérité et notre loyauté envers nos alliés. Je vous prie, à cette occasion, d'observer que c'est dans le moment présent qu'il est du plus grand intérêt de nous tenir vis-à-vis de la Prusse dans les meilleures relations que les circonstances peuvent permettre, puisque la paix n'est pas signée encore, qu'il n'est pas impossible que Napoléon exige outre ce qu'il a déjà demandé des sacrifices ultérieurs que notre auguste Maître ne pourroit point accorder, et qu'alors les secours de la cour de Berlin, ou du moins ses démonstrations, nous deviendroient absolument nécessaires pour soutenir les nouveaux et derniers efforts qu'alors nous serions dans le cas de faire.[2])

Il deviendroit, sans doute, après ce qui s'est passé en dernier lieu, fort difficile d'obtenir dans un tel cas extrême la promesse d'une coopération quelconque d'un cabinet timide, qui déjà ne s'est laissé engager qu'avec peine aux stipulations que vous lui avez arrachées lors du séjour de l'Empereur Alexandre à Potsdam,[3]) et qui très vraisemblablement s'en est fortement repenti depuis qu'il connaît toute l'étendue de nos malheurs. Cependant, le danger imminent qui résulteroit pour la Prusse elle-même de la destruction totale de la Monarchie

---

[1]) Abgedruckt bei Kieseritzky, Die Sendung von Haugwitz nach Wien, 1805, S. 50 ff.

[2]) In Holitsch erhielt man erst im Laufe des Tages die Nachricht vom abgeschlossenen Frieden.

[3]) S. Metternichs Nachgelassene Papiere II. n. 76 ff. über den Abschluß des Potsdamer Vertrages.

Autrichienne, la probabilité, si non la certitude, que Napoléon tourneroit alors ses vues ambitieuses de son côté, les notions enfin qui doivent être parvenues à Berlin des moyens que la France a déjà rassemblés et en quelque façon organisés pour rétablir, dans le cas de la continuation de la guerre, l'ancien royaume de la Pologne, vous pourroient fournir, Mr le Comte, des argumens assez décisifs pour démontrer le grand intérêt qu'auroit le roi alors de se joindre à nous et de nous porter de puissans secours, pour prévenir notre ruine totale, laquelle en peu de tems entraineroit la sienne.

La situation de nos affaires ne me permet, Mr le Comte, que de vous transmettre des indications générales, dont vous voudrez faire l'usage qu'exigeront les circonstances. Dès que je pourrai vous faire parvenir des notions plus positives, je m'empresserai de vous les communiquer et de vous faire savoir les ordres ultérieurs de S. M.

Annexe.[1])

Les principaux points de la négociation se réduisent:

1⁰, aux cessions.

S. M. a consenti à céder tout le pays vénitien avec l'Istrie et la Dalmatie au royaume d'Italie, le Tirol à l'Electeur de Bavière, le Vorarlberg avec toutes les possessions de la maison d'Autriche en Souabe aux trois Electeurs. Par contre elle obtiendrait pour elle le pays de Salzbourg et de Berchtoldsgaden et pour Mgr. l'Electeur de Salzbourg le pays de Wirzbourg; en outre on promet pour Mgr. l'archiduc Antoine un établissement quelconque pris de l'ordre teutonique et de Malte. S. M. met cependant toujours un grand intérêt 1⁰ à garder l'Istrie vénitienne, 2do à conserver le Tirol à sa maison tel que ç'avait été proposé et convenu à Brünn, 3⁰ dans le cas que cela ne pût avoir lieu, de réunir pour son auguste frère le pays de Bamberg à celui de Wirzbourg. Il est essentiel que le droit de reversion soit assuré à la Maison pour tout établissement que S. A. Electorale de Salzbourg obtiendra pour le pays de Salzbourg. Il est convenu que les dettes passeront avec les pays cédés.

2⁰, aux concessiones et engagemens réciproques.

a) Napoléon ne veut renoncer à la couronne d'Italie qu'à la paix générale sous la condition que l'Isle de Corfou et celle de Malte fussent évacuées par les troupes étrangères, et S. M. notre Maître in casu pessimo y consent.

b) Napoléon promet et garantit l'indépendance de la Suisse et de la Hollande.

---

[1]) Eigenhändige Niederschrift Stadions. Amtlicher Vermerk am Rande: „Remis par S. Exc. à Son Altesse Royale Monseigneur l'Archiduc Charles, le 26 Décembre 1805." Es handelte sich um eine Unterweisung des Erzherzogs für die Unterredung mit Napoleon, die am nächsten Tage stat finden sollte, über den augenblicklichen Stand des Friedensgeschäftes. In tergo findet sich der Vermerk: „Annexe à l'expédition au Comte Metternich de Hollitsch le 27 Décembre 1805."

c) Notre Souverain donne son aveu à ce que les Electeurs de Bavière et de Wirttemberg prennent le titre de roi, et ait (!) les mêmes privilèges en Allemagne que la Prusse.

d) Il insiste à ce que, à la suite des cessions et concessions susdites, ils renoncent à toute prétention contre la Cour de Vienne, ce qui fait un article d'engagement réeiproque.

3°, aux prestations en argent.

Napoléon demande 50 millions de francs en numéraire. On met de la part de S. M. l'Empereur François la plus grande fermeté à les refuser, mais, cependant, est résolu de céder à la dernière extrémité avec des tempéramens qui allégeroient du moins le mode de payement. S. M. met le plus grand intérêt à diminuer, autant que possible, le fardeau qui de cet article résulterait pour ses sujets.

4°, aux exigences françaises:

1°, d'abandonner, au moins tacitement, le royaume des deux Siciles à la vengeance française. — L'honneur de S. M. notre Maître gagnerait infiniment si on pouvait obtenir quelqu'article en faveur de LL. MM. Siciliennes.

2°, d'abandonner l'Allemagne à la rapacité des Electeurs, ses alliés. — Jusqu'ici on ne sait pas qu'il y ait un article proposé à cet effet. Mais il serait bien à désirer qu'on pût mettre des bornes à ce sistème de spoliation en faveur de l'ordre teutonique de Malte et de l'ordre équestre de l'Empire.

5°, au terme de l'évacuation des Etats héréditaires par les troupes françaises, qui ne pourra pas être trop court d'après ce qui sera possible de statuer à ce sujet.

4. Friedrich Wilhelm III. an Lucchesini.[1])

Berlin, 19. Mai 1806.

(Chiffriert.) La dernière poste m'a apporté votre dépêche du 9. Il importe que vous soyez au fait de ma manière d'envisager l'affaire de la clôture des ports au commerce anglais, et je crois devoir tarder d'autant moins de vous en instruire que vous aurez à vous diriger, en conséquence, dans vos entretiens avec le ministre Talleyrand. On a mis, dans mes Etats, plus d'empressement qu'il n'eut été à désirer dans les mesures relatives à cette clôture, et surtout dans la proclamation publiée à ce sujet. Il en est résulté un très grand mal par l'embargo

[1]) W. St. A. Kopie aus der Sammlung der von Napoleon an Talleyrand gerichteten Briefe. Das Stück war offenbar durch das „Schwarze Kabinett" gegangen, wo man es, bis auf einzelne Wörter, entziffert hat. Es trägt den Vermerk: „Le Roi de Prusse à Lucchesini Nr. 1. Chiffre". Vgl. Haugwitz' Denkschrift vom 19. Mai (bei Ranke, Denkwürdigkeiten Hardenbergs, V. 347 f. und dessen Schreiben an Lucchesini vom 26. Mai 1806 (bei Bailleu, Preußen und Frankreich, II. 464), über die hier berührten Fragen. S. oben S. 138 Anm.

ordonné dans les ports anglais contre mes vaisseaux, qui a mis entre les mains et à la merci de l'Angleterre une partie très considérable des fortunes des sujets prussiens. Certainement, la France n'a pas d'intérêt à leur ruine, et, certainement aussi, l'intention de l'Empereur n'a jamais été d'y donner lieu. Vous aurez vu d'ailleurs que, suivant le traité de Paris, la clôture des ports n'est stipulée que de la même manière qu'elle avait lieu du temps de l'occupation française. Elle existait pour les principales rivières qui se jettent dans la mer du Nord, et 3532 399ation de cette mesure exposera dans tous les cas le commerce prussien à des pertes très considérables, mais le port de Lubeck n'a jamais été fermé, et je n'ai pas la moindre obligation d'aller plus loin que les Français à cet égard. La clôture de ce port attirerait immanquablement une escadre anglaise dans la Baltique pour bloquer 3107. Dès lors c'en sera fait du commerce de mes sujets dans cette mer, qui est pour eux du premier intérêt; c'en sera fait aussi de celui qu'ils font avec la France et qui dépend tout entier de la libre navigation de la Baltique. La Russie, le Danemarc même, qui ne peuvent souffrir qu'elle soit troublée, seront entrainés dès lors à faire cause commune avec l'Angleterre contre moi.

Je dois, à tout prix, éviter un tel état des choses, en m'abstenant de la fermeture du port de Lubeck, et je suis bien assuré aussi que l'Empereur est loin de prétendre donner à mes engagemens envers lui une extension si contraire même à la lettre du traité, et qui anéantirait gratuitement le commerce prussien et, par contrecoup, une grande partie de celui de la France. Donnez, en toute occasion, l'assurance la plus forte et la plus solemnelle que, pour toutes les stipulations qui intéressent véritablement cette puissance, elle trouvera toujours en moi l'ami le plus fidèle, l'observateur le plus religieux de mes engagemens; mais, si le cas l'éxige, exprimez aussi ma conviction intime qu'elle ne peut vouloir y attacher, sur des objets simplement accessoires, un sens qui évidemment tournerait en dernier ressort à notre préjudice commun. Je fais mention ci-dessus en clair de la note du Sr Laforêt et de ma réponse sur l'avènement du Roi de Naples. C'est à dessin qu'on a mis quelque délai à cette réponse, en faisant entendre au ministre de France que j'avais eu d'abord quelques peines à témoigner, par un nouvel acte, combien je prens part à l'agrandissement des personnes de la famille impériale, au moment même où un Prince de cette maison[1]) cherche à s'attribuer des territoires incontestablement non compris dans la cession que je lui ai faite 1995 toute fois, dont je m'étais désisté dans la conviction que ce différend était, ou allait être, incessamment applani. Je m'en remets à vous de 4819 un mot d'observation pareille au Ministre Talleyrand.

L'évacuation de Cattaro par les Russes se confirme de plus en plus. Suivant mes lettres de Vienne du dix le Comte Razoumowsky

[1]) Murat.

l'avait annoncée par une note officielle. L'ambassadeur de France, très satisfait de ce résultat, venait de reéxpédier un général français, arrivé peu avant, afin de prévenir l'éxécution de quelques mesures hostiles contre l'Autriche. Cependant, rien n'annonce la moindre disposition de la grande armée française à quitter l'Allemagne. On me mande de Munich, en date du huit, que le gén. Léopold Berthier venait d'arriver de Paris avec des dépêches que le ministre de la guerre a sur-le-champ expédiées à Vienne par un de ses aides de camp. Les suppositions insérées dans ma précédente deviennent donc toujours plus vraisemblables. Cependant, le Sr de la Rochefoucauld doit avoir dit que, d'après la facilité et la bonne grâce que la cour de Russie avait mis au redressement des derniers griefs, il fallait croire qu'elle désirerait un rapprochement avec la France et la paix générale. Il ne reste qu'à désirer que l'Empereur Napoléon envisage la chose de même. Il paraît par mes lettres directes que l'Empereur de Russie conserve en effet les dispositions les plus modérées.[1]

Le Sr de Malsbourg[2] va recevoir l'ordre de déclarer au ministre Talleyrand que l'Electeur, son maître, était prêt à entrer dans la proposition d'une alliance avec l'Empire français, de manière, cependant, qu'il n'eût besoin que d'accéder au traité qui subsiste déjà entre cet Empire et la Prusse.[3] L'Electeur désire en conséquence, et c'est mon intention expresse, que vous appuyiez de vos bons offices la négociation que le Sr de Malsbourg va entamer dans ce sens et dont le succès ne peut que me faire grand plaisir par l'accession d'un Prince, avec lequel je me trouve déjà dans des relations si étroites, au sistème d'union avec la France que j'ai embrassé.

Il me reste à vous faire part en peu de mots, simplement pour votre instruction particulière, de la position incertaine où je me trouve vis-à-vis du Roi de Suède. J'ai épuisé la modération envers lui, (lui) écrivant par un de mes officiers pour l'inviter à retirer les mesures hostiles que, sans aucun sujet, il avait adopté contre le commerce de mes sujets. Sa réponse n'étant rien moins que satisfaisante, j'allais poursuivre les mesures sérieuses auxquelles il paraissait vouloir m'obliger en retour, lorsque la mission russe à Berlin, connaissant à cet égard les intentions de l'Empereur de Russie, me pria de vouloir les suspendre encore, 3366 à se réunir au ministre de Russie à Stralsund pour amener le Roi de Suède à d'autres principes, ce que j'acceptai sous condition que l'embargo contre les sujets prussiens serait levé 4993, moyennant quoi je ferais de même de celui qu'on a ordonné par respective dans plusieurs de

---

[1] Vgl. den Brief Alexanders an Friedrich Wilhelm vom 12. Mai bei Bailleu II. 103, worin der Zar seine Absicht zum Ausdruck bringt, alles zu vermeiden, was die Ruhe Europas stören könnte.

[2] Kurhessischer Gesandter in Paris.

[3] Die Instruktion für Malsburg vom 16. Mai, auf der Basis des preußisch-französischen Vertrages zu verhandeln, bei Strippelmann, Beiträge z. Geschichte Hessen-Kassels, II. 65.

mes ports. J'attends le résultat de cette intervention. Dans l'interval le roi m'a écrit une nouvelle lettre qui toutefois ne répond pas encore entièrement à mon attente, puisqu'il paraît vouloir s'immiscer dans mes discussions avec l'Angleterre et que je ne veux pas entrer avec lui en explication sur d'autres objets que ceux qui touchent directement ses intérêts. Je lui ai répondu, en conséquence, en écartant toutefois sa proposition d'explication sur des objets qui ne le regardent pas, et lui ai fourni, du reste, les renseignemens qu'il pourrait désirer relativement à 2983 du commerce de la Baltique. Il s'agira donc de voir encore comment l'affaire se développera.

(Nicht chiffriert.) Vous trouverez à la suite de celle-ci, pour votre information, copie de la note que le ministre de France a remise, et de la réponse que je me suis plu à lui faire relativement à l'avènement du Prince Joseph au trône de Naples.

5. Aus Floret's Journal, 1806.[1])

Le 30 avril. Gravenreuth[2]) ne veut plus retourner à Vienne; il est venu proposer à Cetto[3]) un échange, mais sa proposition n'a pas été acceptée. C'est à présent le Chev. de Bray, ministre à Berlin, que Gravenreuth nous destine pour son successeur. Comme M. de Bray est absolument de la même trempe que les deux autres, il est à espérer que notre cour pourra à temps faire des démarches contre ce choix. Des personnes, qui ont tant contribué à nos malheurs, ne sont pas faites pour rétablir les liens d'amitié et les rapports de bon voisinage entre nous et la Bavière.

La députation hollandaise, qui est depuis cinq jours ici, n'a pas encore été admise à l'audience de l'Empereur. Le message dont elle est chargée ne répond pas à l'attente de Napoléon. Les Bataves veulent parler de conditions, ils osent exprimer le désir qu'on les laisse maîtres de se choisir eux-mêmes une constitution. Avec de pareilles propositions ils ne pouvaient pas être bien venus là, où on s'attendait à une soumission entière. Ils ont expédié bien vite un courrier à La Haye pour demander de nouvelles instructions, et on ne doute pas qu'il ne revienne porteur du voeu soi-disant spontané qu'on désire. Avant le retour de ce courrier les pauvres députés ne verront pas l'Empereur.

---

[1]) W. St. A. Frankreich. Varia. Der österreichische Legationsrat Floret in Paris führte ein Tagebuch, das dazu bestimmt war, dem später dort eintreffenden ordentlichen Gesandten, Grafen Metternich, vorgelegt zu werden. Es beginnt Ende April 1806. Im Druck ist Unwesentliches weggelassen.

[2]) Baron Gravenreuth war Gesandter in Wien gewesen und bei Beginn des Krieges von 1805 an die Spitze der Zivilverwaltung des bayrischen Staates gestellt worden.

[3]) Bayrischer Gesandter in Paris.

Le 6 mai. Il est toujours question d'un voyage de l'Empereur, et on croit que ce sera en Dalmatie qu'il ira. La difficulté de trouver dans le commerce des effets sur Constantinople porte à croire que des remises très considérables ont été faites sur cette place, d'où on conclut que le gouvernement a des vues sérieuses sur ce pays.

Le 7 mai. Le courrier envoyé en Hollande par les députés de ce pays est de retour; il porte, dit-on, soumission entière aux volontés de l'Empereur. Les députés se flattent d'être admis dimanche prochain à l'audience. On dit que le Prince Louis, et plus encore la Princesse, ont toujours de la répugnance d'accepter cet établissement. On ajoute que le Prince Murat pourrait bien être substitué, et que les duchés de Clève et Berg, qu'il serait obligé de rendre, seraient donnés en dot à Melle Tascher, autre parente de l'Impératrice, qu'on destinerait à un Prince d'Allemagne, dont on ne m'a pas encore pu dire le nom.[1]) Nous verrons sous peu ce qu'il en est de cet „on dit".

Je sais qu'on a agité plus d'une fois la question: si on pouvait se dispenser de demander l'assentiment de notre cour à une chose qui va peut-être sous peu lui être proposée. L'opinion paraît à la vérité être pour la nécessité de cette démarche, mais une personne employée dans les affaires a dit: „Si la cour de Vienne fait des difficultés, on n'a pas besoin d'elle, puisque par le traité de Presbourg elle a déjà consenti à tous les changements qui doivent être faits en Allemagne." La demande que je ne fais qu'indiquer ici, parcequ'elle est connue,[2]) pourrait bien tôt ou tard être suivie d'une autre plus importante: la couronne impériale d'Allemagne, quoiqu'entourée de tant d'épines, ne laisse que de faire un objet des voeux secrets de Napoléon. Quelqu'un de très initié dans le secret du cabinet a dit: „Si l'Autriche voulait céder la couronne impériale d'Allemagne, elle pourrait avoir beaucoup de nous, on pourrait même lui rendre le Tirol." Cette anecdote m'a été racontée par deux personnes parfaitement instruites et dignes de foi . . .

La nouvelle de l'occupation de Basle par les Français, répandue par quelques maisons de commerce d'ici, a été prématurée. Mais celle des arrestations s'est pleinement confirmée. Les craintes de voir quelques parties de la Suisse détachée, pour être ajoutée à la dot de la Pcesse de Bade, ne sont pas encore entièrement dissipées.[3])

Le 12 mai. L'audience diplomatique, qu'a eu lieu hier, n'a

[1]) Ein Gedanke, der schon im Vorjahre aufgetaucht war. S. Napoleon an Talleyrand, 24. August 1805, in „Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I.," S. 93 und oben S. 87.

[2]) Niederlegung der römischen Kaiserkrone.

[3]) Der badische Abgesandte Reitzenstein hatte u. a. auf die rechtsrheinische Schweiz als wünschenswertes Objekt zur Vergrößerung Badens hingewiesen (Obser, Karl Friedrich, V. 585), später das ganze Land verlangt (ebenda S. 602). In den ersten Maitagen hatte Reitzenstein das Anliegen bei Napoleon vorgebracht, der sich ausweichend darüber äußerte, während Talleyrand es — allerdings ganz unverbindlich — als ausführbar bezeichnete, was Reitzenstein zufriedenstellte (ebenda, S. 631). Natürlich wurde nichts daraus. S. oben S. 132.

offert aucunes de ces scènes qu'on n'est que trop habitué de voir à ces réunions. La seule chose qui mérite d'être rapportée est la demande de l'Empereur à Lucchesini, si le Roi de Prusse avait déclaré la guerre à l'Angleterre. Cette demande fut accompagnée d'un certain sourire . . .

Les députés de la Hollande se flattaient d'avoir ce jour-là leur audience de l'Empereur. Mais jusqu'ici ils n'ont pas encore été reçus, et dans ce moment le sort de leur pays n'est pas encore décidé. On m'assure que le Prince Louis, malgré ses infirmités, sera obligé à se soumettre aux volontés de son frère, quoique l'ambitieuse soeur Caroline n'ait pas encore abandonné tout espoir sur ce trône. Les députés Verhuel et Six[1]) ont souvent des conférences avec M. de Talleyrand, et on croit que c'est d'un projet d'organisation qu'ils s'occupent . . .[2])

Le 11 juin. L'affaire de la Hollande étant terminée, il paraît que l'Allemagne est à l'ordre du jour et que dans dix jours il paraîtra une décision définitive sur le dernier plan proposé par les ministres de Bade, Bavière et Wurtemberg, et qui d'abord avait été ajourné à un temps indéterminé. On prétend qu'on ne laissera intact que les cercles de la haute et basse Saxe; tout le reste obtiendra une organisation nouvelle, conforme à l'esprit et aux intérêts de ce gouvernement-ci. On laissera aux petits états quelqu'ombre de souveraineté, mais on les dépouillera de leurs prérogatives les plus essentielles. C'est surtout pour la conscription militaire qu'on veut les rendre dépendants de leurs voisins plus grands. L'Empereur veut de grandes masses, dans lesquelles les petits contingents soient fondus, afin d'avoir par le moyen des puissances nouvelles qu'il a créées, et qui sont dans la dépendance la plus entière, les forces de la majeure partie d'Allemagne à sa disposition.

Les princes allemands, qui se trouvent ici, surtout ceux de la Souabe, flottent entre la crainte et l'espérance, tiennent depuis plusieurs jours des conférences chez le ministre des Villes Ansćatiques Abel, où ils délibèrent sur leurs intérêts. Le résultat de ces conférences est un mémoire raisonné à l'Empereur qu'ils veulent présenter aujourdhui à Talleyrand. Dans ce mémoire ils proposent, comme un moyen compatible avec les vues de l'Empereur, d'être maintenus en masse, savoir comme une association fédérative ayant pour chef l'Electeur Archichancelier; elle aurait une organisation commune, une force militaire stable, des ministres aux cours étrangères, enfin tous les caractères d'un petit état fédératif en Allemagne, sans cesser d'être membres du grand corps politique de l'Empire.[3]) Le Prince Schwarzenberg et la

---

[1]) W. Six war einer der fünf Abgesandten, die den Vertrag mit Frankreich verhandelten und unterzeichneten.

[2]) Lücke im Manuskript, 4 Bogen fehlen.

[3]) Siehe über die Note der schwäbischen Fürsten und Stände vom 11. Juni 1806: Bitterauf, Gesch. d. Rheinbundes, I. 325 f.

Princesse de Hohenzollern-Siegmaringen ont refusé de signer ce mémoire. Cette dernière, amie de jeunesse de l'Impératrice et bien en cour chez Talleyrand, croit plus convenable de séparer sa cause de celle de ses cointeressés.

Le 12 juin. Le Roi et la Reine d'Hollande, qui doivent partir aujourdhui pour prendre possession de leur pays et revenir en six semaines à Paris, ne montrent pas une grande joie de leur élévation. Le Pce Louis a fait à son frère les instances les plus vives pour qu'il le dispense du fardeau de cette couronne, que le climat d'Hollande était contraire à sa santé et ne pouvait qu'avancer son trépas. On prétend que l'Empereur a répondu: „Vous mourrez glorieusement." On dit que ce prince se trouve effectivement dans le plus triste état; ses deux mains sont tellement desséchées qu'il n'en peut faire aucun usage; le mal fait des progrès aux pieds et commence même à se manifester à l'épine du dos.

Les députés bataves se vantent d'avoir fait une excellente affaire pour leur pays; ils prétendent avoir stipulé: 1. que le nombre de troupes françaises qui pèsent depuis si longtemps sur la pauvre Hollande sera diminué; 2. la langue du pays conservée dans les affaires; 3. la religion dominante maintenue; 4. les places dans l'administration, et même dans le conseil de la régence après la mort du roi, ne seraient occupées que par des nationaux; 5. que la liste civile serait de 8 millions de florins, dont 200.000 seraient assignés à la reine-régente après la mort du roi.[1] Il y a malheureusement un revers de la médaille dont ces messieurs ne se vantent pas. On prétend que ce pauvre pays, qui est sucé jusqu'à la moëlle des os, sera obligé de donner 16 millions de livres pour former l'établissement de la nouvelle cour, et que les places auprès de la personne du roi et de la reine ne seront données qu'à des Français. Le plus grand sujet de crainte est la perte d'environ 30 millions de florins de rentes que les capitalistes hollandais tirent annuellement de la banque d'Angleterre et que ce gouvernement a continué jusqu'ici de payer. Un voyageur qui arrive de la Hollande a remarqué peu de contentement, et encore moins à Düsseldorf, où le nouveau souverain a commencé son règne par l'organisation du sistème des impositions sur le pied français: le timbre, droit d'enregistrement, la taxe aux fenêtres et toute la séquence sont introduits.

La nouvelle création d'un roi de Hollande, et de Naples, d'un duc de Clèves et Berg, d'un Prince de Bénevent etc. ne laisse pas que d'embarasser beaucoup les membres du corps diplomatique qui n'ont pas encore reçu des instructions de leurs cours relativement à l'étiquette . . .

Le 24 juillet. Ayant été par ordre de M. le gén. de Vincent[2])

---

[1]) Vgl. den Vertrag und die Konstitution bei Rocquain, Napoléon et le roi Louis, p. 302 ff.

[2]) Österreichs zeitweiliger Vertreter in außerordentlicher Mission.

chez Milord Yarmouth, qu'il n'avait pu rejoindre lui-même, pour lui faire part des nouvelles exigences de la France au sujet de titre d'„Empereur d'Allemagne“, je lui dis que c'était un nouveau sacrifice qu'on exigeait de nous, comme une suite des arrangements qui venaient d'avoir lieu en Allemagne, que, comme entre alliés tout devait être commun, l'Angleterre pourrait tirer de ce sacrifice un argument pour stipuler quelque chose en notre faveur. Il me répondit: „Votre allié, la Russie, vous a abandonné.“ „Mais l'Angleterre“, répliquai-je, „ne fera pas de même, et je me flatte, Milord, que vous obtiendrez un résultat plus satisfaisant“. „Je dois l'espérer, mais peut-être n'en obtiendrai-je pas du tout.“ Je fis semblant de m'étonner que dans le traité avec la Russie il n'y avait aucune stipulation en notre faveur. „J'ai lu tout le traité“, dit Milord, „vous pouvez me croire; on mit une grande importance à faire évacuer l'Allemagne par les troupes françaises, on offre sa médiation pour la paix avec l'Angleterre, on garantit la Poméranie à la Suède, voilà tout.“ „Mais, il y a des articles secrets“, répondis-je. „Je les connais tous“, réprit il, „ils sont encore bien plus à l'avantage de la France. M^r^ Adair les connaît aussi.“[1])

A l'audience de congé que le Landgrave de Furstenberg a eu aujourdhui, l'Empereur à témoigné la même mauvaise humeur contre nous que le général de Vincent a eu le désagrément d'observer avant-hier. Il a parlé de certains propos qui doivent avoir été tenus à Vienne contre le Cardinal Fesch dont il se trouve extrémement blessé; il est instruit de tout ce qui se passe et qui se dit chez nous. Il paraît qu'il y a des personnes qui se font un plaisir malin de rapporter tout, et il est facile d'envenimer le mot le plus innocent. Au Landgrave il a témoigné qu'il était fâché de ce qu'il n'avait pu faire quelque chose pour lui; „mais“, dit-il, „vous tenez trop à l'Autriche, et je n'ai pu rien laisser dans la ligue de la confédération qui est attaché à cette maison.“

Le 26 juillet. Les négociations entre Milord Yarmouth et le général Clarke se continuent avec une grande activité, et on croit qu'avant le mois de septembre la paix avec l'Angleterre sera signée. Celle de la Russie a bien fait hausser les fonds, mais elle n'a pas produit une sensation bien vive dans le public, parcequ'elle n'inspire pas la confiance d'un repos durable et tant désiré. On est étonné de la hâte avec laquelle on a procédé, et on ne peut concevoir comment M. d'Oubril peut avoir eu des pouvoirs assez étendus pour conclure, malgré les nouveaux incidents de la plus haute importance survenus depuis son départ de Pétersbourg; il y a des personnes qui prétendent que M. d'Oubril s'est laissé terrorifier. On cite une anecdote curieuse qui prouve combien les Français avaient de la supériorité dans cette négociation. Il y avait un article sur lequel les deux négociateurs ne pouvaient pas s'arranger. Clarke en fit part à l'Empereur, en lui obser-

---

[1]) S. Adair, Geschichtl. Denkschrift einer Sendung an den Wiener Hof, Anhang S. 276 ff. Der Oubril'sche Vortrag bei De Clercq, II, 180 ff.

vant qu'il ne croyait pas qu'Oubril cedât jamais sur cet article en question. L'Empereur répondit: „Je vais monter une couple d'heures à cheval; quand je reviendrai, il faut que cette affaire soit finie, ou bien M. d'Oubril n'a qu'à s'en aller sur-le-champ.“ Cette menace eut l'effet qu'on désirait . . .

On dit que l'Electeur Archichancelier, depuis le retour de M. de Waricourt[1], qui lui a porté la nouvelle des changements arrêtés pour l'Allemagne, est dans le plus grand désespoir; il doit avoir déclaré qu'il n'acceptera pas le rôle qu'on veut le faire jouer dans la nouvelle confédération. Il faut voir s'il persiste dans son refus.

L'Empereur commence déjà à être mécontent de son frère Louis parcequ'il se montre plus hollandais que français. Le nouveau ministre nommé pour Paris n'est pas encore arrivé. On dit que l'Empereur n'en veut pas et que M. Brantzen restera ici jusqu'à ce que les deux frères soient d'accord sur ce point.

Le 12 août. On dit que Lord Lauderdale a cru trouver, en arrivant le 3 août à Paris, les négociations plus avancées qu'elles ne l'étaient; on croit que les rapports de Lord Yarmouth ont présenté la chose trop facile. Peu de jours après son arrivée, à la suite d'une conférence fort chaude, dans laquelle M. de Champagny avait été ajouté au général Clarke, Milord Lauderdale demanda des passeports pour s'en retourner. Sa demande répétée à plusieurs reprises sans qu'il obtint une réponse de M. de Talleyrand, hier ce ministre lui fit une communication à la suite de laquelle Basilico fut expédié à Londres. Il fut suivi aujourdhui par un second courrier également envoyé par le négociateur anglais. Les conférences sont, sinon rompues, au moins suspendues. Les voitures de Lauderdale sont chargées.

Le 16 août. L'Empereur n'est pas content de la conduite de son frère Louis. Le ministre de France à la Haye, le général Dupont-Chaumont, qui se trouve par congé à Paris, a dit à l'autre jour en pleine audience à l'Empereur qui demandait des nouvelles de son frère: „Il est déjà devenu tout à fait hollandais, et il ferait bien de passer une quinzaine de jours à Paris pour se rappeler qu'il était français.“ „Eh bien“, répondit l'Empereur „il faudra lui faire la guerre un jour.“ Il est également mécontent du Duc de Clèves, qui commence déjà à se quereller avec tous ses voisins, même avec les Hollandais.

Le 18 août. Le Prince Primat vient d'envoyer son projet de statut pour l'organisation de la nouvelle confédération. Cette pièce, dit-on, n'a pas rencontré l'approbation de ce gouvernement.

Le 21 août. (Unterredung mit Lauderdale). Milord commença par exprimer ses regrets de n'avoir pas encore fait la connaissance de Votre Excellence,[2] puis il me demanda si M. l'ambassadeur n'enverrait

---

[1] Varicourt war Kammerherr des Kurerzkanzlers Dalberg.

[2] Metternich befand sich seit 4. August in Paris.

pas bientôt un courrier à Vienne; qu'il était bien fâché de n'avoir pas vu plutôt la lettre que M. Adair avait écrite à L. Yarmouth en accompagnement de la dépêche à M. Fox,[1] que Yarmouth lui avait remis cette dépêche hier, mais qu'il ne lui avait communiqué la lettre reçue de M. Adair que ce matin comme une chose indifférente. M. Adair, dit-il, mandait qu'à Vienne on croyait que l'Empereur Alexandre ne ratifierait pas le traité conclu par M. d'Oubril, que M. de Strogonoff à Londres pensait de même, que lui, Lauderdale, croyait aussi comme une chose très probable que la ratification ne suivrait pas, parceque l'Empereur Alexandre avait de nouveau et formellement assuré à L. Grenville, qui était parti le 24 juillet de Pétersbourg, qu'il ne ferait rien sans l'Angleterre, que le gouvernement anglais avait trouvé moyen de se procurer le traité russe et de le faire passer à son ministre à Pétersbourg, et que, d'après le calcul tiré du jour que le courrier anglais avait passé Helsingör, il croyait qu'il pourrait être arrivé deux jours avant M. d'Oubril à Pétersbourg. Si la ratification, comme il le croyait, était refusée, il lui paraissait important d'instruire M. Adair de l'état de ses négociations, afin qu'on ne se laissât pas induire en erreur là-dessus à Vienne . . . Milord parla encore longuement sur la paix de la Russie, sur la honte de l'article où il est stipulé „de pourvoir à l'existence du roi de Naples“ par une pension,[2] sur la conduite inconcevable de M. d'Oubril qui, dans plusieurs lettres particulières écrites à M. de Razoumoffsky et à Strogonoff, et dont-il me montra des extraits, s'exprima ainsi: „Je sais que j'ai outrepassé les ordres de l'Empereur et je dois penser à travailler à ma justification. Je pars pour Pétersbourg pour présenter mon ouvrage, et ma tête si j'ai mal fait.“

Le 21 (!) août. Le secrétaire russe, que M. d'Oubril a laissé ici, attend vers le commencement du mois prochain des nouvelles de Pétersbourg. Il dit être persuadé que le traité sera ratifié parceque les raisons qui ont engagé M. d'Oubril de signer étaient trop majeures. „Si nous ne faisions pas la paix“, dit-il, „on s'en serait vengé sur d'autres, ce qu'il nous importe d'éviter.“

La note que le cabinet de Berlin à remise à Laforêt au sujet des armements qui se font en Prusse[3] fait une grande sensation ici, et surtout parmi les confédérés qui craignent déjà de se voir sommés à faire marcher leurs contingents. Dans cette note écrite avec beaucoup de modération on proteste qu'on n'a aucune vue hostile dirigée contre qui que ce soit, mais depuis que les armées françaises s'étendent en Allemagne, tandisque tout est arrangé et terminé dans ce pays, et que surtout elles s'approchent de différents côtés vers les états de Prusse,

---

[1] Wahrscheinlich ist der Brief vom 4. August bei Adair, „Geschichtliche Denkschrift,“ S. 95, gemeint.

[2] Vgl. bei Coquelle, Napoléon I. et l'Angleterre, p. 113. die Instruktion für Lauderdale.

[3] Vgl. Bailleu, Preußen und Frankreich, II. 520 und Corresp. XIII, 10.683.

il est du devoir du roi de rassembler également des troupes pour ne pas être pris au dépourvu. On s'imagine que la Prusse n'aurait jamais eu le courage de montrer cette contenance, si elle n'était entendue avec la Russie, et quoique M. de Lucchesini assure que, d'après des lettres de Krusemark, on ne saurait douter de la ratification du traité conclu avec la France, on n'est pas tout à fait rassuré sur cet article.

Le 25 août. On assure que l'Empereur incline beaucoup à se rendre à Francfort pour voir venir les princes confédérés lui rendre hommage en personne et présider ensuite à la diète. Des personnes de l'intérieur disent que sa tête est tellement échauffée par le travail, les veilles et le trop grand usage du caffé, qu'on a trouvé nécessaire de l'engager de passer quelques jours à Rambouillet pour se reposer et se distraire.

Le 27 août. Hier, le 26, l'Empereur revint de Rambouillet, où il avait passé 10 jours.[1]) Talleyrand fut appelé aussitôt à St. Cloud et y travailla jusqu'en bien tard du soir. Le ministre de l'Intérieur y fut appelé la nuit. Talleyrand y passa encore la plus grande partie de la journée du lendemain. Cette grande activité du cabinet est supposée avoir rapport au courrier anglais arrivé le 25.[2])

On parla beaucoup d'un voyage très-prochain de l'Empereur, sur le but duquel les opinions varient. On nomme l'Italie, Bruxelles, Mayence, Francfort, Boulogne et Fontainebleau. Ces différentes versions établissent une grande probabilité qu'il est sérieusement question d'un voyage. On nomme toujours beaucoup d'endroits pour ne pas être deviné, et on sait rarement où l'Empereur va que quand il monte en voiture . . .

Le 29 août. . . . Quoique les conférences entre les négociateurs anglais et le ministère français soient fréquentes, et que les premiers dînent très souvent chez M. de Champagny, l'ouvrage de la pacification n'est guères plus avancée qu'il ne le fût le premier jour de l'arrivée de L. Lauderdale. L'article du commerce, la Sicile, et le cap de Bonne Espérance font les principales pierres d'achoppement. Le premier article a été, à ce qu'on assure, débattu hier au conseil d'état qui doit avoir opiné qu'il était impossible d'accorder à l'Angleterre ce qu'elle prétend à cet égard.

Il doit y avoir cet automne trois camps dans les environs de Paris . . .

Le 31 août. (Admiral Vincent mit englischen Truppen in Lissabon.) On croit que le Prince-Régent,[3]) instruit des dangers qu'on lui prépare, a demandé des secours à l'Angleterre, non pour défendre son pays, mais pour l'embarquer avec sa famille, ses plus fidèles serviteurs et ses trésors et le conduire au Brésil avec des forces suffisantes pour se venger de l'Espagne dans l'Amérique méridionale.

---

[1]) Vom 17. bis 26. August.

[2]) Vgl. Coquelle, Napoléon I. et l'Angleterre, p. 133.

[3]) Von Portugal.

(Ausbleiben jeder Nachricht aus Petersburg. Befürchtung bezüglich des Friedensvertrages.) On veut trouver aussi dans les mouvements des Prussiens une probabilité qu'à Berlin on soit sûr de la Russie. Mais les personnes bien instruites assurent que ces mouvements sont uniquement causés par la certitude qu'on a acquise à Berlin des desseins de la France contre la Prusse. On apprit à Berlin par M. de Jacobi qu'au même moment, où le cabinet des Thuilleries avait rassuré la cour de Berlin sur le Hanovre, il consentit sans difficulté à la restitution de ce pays à l'Angleterre. Le ministère anglais avait communiqué à M. de Jacobi le rapport de Yarmouth relatif à cet objet. Un autre motif desdits mouvements fut une lettre de l'Electeur de Hesse dans laquelle il fit part au roi que le ministre français Bignon avait cherché à l'enrôler pour la Confédération du Rhin, en lui promettant pour prix de son accession quelqu' accroissement en Westphalie au dépens de la Prusse.[1]) Ces deux causes réunies ont fait juger au cabinet de Berlin qu'il était urgent de se mettre en mesure. Il est douloureux de voir qu'il fallait tant pour convaincre cette cour de ce que l'Europe a à attendre de la France.

Le 18 septembre. (Reisevorbereitungen des Kaisers und Talleyrands.)

Le 20 septembre. Les grenadiers de la garde, partis aujourdhui, vont à pied jusqu' à deux postes d'ici, où ils trouveront des voitures qui les transporteront en quatre jours à Mayence. On dit que les chevaux de poste coutent au gouvernement 120.000 Fres.

Le 21 septembre. On a vu partir encore aujourdhui des gardes, l'artillerie volante et l'ambulance de campagnes. Les dragons montent la garde au château des Thuilleries et aux autres postes occupés d'ordinaire par les gardes. On emballe aujourdhui l'argenterie à la cour. Le camp de Mendon est levé. On y tient enfermé depuis des nouveaux conscrits pour les dresser au metier des armes. Ils n'osent sortir du camp, n'y même y voir leurs parents. Le magazin du marchand-géographe Piquet ne désemplit pas de généraux et d'officiers qui demandent des cartes de la Prusse, Saxe, Hesse etc. Tout ce qu'on avait tiré d'Artaria de Mannheim est déjà vendu; on attend un second envoi pour satisfaire aux demandes. Un domestique du grand-écuyer Caulincourt présenta une longue liste de cartes à fournir sur-le-champ à son maître. C'était la Prusse par Sozmann, la Marche de Brandenbourg, les postes de Hanovre, la Poméranie suédoise et prussiènne, la Saxe, le Mecklembourg, la Silésie, la Pologne, la Russie, la Hougrie.[2])

Le 24 septembre. (Murat ist angekommen und, nach einer langen Unterredung mit Napoleon, um 5 Uhr morgens nach Düsseldorf abgereist.)

---

[1]) S. oben S. 140.

[2]) Ungarn war damals von einer ganzen Anzahl französischer Emissäre besucht, die dort mit einzelnen Familien (Grassalkovich, Pálffy u. a.) Fühlung nahmen, aber wenig Einfluß auf das von der Geistlichkeit für die Dynastie gestimmte Volk gewannen.

Le 25 septembre ... On dit que pendant le court séjour qu'a fait ici le duc de Clèves il y a eu une scène des plus violentes entre lui et l'Empereur. Le duc avait eu l'imprudence de s'opposer à l'occupation de Wesel, que c'était la seule forteresse qu'il avait contre la France, qu'il ne la pouvait donc pas abandonner. On dit que l'Empereur dans sa fureur l'a menacé de le chasser de son pays et de lui assigner une autre forteresse qui lui suffirait.

Le 27 septembre. Un plaisant, voyant l'exposition des objets d'industrie aux portiques sur la Place des Invalides, dit: „L'on voit bien ici les suites de la guerre car l'industrie nationale est aux invalides.“

Le 29 septembre. L'Empereur a pris avec lui deux chambellans non militaires, le Cte de Mercy et M. de Tournon; ils sont désignés fesant le service d'officiers d'ordonnance auprès de la personne de l'Empereur, et ils portent l'uniforme de la garde impériale ... Le secrétaire d'état pour le Royaume d'Italie, M. Aldini ... trouva l'Empereur de très mauvaise humeur ... Il parla de la guerre, exprima quelque méfiance sur l'Autriche et qu'il ferait rassembler un corps d'observation en Italie. Lorsqu'avant le départ de l'Empereur Aldini fut une seconde fois chez lui, il le trouva très gai et content. Il doit lui avoir dit qu'il espérait que l'affaire avec la Prusse s'arrangerait, mais que, si la guerre avait lieu, il était déjà sûr qu'il la finirait comme celle de l'année dernière, que tout était déjà préparé.

Le 1er octobre. Un aide de camp de l'Empereur a dit que les ordres étaient donnés qu'au premier mouvement de l'Autriche propre à donner de l'ombrage, l'armée de Naples forte de 60.000 h., et celle de la Dalmatie de 30.000 h., evacueraient ces pays et se rassembleraient en Italie pour tenir l'Autriche en respect. „Je (les) reprendrai“, dit l'Empereur, „quand je voudrai, et que les Napolitains prennent garde à eux, s'ils ne se tiennent pas tranquilles je les punirai d'une manière qu'ils s'en souviendront.“

Le 6 octobre. On commence ici à avoir l'oeil sur l'Espagne. Un militaire y a été envoyé pour observer les mouvements qui ont eu lieu dans ce pays; le sénateur Beauharnais qui devait y aller comme ambassadeur a eu l'ordre de différer son départ. L'empereur est très mécontent de ce que l'Espagne n'a pas encore reconnu le nouveau roi de Naples. On prétend qu'il a dit: „Si le roi ne veut pas le reconnaître ce sera son successeur qui le reconnaîtra.“

Le 20 décembre. (Aufregung über die Kontinentalsperre in England.) On a vu circuler des adresses où on proposait spontanément de mettre la moitié des biens de la nation anglaise à la disposition du roi, pour continuer la guerre à toute extrémité, parcequ'on devait être convaincu que la paix n'était pas dans les voeux de l'Empereur Napoléon et qu'il ne poserait les armes que lorsque l'une des deux, ou la France, ou l'Angleterre, serait perdue. Sur les théatres des fauxbourgs on joue des farces relatives au décret français. „Le blocus de l'Angle-

terre sans vaisseaux" a, entre autres, le plus grand succés à Sailers weals. (Man rechnet auf Erleichterungen, da Frankreich nicht das Schicksal von 27.000 Kriegsgefangenen in England aufs Spiel setzen werde, während in Frankreich sich nur 4000 Engländer aufhalten.)

6. Der Tilsiter Allianzvertrag.[1])

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin, et S. M. l'Empereur de toutes les Russies, ayant spécialement à cœur de rétablir la paix générale en Europe sur des bases solides et, s'il se peut, inébranlables, ont à cet effet résolu de conclure une alliance offensive et défensive et nommé pour leurs Plénipotentiaires, savoir:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin: M. Charles Maurice Talleyrand, Prince de Bénévent, son Grand-Chambellan et Ministre des Relations Extérieures, grand-cordon de la Légion d'honneur, chevalier grand' croix des ordres de l'Aigle-Noir et de l'Aigle-Rouge de Prusse et de St Hubert;

Et S. M. l'Empereur de toutes les Russies: M. le Prince Alexandre Kourakin, son Conseiller privé actuel, membre du Conseil d'Etat, Sénateur, Chancelier de tous les ordres de l'Empire, Chambellan actuel, Ambassadeur Extraordinaire et Ministre Plénipotentiaire de S. M. l'Empereur de toutes les Russies près S. M. l'Empereur d'Autriche, et chevalier des ordres de Russie: de St André, de St Alexandre, de Ste Anne de la première classe et de St Wolodimir de la première classe, de l'Aigle-Noir et de l'Aigle-Rouge de Prusse, de St Hubert de Bavière, du Danebrog et de l'Union parfaite de Danemarck, et bailli-grand' croix de l'ordre souverain de St Jean de Jérusalem,

et M. le Prince Dmitri Labanoff de Rostow, Lieutenant Général des armées de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, chevalier des ordres de Ste Anne de la première classe, de l'ordre militaire de St Georges et de l'ordre de St Wolodimir de la troisième classe.

Lesquels, après avoir échangé leurs pleins pouvoirs respectifs, sont convenus des articles suivants:

---

[1]) Als ich im Jahre 1888 den zweiten Band dieses Werkes zum ersten Male veröffentlichte, konnte ich die wichtige Urkunde, deren Text damals noch unbekannt war, Dank der Güte des Chefs im Archiv des Pariser Auswärtigen Amtes, Girard de Rialle, nach der französischen Ausfertigung mitteilen. Seitdem ist sie wiederholt (nach derselben Quelle von Tatistscheff, Alexandre et Napoléon I, p. 615, und von Vandal, Napoléon et Alexandre I. I. 505 f., nach dem russischen Instrument im Sbornik, 89, 60 und von Martens XIII. 322 ff.) abgedruckt worden. Die Bemerkung Schiemanns in der Histor. Zeitschr. 91,520, daß eine Stelle aus der russischen Ausfertigung bei mir fehle, beruht auf einem Irrtum. Es handelt sich dabei um die Separatartikel des Friedensvertrages, die ich gar nicht zum Abdruck bringen wollte.

Article Premier:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie et S. M. l'Empereur de toutes les Russies s'engagent à faire cause commune, soit par terre, soit par mer, soit enfin par terre et par mer, dans toute guerre que la France ou la Russie serait dans la nécessité d'entreprendre ou de soutenir contre toute Puissance Européenne.

Article Second:

Le cas de l'alliance survenant, et chaque fois qu'il surviendra, les Hautes Parties Contractantes régleront, par une convention spéciale, les forces que chacune d'elles devra employer contre l'ennemi commun, et les points où ces forces devront agir; mais dès à présent elles s'engagent à employer, si les circonstances l'exigent, la totalité de leurs forces de terre et de mer.

Article Troisième:

Toutes les opérations des guerres communes seront faites de concert, et ni l'une ni l'autre des Parties Contractantes ne pourra, dans aucun cas, traiter de la paix sans le concours ou le consentement de l'autre Partie.

Article Quatrième:

Si l'Angleterre n'accepte pas la médiation de la Russie ou si, l'ayant acceptée, elle n'a point au premier Novembre prochain consenti à conclure la paix, en reconnaissant que les pavillons de toutes les Puissances doivent jouir d'une égale et parfaite indépendance sur les mers et en restituant les conquêtes par elle faites sur la France et ses Alliés depuis l'année dix huit cent cinq, où la Russie a fait cause commune avec elle, une note sera dans le courant dudit mois de Novembre remise au Cabinet de St James par l'Ambassadeur de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. Cette note, exprimant l'intérêt que Sadite Majesté Imperiale prend au repos du monde et l'intention où elle est d'employer toutes les forces de son Empire pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix, contiendra la déclaration positive et explicite que, sur le refus de l'Angleterre de conclure la paix aux conditions susdites, S. M. l'Empereur de toutes les Russies fera cause commune avec la France, et pour le cas où le Cabinet de St James n'aurait pas donné au 1er Décembre prochain une réponse catégorique et satisfaisante, l'Ambassadeur de Russie recevra l'ordre éventuel de demander ses passeports ledit jour et de quitter immédiatement l'Angleterre.

Article Cinquième:

Arrivant le cas prévu par l'article précédent, les Hautes Parties Contractantes feront de concert et au même moment sommer les trois

Cours de Copenhague, de Stockholm et de Lisbonne, de fermer leurs ports aux Anglais, de rappeler de Londres leurs Ambassadeurs et de déclarer la guerre à l'Angleterre. Celle des trois Cours qui s'y refusera, sera traitée comme ennemie par les deux Hautes Parties Contractantes, et la Suède s'y refusant, le Danemarck sera contraint de lui déclarer la guerre.

Article Sixième:

Les deux Hautes Parties Contractantes agiront pareillement de concert et insisteront avec force auprès de la Cour de Vienne pour qu'elle adopte les principes exposés dans l'article quatre ci-dessus, qu'elle ferme ses ports aux Anglais, rappelle de Londres son Ambassadeur et déclare la guerre à l'Angleterre.

Article Septième:

Si, au contraire, l'Angleterre, dans le délai spécifié ci-dessus, fait la paix aux conditions susdites [et S. M. l'Empereur de toutes les Russies emploiera toute son influence pour l'y amener], le Hanovre sera restitué au Roï d'Angleterre en compensation des colonies françaises, espagnoles et hollandaises.

Article Huitième:

Pareillement, si par une suite des changements qui viennent de se faire à Constantinople, la Porte n'acceptait point la médiation de la France, ou si, après qu'elle l'aura acceptée, il arrivait que, dans le délai de trois mois après l'ouverture des négociations, elles n'eussent pas conduit à un résultat satisfaisant, la France fera cause commune avec la Russie contre la Porte Ottomane, et les deux Hautes Parties Contractantes s'entendront pour soustraire toutes les provinces de l'Empire Ottoman en Europe, la ville de Constantinople et la Province de Roumélie exceptées, au joug et aux vexations des Turcs.

Article Neuvième:

Le présent traité restera secret et ne pourra être rendu public ni communiqué à aucun Cabinet par l'une des Parties Contractantes sans le consentement de l'autre.

Il sera ratifié et les ratifications en seront échangées à Tilsit dans le délai de quatre jours.

Fait à Tilsit, le sept Juillet 1807 (vingt cinq juin mil huit cent sept.)

Signé: Ch. Maurice Talleyrand, Pce de Bénévent. L. S.
Signé: Le Prince Alexandre Kourakin. L. S.
Signé: Le Prince Dmitri Labanoff de Rostow. L. S.

Berichtigungen und Zusätze zum I. Band.

Seite VII. Zeile 16 von unten lies „nicht“ statt „nichts“;
„ XII. „ 9 „ oben „ „315“ „ „300“;
„ 25 „ 8 „ unten „ „die Hälfte“ statt „zwei Drittel; vgl. Wahl, Vorgeschichte der französischen Revolution (1905), I., 97.
„ 98 „ 18 „ „ „ „Apenninpäße“ statt „Appeninpässe“;
„ 119 „ 14 „ „ „ „schien“ statt erschien“;
„ 244 „ 2 „ „ „ „2000“ statt „1200“;
„ 301 „ 11 „ oben aufzunehmen: A. Chuquet, Dugommier, Paris, 1904.
„ 302 „ 8 „ „ „ Rose, France and the first coalition before the campaign of 1796 (English hist. Rev. 1903).
„ 302 „ 16 „ „ „ Briefe Napoleons an Barras, 1796, in „Miscellanea napoleonica“, V.;
„ 303 „ 23 „ unten „ Guyot et Muret, Etude critique sur „Bonaparte et le Directoire“ par M. Albert Sorel (in Revue d'hist. mod., 1904; eingehende aber nicht in jedem Punkte zutreffende Kritik).
„ 303 „ 3 „ „ „ Colucci, La repubblica di Genova e la Rivoluzione francese, 1902, 4 Bde.; Guyot, Le Directoire et la République de Gênes (La Révol. fr. 1903).
„ 305: Doguereau, Journal de l'expédition d'Egypte (éd. Jonquière), 1904; Pélissier, Un soldat d'Italie et d'Egypte; Journal d'Antoine Bonnefous, 1903.
„ 306 Zeile 19 von oben aufzunehmen: Waas, Bonaparte in Jaffa, 2. Teil (Hist. Vierteljahrschrift, 1904).
„ 307 und 308: Hüffer, der Krieg d. J. 1799 und d. zweite Koalition, 1904, 1905, 2 Bde., mit Abschnitten auch über den Rastatter Gesandtenmord, die inneren Zustände Frankreichs während Bonapartes Abwesenheit und über den Staatsstreich im Brumaire.

Seite 310 Zeile 3 von oben lies: „1822—23 und 1828". Hierher: Alfr. Herrmann, Marengo, 1903, bietet eine sehr ausführliche Darstellung der Schlacht.
„ 311 „ 4 „ unten „ „1801" statt „1901";
„ 320 „ 8 „ oben „ „amirauté" statt „armirauté".

An den Anfang der „Litterarischen Anmerkungen" gehörte der Hinweis auf zwei bibliographische Werke von ungleicher Art: auf Lumbrosos „Saggio di una bibliografia ragionata per servire alla storia dell' epoca napoleonica", 1894 ff., 5 Bändchen, eine überaus fleißige, aber viel zu breit angelegte Arbeit, die wohl kaum je von einer einzigen Kraft zu Ende geführt werden dürfte — und auf Kircheisens „Bibliographie Napoleons", 1902, die zwar sehr gute Dienste leistet, aber doch auf Vollständigkeit bei weitem nicht Anspruch machen kann. Von zusammenfassenden Biographien wäre neben den erwähnten von Lanfrey und Rose auch noch etwa das von Pflugk-Harttung herausgegebene Sammelwerk „Napoleon I." in zwei Bänden, Berlin 1900, 1901, zu nennen gewesen. G. Roloffs „Napoleon I.", Berlin 1900, habe ich mit Absicht nicht verzeichnet, da das Büchlein, neben manchen Vorzügen, nicht unerhebliche Mängel und Lücken aufweist, die es mir nicht empfehlenswert erscheinen ließen. Ich habe mich darüber seinerzeit in der „Deutschen Litteraturzeitung", 1900, n. 15, ausgesprochen. War es nun diese Kritik oder war es jene Unterlassungssünde, die dem ersten Bande ganz unmittelbar nach seinem Erscheinen im Augustheft 1904 der „Preußischen Jahrbücher" aus Roloffs Feder eine wenig günstige Besprechung zuzog? Ich möchte nicht gern auf solche Beweggründe raten und würde mich auch jeder Entgegnung entschlagen haben, wenn nicht einzelne der von dem Rezensenten im frischen Ton eines gesättigten Selbstbewußtseins vorgetragenen Bemerkungen grundsätzliche Fragen berührten, deren Erörterung ich nicht aus dem Wege gehen will.

„Fournier schenkt den Memoiren viel zu großes Vertrauen". Namentlich die der Rémusat, Bourriennes, Miots, Talleyrands, Lucians und andere „sind, wie alle Memoiren, unzuverlässig", „geradezu unglaubwürdig". Dieser harte Spruch wird aber doch wieder gemildert, denn „der Historiker vermag mit den Hilfsmitteln der wissenschaftlichen Kritik mancherlei aus ihnen zu lernen". Das ist nun auch meine Ansicht. Ich habe mich deshalb immer darüber gefreut, daß wir so viele Memoirenwerke über jene Zeit besitzen, und stets es beklagt, daß für unsere nationale Geschichte so wenige vorhanden sind, es um so mehr beklagt, als der Historiker seine „Hilfsmittel" desto leichter handhabt, je mehr derartiger Werke ihm zu welchselseitiger Kontrolle zur Verfügung stehen. Ich kann mich daher nicht entschließen, jene vorher erwähnten Bücher mit Roloff „geradezu unglaubwürdig" zu finden. Und das ist nicht bloß meine Meinung. Ein sehr genauer Kenner dieser Epoche, Paul Bailleu, hat gerade über einige dieser Memoirenwerke im 45. Bande der „Historischen Zeitschrift" (N. F.) ein ihren Wert viel-

fach anerkennendes Urteil gefällt und auch der vorsichtige Hüffer nicht angestanden, in seinem neuesten Buche selbst die gewiß nicht unverdächtigen Denkwürdigkeiten Larevellières, Bourriennes, Barras' und Lucians heranzuziehen. Nein, die Memoiren, weil an einzelnen einzelnes nachweisbar unrichtig ist, in Bausch und Bogen zu verwerfen und sich etwa nur an die heute übers Maß geschätzten behördlichen Dokumente zu halten, wäre zwar bequemer für den Forscher, ergäbe jedoch einen schweren Nachteil für die Geschichtsschreibung. Ich wüßte z. B. nicht, wie man die Geschichte des Konsulats darstellen wollte ohne Thibaudeaus Aufzeichnungen. Wer sie ignorierte, wäre versucht, die Vorgänge im Conseil d'Etat und Napoleons Reden darin nach dem „Moniteur“ zu erzählen, und würde nie erfahren, daß diese offiziellen Berichte unwahr sind. Aber Thibaudeau läßt am Ende auch Roloff gelten. Doch die anderen. Da ist namentlich einer, dem der Berliner Gelehrte schon seit Jahren gram ist, weil er, wie so mancher, an den Ernst der Landung Napoleons in England nicht glauben wollte: Miot von Melito. Dieser mag darin, wie in anderen, nicht ganz seltenen Fällen, unrichtiges gemeldet haben. Aber ihm deshalb gar nichts zu glauben, wäre nicht zu rechtfertigen. Wir selbst würden uns doch wohl schönstens bedanken, wenn man aus einzelnen Fehlern und Verstößen in unseren Werken, wie sie dem Besten passieren können, sofort den Schluß auf Wert und Geltung des Ganzen zöge. Auch Roloff bliebe dann von solchem Schicksal nicht verschont. Der hat z. B. in seinem „Napoleon“ Leoben in Oberösterreich gesucht, während es in Steiermark liegt. Wird darum irgendwer schon behaupten dürfen, alle seine geographischen Angaben seien unrichtig? Er hat in demselben Buche nur drei Versuche der Österreicher zum Entsatz von Mantua angenommen, während es doch vier waren. Wird daraufhin allein jemand sagen wollen, daß seine ganze Darstellung unzutreffend sei? Er hat sich in einer seiner letzten Abhandlungen für seine Ansicht (s. oben S. 86. Anmerk.) auf Desbrière's Werk über die Landungspläne berufen, worin gerade das Gegenteil steht. Wird schon deshalb einer erklären können, alle seine Zitate seien unzuverlässig? Sicher nicht, denn das verböte das ewige Gesetz der Gerechtigkeit, und diese Gerechtigkeit sind wir auch den Memoirenschreibern schuldig; wir dürfen daher von ihren Mitteilungen nicht schon von vornherein verwerfen, was nicht an sich unhaltbar oder durch andere maßgebendere Zeugnisse als unwahrscheinlich oder unwahr erwiesen ist.

Da findet Roloff insbesondere, die von mir aufgenommene Erzählung jenes Miot von Melito, Bonaparte habe sich ihm gegenüber, 1797, über seine Pläne mit Frankreich ausgesprochen (I. 133), sei „eine Fabelei“, „die kein geschulter Historiker ernst nehmen kann.“ Das wäre schade, denn die Erzählung ist nicht nur hübsch, sondern auch sehr charakteristisch. Zum Glück hat Roloff unrecht. Er hat übersehen, daß ich Miots Mitteilung durchaus nicht bloß auf sein Zeugnis hin aufnahm. Sie wird ganz wesentlich durch Barante (Mém. I. 45), der sich

auf Regnault beruft, unterstützt, und Regnault befand sich damals in Bonapartes Umgebung, und außerdem durch andere, ähnliche Äußerungen des Generals — beim Fest im Luxemburgpalast, zu Joseph vor seiner Abreise nach Toulon — durch den Ton einzelner seiner Briefe und durch die Furcht des Direktoriums vor seinem Ehrgeiz wahrscheinlich gemacht. Deshalb und aus anderen Gründen hat u. a. auch Sorel die Erzählung in sein großes Werk aufgenommen, und seine sonst so unerbittlichen Kritiker in der „Revue d'hist. moderne" (s. oben) haben sie nicht beanständet, so wenig sie auch an Respekt für Miot übrig haben. Roloff hätte nun, wenn er sich als „geschulter Historiker" bewähren wollte, den Beweis dafür erbringen müssen, daß die Sache unwahr oder von Miot erfunden sei. Seine Ansicht allein ist in diesem Punkte zwar gewiß sehr schätzbar, aber nicht maßgebend.

Gleich Sorel habe auch ich den durch Talleyrand überlieferten „Gedanken" Napoleons verzeichnet, nach einem Siege über das türkische Heer in Syrien den Weg nach Konstantinopel zu nehmen, und hinzugesetzt, daß es ihm mit diesem „vielleicht ernster" gewesen sei, als mit anderen, etwa nach Indien zu gehen u. dgl. Roloff findet das in seiner klangvollen Ausdrucksweise „absurd"; denn mit 13.000 Mann könne dergleichen nicht gewagt werden. Gut. Aber es ist auch in meinem Buche nirgends davon die Rede, daß hierzu die Absicht oder gar ein Plan bestanden hätte, sondern nur, daß Napoleon „vielleicht" den Gedanken ernster erwogen habe, an der Hand kriegerischer Erfolge die christliche Bevölkerung zu revolutionieren — und darin hatte er doch wohl einige Übung — und über Kleinasien eine Diversion zu wagen, die in dem eben entbrennenden Kriege wider die Koalition dem glücklichen Feldherrn im Osten, wenn im Westen die Schlachten verloren gingen, reichen Lohn versprach. Ich bin so unvorsichtig, zu gestehen, daß mir dieser „Gedanke" nicht viel abenteuerlicher erscheint als später der „Plan" einer Landung in England.

Allerdings, Napoleon hatte damals in Syrien nur 13.000 Mann eigener Truppen bei sich. Und doch meint Roloff, indem er sich die Forschungen von Waas zunutze macht, er hätte davon ganz gut einen Teil entbehren können, um die 3000 Gefangenen von Jaffa nach Ägypten eskortieren zu lassen anstatt sie einfach umzubringen, was ich allerdings, trotz Waas, in Abrede gestellt habe. Wer vermöchte auch zu sagen, wie viel Bewaffnete dazu nötig gewesen wären, um das Auseinanderlaufen der Tausende auf einem langen beschwerlichen Marsche unmöglich zu machen? Nun meint Roloff, das hätte den Franzosen weiter keinen Schaden gebracht, da man es ohne Schwierigkeiten verhindert haben würde, sie vor der Armee nach Akka gelangen zu lassen. Da könnte aber wieder die Frage aufgeworfen werden, warum man es, wenn es so leicht war, mit den achthundert Gefangenen von El Arisch nicht ebenso gemacht habe, die nach Jaffa entkommen sind. Daß Napoleon die Hinrichtung als Schreckmittel gebrauchen wollte, sollte Roloff meiner Darstellung nicht entgegenhalten, denn es steht auch da I., 176 deutlich

zu lesen: „Wenn die Schreckenstat von Jaffa weiteren Widerstand hatte lähmen sollen, so hatte sie das gerade Gegenteil erreicht.“

Roloff bekrittelt es auch, daß ich die ägyptische Expedition „fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt auffasse, daß sie Napoleons egoistischen Zwecken dienen sollte.“ „Fast,“ ja, das ist meine Ansicht. Aber daß ich sie mir „unter dem Einfluß Bourriennes“ gebildet habe, muß ich nicht nur als Autor, sondern auch als Leser der „Preußischen Jahrbücher“, ebenso bestimmt wie höflich ablehnen, denn ich glaube für meine Meinung nachgerade genug andere Quellen zitiert zu haben. Ebenso unrichtig ist es auch, wenn Roloff darin einen Widerspruch sieht, daß ich Napoleon im Banne der Vorstellung Alexanders des Großen in den Orient ziehen lasse und diesen Zug doch wieder nur „als Mittel, in Frankreich in die Höhe zu kommen“, bezeichne. Ein Widerspruch existiert da nicht. Es ist einfach die bekannte Theorie Bonapartes, zwei Sehnen auf seinem Bogen zu haben, die in dieser Unternehmung, wie in mancher späteren, zur Anwendung kommt. Versagte jetzt das Mittel in Frankreich, dann blieb das Vorbild Alexanders solange lebendig, bis günstigere Umstände eintraten oder vielleicht eine eigene Herrschaft am Nil Dauer versprach. Napoleon hat so viel Unglaubliches geleistet, daß man ihm auch diesen Gedanken nachdenken darf.

Zum Westen zurückkehrend, nennt Roloff es einen Fehler, daß ich das Ministerium Addington als ein „friedliebendes“ bezeichne und den Friedensschluß von 1801 aus dieser seiner Eigenschaft erkläre. Nun das erstere tut Roloff selbst; denn in seiner Abhandlung zu Napoleons Politik, 1803—1805 in der „Hist. Vierteljahrschrift“ 1902, S. 494 heißt es, es habe 1803 für Napoleon gegolten, „die Zeit wahrzunehmen, solange das friedliche Kabinett Addington-Hawkesbury die Geschäfte leitete.“ Wenn er aber gegen mich geltend machen will, daß nicht die Friedensliebe dieses Ministeriums, sondern „die politischen Verhältnisse, die Not des niederen Volkes in England etc.“ den Friedensvertrag herbeigeführt hätten, so konnte er in meinem Buch (I., 265) die Stelle finden: „Das (die politischen Verhältnisse) und der Wunsch, endlich in Ruhe seine erschütterten Finanzen zu ordnen, die schwer drückende Last der Einkommensteuer zu erleichtern und möglicherweise zu einem günstigen Handelsvertrag mit Frankreich zu gelangen, brachten die englische Regierung dahin, auf Malta zu verzichten usw.“

Zum Schluß geht Roloff mit einem „Irrtum Fourniers“ in's Gericht, den er dort zu finden glaubt, wo beiläufig (I., 106) von der Kriegsweise Napoleons im Unterschiede von der Friedrichs II. die Rede ist. Meine Auffassung der letzteren findet er „grundfalsch“. Ist er aber von der Richtigkeit der seinigen so ganz überzeugt? Ich sagte, schon Friedrich habe, unterschieden von den Vertretern der „methodischen“ Strategie, häufig die Schlacht dem Manöver vorgezogen, „die Not und das Andrängen verbündeter und überlegener Gegner“ hätten ihn dazu

gezwungen, Roloff dagegen: „nicht der Not, sondern dem eigenen Triebe folgend“, habe er die Schlachtentscheidung bevorzugt, darin aber „seinen Zeitgenossen gegenüber keine Ausnahmsstellung eingenommen.“ Da darf wohl auf Delbrücks „Historische und politische Aufsätze“, S. 249, verwiesen werden, wo es heißt: „Praktisch, getrieben durch die besonderen Verhältnisse Preußens und durch seinen Mut,“ habe sich der König „dem reinen Schlachtprinzip mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen genähert“, auf Kosers „Friedrich den Großen,“ II. 101, über den Gegensatz zwischen des Königs Strategie und der der Anderen, und auf die von demselben Forscher in der Hist. Zeitschrift 92 (1904), S. 256, angeführte Tatsache, daß Friedrich 1762, als mit dem Bündnis seiner Feinde auch die Überlegenheit ihrer Kräfte aufgehört hatte, eine Hauptschlacht nicht mehr beabsichtigte. Ich hatte darum vielleicht doch nicht so ganz unrecht, die paar Sätze unverändert aus der ersten Auflage in die zweite herüberzunehmen — aus der ersten Auflage, in der Roloff mein Buch, wie er im Eingang seiner kritischen Bemerkungen sagt, „immer gern zur Hand genommen hat“, denn „es enthält eine geschlossene, auf fleißigem Quellenstudium ruhende Anschauung, ist flott geschrieben und eignet sich vortrefflich zur allgemeinen Orientierung vor weiterer eigener Forschung“. „Diese Eigenschaften“, fährt er fort, „hat auch die zweite Auflage, die manche Irrtümer der ersten beseitigt und die Resultate neuerer Forschung verwertet.“ Sollte man nun da nicht glauben, das Werk sei empfehlenswert? Weit entfernt. Am Schluß heißt es: „Als einen wissenschaftlichen Fortschritt kann ich nach allem das Fourniersche Buch nicht ansehen und zur Lektüre für den Laien halte ich es wegen der bezeichneten Mängel als wenig geeignet.“ „Kann ich,“ „halte ich“ — das rettet mich vor völliger Zerknirschung, denn mir bleibt doch noch der Trost, daß möglicherweise Andere sich anders äußern werden, und gibt mir auch die Kraft, dem drohenden Wink Roloffs nach dem zweiten Bande hin standzuhalten, „worin es an Stoff zur Diskussion nicht mangeln wird.“ Das hoffe auch ich. Denn ich würde es für eine schlechte Probe auf mein Buch ansehen, wenn es etwa weiterhin von Roloff, dessen Anschauungen über Napoleon und seine Zeit bekannt sind, unwidersprochen bliebe.

Wien, Ende Oktober 1904.
